







ML
410
.LW1
08x

Der Roman Richard Wagners

Herzensgeschichten des Kompositors

von

A. O. von Pozsony



Leipzig
Verlag der Frauen-Rundschau

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Druck der Spamerischen
Buchdruckerei in Leipzig

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Erster Teil.



Inhalt-Verzeichnis

-
1. Kapitel: Die Gesetze der praktischen Nebenmenschen.
 2. „ Was die „Gesellschaft“ verlangt.
 3. „ Richard Wagners erstes Auftreten als „Darsteller“.
 4. „ Zum zweiten Mal verwaist.
 5. „ Wie es „Käferle“ erging.
 6. „ Rivalinnen.
 7. „ Das Recht auf Liebe.
 8. „ Richard Wagner und die Frauen.
 9. „ Enttäuschungen.



1. Kapitel.

Die Geseze der praktischen Nebenmenschen.

„Sie haben ihn in Erz gegossen! Sie stellten ihn auf steinernen Fußsockel! — Sie wollten ihn so der Ewigkeit bewahren! — Eitles Treiben! —

Was ist all euer Erz, was sind all-euere Granite und gespaltete Felsblöcke? — Mürbes, morsches Zeug! Der Sturm umtobt sie, und zerbröckelt liegt das „Ewige“ vor euch, mürbe, morsch, wie die Hände, die es gefügt! —

Wollt ihr seinen Körper festhalten und vergegenwärtigen? —

Was ist Körper? — Ein Vorzug oder vielmehr ein Übel, das jedes Tier mit uns gemein hat! — Wo ist der Geist? Was ist der Körper ohne Geist, was der Leib ohne Seele? —

Ihr rühmt euch und jubelt, wie diese und jene Falte geglüht, singt Hosiana, wie dort die Runzel getroffen, wie hier das Pünktchen nachgeahmt; — es sind Falten, Runzeln, Pünktchen, gefügte Klümpchen Erz, es fehlt die Seele, der Geist, der nicht nur im gegossenen Erz, sondern im Volke leben soll. Fehlt dieser Geist? den ruft ihr nicht zurück, den stellt ihr nicht auf den lauten Markt, den schließt ihr nicht an Stein und grabt ihn in die Erde. Lebt er aber im Volke, bedarf er eures Monumentes nicht, er fliegt durch die weiten Räume des Alls und braucht nicht euren Stein, euer Erz, euren Markt,

euren lauten Bedruf für den Wanderer, der zufällig des Weges am Monumente vorbeigeht.

Im Herzen jedes einzelnen, im innersten Fleckchen desselben, auf der feinsten Faser, da steht er ungesehen, sein eigen Monument, das Herz ist die Stadt, das innerste Fleckchen der Platz, das feinste Fäserchen das Piedestal. Und hebt sich der kleinste goldene Morgenstrahl der Erinnerung, da erklingt das Monument wie die Memnonsäule, und dieser Klang geht durch eine Welt, daß sie erbebt und leise erzittert. —

Das sind die Monumente Beethovens, Mozarts, Webers, Richard Wagners im Herzen des Volkes. Diese Monumente umtoben Stürme, umschleichen Gewitter, sie stehen fest, trocken der Ewigkeit! — Diese Monumente vermag kein Blitz zu zerschmettern, keine Flut wegzuwälzen, kein Feuer zu schmelzen, kein Abgrund zu verschlingen, und sperrt einer da oben die Türe der Herzensstadt zu, da legt das Monument der Vater in die des Sohnes, der Sohn in die des Enkels, dieser in die des Urenkels, und so dauert es fort und fort, ungestört, ungesehen, ewig, ewig — für die Ewigkeit!

Was sind eure Monumente dagegen, die ihr ihm aus Erz errichtet, gegen die Monumente, die sich Richard Wagner im Herzen aller Nationen durch seine göttliche Kunst errichtet?“ bemerkt Silhes in einem Bedruf an die ethische Gesellschaft. „Eitles Nichts, eine leise Ahnung, ein winziger Schatten, plumptes Erz, gefügt, geglättet, poliert und herausgepußt, ein Tag hat es entstehen gesehen, ein Tag kann es fallen machen; wo ist dann eure Ewigkeit, euer Ring ohne Ende, eure Kette ohne Auslaß? — Dahin — dahin!

Grabt Höhlen aus, werft Berge als Fundamente hinein, wälzt Chimborassos als Sockel hinzu, türmt Gipfel und stellt hinauf das Abbild eures Götzens, auf daß sein Haupt die Wolken trage und seine Hand

von einem Welttheile zum anderen reiche; aber fragt vorher nach, ob das Volk, das unten vorübergeht, nicht ein kleines, kleines Fleckchen im Herzen habe, auf dem sein Name unauslöschlich eingegraben steht; ist dies nicht der Fall, dann werft eure Monumente, welche die Inschrift tragen, daß ein „dankbares Volk“ sie errichtet, werft eure Riesen herab, schmiedet Äxte aus dem Erz, zerschlagt die Berge mit diesen; denn euer Werk ist umsonst; schade um die Zeit, schade um den Platz, es verstellt höchstens den Weg — das ist alles!“ — — — — —

Die Gewaltigen im Reich der nimmer endenden Poesie der Töne leben im Gedenken einer Welt — im Herzen des Menschen — das sind wahre Volksmonumente, die Beethoven, Mozart, Weber, Richard Wagner sich selbst errichtet, diese Monumente leben ewig, unvergänglich, unzertrümmerbar. — — — — —

Das Haus des Polizeiaktuars Karl Friedrich Wagner war nicht das schönste und größte in Leipzig, aber es war nett und reinlich von außen und in seinem Innern fehlte nichts, was zu einer bescheidenen bürgerlichen Haushaltung gehörte. — Um den Charakter der Menschen besser zu beurteilen, muß man auch das stille Gemach sehen, das sie zu ihrem Lieblingswohnsitz erkoren. Dieser war im Hause des Herrn Polizeiaktuars Wagner eine geräumige, viereckige Stube; einfach gemalt, umschloß sie ein Meublement, das so alt und altväterisch war, daß es aus früheren Jahrhunderten zu stammen schien; aber für diese Familie waren diese alten Möbel ein Schatz, eine Art Familiendchronik; an jeden Stuhl knüpfte sich eine Erinnerung, an jedem Tische war in Freud und Leid irgend eine Gesellschaft gesessen, deren Glieder die heiligsten und ersten Stellen im Gedächtnis einnahmen; jeder Schrank war eine Reliquie aus längstverklungenen glücklichen Ta-

gen, somit heilig für sie durch Zeit und Erinnerung. In einem Winkel stand ein altes, sorgfältig abgestäubtes Spinett; auf diesem lagen Sonaten und Trios der alten guten deutschen Meister: Haydn, Gluck usw.; Mozart war unter ihnen noch der jüngste. In einem Käfige auf dem Fensterbrette zwitscherten zwei Kanarienvögel und langten mit den Schnäbeln nach den Rosen und Gelbveigeln, die, sorglich gepflegt, in blanken Töpfen das Fenster zierten. Kupferstiche, rechts und links von sechs Silhouettenbildern flankiert, hingen neben dem Doppelhimmelbett des Ehepaares Wagner. Gegenüber die Porträts ihrer Eltern im Rokokostüme, unter allen ehrwürdigen Reliquien für sie die ehrwürdigsten. In diesem Zimmer wurde am 23. Mai 1813 Richard Wagner geboren.

Der Polizeiaktuar Karl Friedrich Wilhelm Wagner war seit acht Jahren verheiratet.

In Anbetracht seiner Verdienste bei den französischen Truppendurchzügen durch Leipzig sollte eben der Polizeiaktuar Wagner befördert werden, als eine tödliche Krankheit ihn aufs Krankenlager warf. Der Arzt erklärte den Zustand zuerst für bedenklich, allein wie es schien, irrte derselbe, denn der Herr Aktuarium konnte bereits am vierundzwanzigsten Tage nach Ausbruch der Krankheit einige Stunden außer Bett zubringen, um den Besuch seines vorgesezten Herrn Rat Niederhöfer zu empfangen. Der Besuch des Rates galt Wagner als ein günstiges Vorzeichen für die bevorstehende Beförderung, und er wurde deshalb von der Familie, mit Ausnahme Ludwig Geyers, mit gebührenden Ehren empfangen. Geyer entfernte sich sofort lachend, als Frau Johanna Wagner ihm, als er zur gewöhnlichen Zeit erschien, um seinem Freund Wilhelm seinen Besuch zu machen, im Vorzimmer mittheilte, daß Rat Niederhöfer sich zur Visite melden ließ. Geyer ging sofort wieder in seine, ein

Stockwerk höhergelegene Wohnung, um später, als der Abend hereinbrach, trotz der rauhen Witterung, auszugehen. Man rechnete Ludwig Geyer als intimen Freund des Aktuars zur Familie. Er hatte eine kleine Mansardenwohnung im gleichen Hause inne und war auch ein Freund des Vaters der jetzigen Frau des Aktuars — des früheren Schmiedemeisters Johann Berz. Die Familie Berz übersiedelte 1803 von Weißenfels nach Leipzig. Geyer war, als er an der Leipziger Universität Jurisprudenz studierte, ein Freund der Familie Berz geworden, die fleißig im Liebhabertheater mitwirkten. Geyer hatte die jetzige Frau seines Freundes sozusagen aufwachsen sehen. Ludwig Geyer war zur selben Zeit in ein Mädchen verliebt, als sein Freund, der Polizeiaktuar Wilhelm Wagner, welcher mit ihm im Liebhabertheater „Thalia“ zusammen zweimal jeden Monat wirkte, um Johanna Rosina Berz freite. Die Verwandten, bei welchen Geyer wohnte, erzählten ihm von dem Glück, welches Johanna Berz machte, denn war auch der Herr Polizeiaktuar nicht gerade für ein schwärmendes junges Mädchen passend, so hatte er dagegen eine gesicherte Stellung beim Rat, war ein kreuzbraver Charakter und für den Ehestand und das häusliche Glück eines subalternen Beamten passend angelegt. Ludwig wünschte, als er Johanna auf der Straße traf, Glück zu ihrer Verlobung. Das Mädchen wurde feuerrot und ihre Hand zitterte in der seinen. Es war jedenfalls das bevorstehende Glück, das Johanna diese sichtbare innere Erregung verursachte. Gewiß, so muß es gewesen sein, denn es kam ja auch kein Wort der Ablehnung über Johannas Lippen, als ihr die Mutter eine Stunde, nachdem der Herr Polizeiaktuar um ihre Hand angehalten und Tränen in ihren Augen standen, begreiflich machte, daß das Glück der Ehe nicht auf dem beruht, was ein junges Mädchen Liebe nennt, sondern daß Achtung und Freundschaft ein

besseres Fundament für den Ehestand bilden, als eine flüchtige Neigung zu einem Komödianten.

„Ich bitte dich, Mutter, sprich nicht aus, denn ich habe dir noch nie Veranlassung gegeben, über meine Neigungen auch nur einen Augenblick nachdenken zu müssen.“ —

„O, ich bin nicht blind — das Mutterauge sieht scharf. Ich schwieg, weil du immer ein gutes Kind warst und dich im Verkehr mit Ludwig Geyer in jenen Grenzen hieltest, die einer wohlherzogenen Tochter geziemen. Ich hoffe, du wirst auch ferner so handeln und von nun an den Verkehr mit dem Schauspieler meiden.“

„Herr Geyer, liebe Mutter, ist der Sohn hochachtbarer Eltern — sein Vater war Justizamtmann in Eisleben; er wäre jedenfalls beim Justizstudium geblieben, wenn ihm nicht durch den Tod seines Vaters die Mittel, seine Studien an der Universität fortzusetzen, gefehlt hätten. Dann erst wurde er Schauspieler. Aber Geyer ist nicht nur Schauspieler, sondern auch ein guter Maler, ein echter Künstler, der durch sein Talent und seinen Fleiß sogar die Seinen aus Not und Bedrängnis befreite.“

Die Mutter strich dem jungen Mädchen über die Wangen und entgegnete mild: „Das weiß ich, mein Kind, und du brauchst deshalb nicht in Erregung zu kommen. Ich habe gegen den Charakter Geyers keine Einwendung. Er wird allgemein als ein liebenswürdiger, junger Mann gerühmt — aber das genügt doch wohl nicht — — — ja — ja, werde nur nicht feuerrot im Gesicht. — Ich meine nur, im allgemeinen sind Künstler, namentlich die Genies, schlechte Ehemänner. Ich rate dir ja auch nur als Mutter, du mögest deinem Verlobten — —“

„So viel mir bekannt, ist Herr Aktuarus Wagner ein Freund Geyers, liebe Mutter. Sie spielten oft im Liebhabertheater zusammen, und der Herr Aktuarus schätzt Geyer als Freund und Künstler.“

„Man darf aber Freunde des Verlobten nicht besonders auszeichnen, und mit Kinderfreundschaften muß ein junges Mädchen stets brechen, sobald sie sich verlobt, sonst können diese Freundschaften in der künftigen Ehe eine Last, wenn nicht eine Fessel werden. — Sieh, welches Glück deine Schwester Eva machte — und das nur durch ihre Klugheit. Sie fesselte Herrn Evert nur durch ihren Verstand und wußte sich in ihrer Ehe die Autorität im Hause zu erhalten, und unbestritten ist Evert als Pharmazeut und Mensch nur durch die Klugheit seiner Frau — eine beliebte Persönlichkeit in Leipzig und deine Schwester dadurch hoch angesehen geworden. Das wirst du auch als Frau Aktuariums Wagner werden, denn dein künftiger Mann gilt beim Räte der Stadt sehr viel. — Ich weiß, daß du ein gutes Kind bist und eine vorteilhafte Heirat, um welche viele dich beneiden, nicht mutwillig zerstören wirst.“ —

Nach dieser Unterredung fühlte sich Johanna wie gewaltsam aus einem Traum aufgerüttelt. Sie fühlte die schmerzende Wunde, denn sie sah sich plötzlich für immer um das Glück ihres Lebens betrogen. Die Liebe, die sie für das schönste im Leben hielt — mußte einer Art Resignation auf Glück in ihrer Ehe weichen. —

Die Ehe des Herrn Polizeiaktuariums Wagner galt in Leipzig allgemein als eine glückliche, denn Johanna war eine gute Gattin und Mutter.

Ludwig Geyer nahm nach Verheiratung Johannas ein Engagement als Schauspieler am Stadttheater in Stettin, dann in Breslau an und kam im Herbst 1809 an das kgl. Theater in Leipzig, das um diese Zeit eine Filiale des kgl. Hoftheaters in Dresden war.

Man erzählte damals, daß Geyer wegen einer Herzensangelegenheit, nach Johannas Verheiratung,

Leipzig verlassen und ein Engagement in Stettin angenommen habe.

Sofort nach seiner Ankunft in Leipzig suchte Ludwig Geyer seinen Freund Wagner und dessen Frau auf. Kurze Zeit darauf zog der inzwischen zum Liebling der Leipziger gewordene Schauspieler und Porträtmaler, nachdem seine Verwandten gestorben und er sich in seinem Heim vereinsamt fühlte, auf Wunsch Wagners in dessen Haus.

Ludwig war von nun an täglicher Gast im Hause des Polizeiaktuars; man rechnete ihn zur Familie.

An jenem Abend saß die Familie Wagner um die zwei Arbeitslichter in der großen Bohnstube mit den schmalen Fenstern. Frau Wagner und die Kinder saßen um den Tisch. Sie arbeitete, Rosalie, Albert, Karl, Julius, Luise, Therese und Klara spielten, der Polizeiaktuar im Lehnstuhl hielt sich, seitdem er krank war, mehr abseits — in der Dämmerung, während das jüngste Kind, der fünf Monate alte Knabe, Richard, ruhig in seinem Schaukelkorb im Nebenzimmer schlief. Hier und da, wenn Frau Wagner ein Geräusch hörte, eilte sie zur Türe des Nebenzimmers und horchte, ob der kleine Richard etwa erwacht sei. Als alles still blieb, kehrte sie auf ihren Platz zurück, die Kinder ermahnend, nicht laut zu sein, damit Richard nicht erwache und Vater gestört werde. Hier und da fiel ein Wort in das folgende Schweigen, und die Stille schloß sich wieder und noch dichter über Mann und Frau zusammen, stoßweise lachten die Kinder und spielten weiter. Manchmal hob Frau Wagner den Kopf, um nach dem Treiben der Kinder zu sehen, dann arbeitete sie weiter und horchte, als erwartete sie eine Unterbrechung dieser stillen Stunde um den Familientisch, wo sie, wie so oft, auch heute saß, einer unbestimmten Wehmut nachjagend, in welcher das Geheimnisvolle und Unfaßbare, Wunderbare, woraus das

Leben für sie hätte bestehen können und worin sie nun plötzlich in ihren Gedanken und Träumen mitten darin zu sein glaubte.

Ein ängstliches Stöhnen, das aus der Dämmerung kam, wo ihr Gatte saß, schreckte Johanna plötzlich auf, und was sie vorhin in ihren Träumen sah, schmolz rasch vor der rauhen Wirklichkeit zusammen.

Schnell legte sie die Arbeit auf den Tisch, eilte zum Lehnstuhl, in welchem unter schmerzlichen Stöhnen ihr Mann saß. „Du leidest heute Abend sehr, Wilhelm?“

„Ich fühlte mich bis vier Uhr besonders wohl — aber seit zwei Stunden will die Beklemmung nicht weichen.“ —

Johanna strich mit ihrer Hand über das Haar ihres Mannes und neigte sich zu ihm: „Es wird vorübergehen. Du wirst sehen, es geht vorüber!“

Während Frau Wagner kosend mit der Hand über das Haar ihres Gatten fuhr, glitt ein schmerzhaftes Zucken langsam über ihre Züge und in das Gesicht gruben sich zwei scharfe Kummerfalten, die deutlich, trotz des sinnenden Blickes, aus einer inneren Schmerzquelle zu kommen schienen.

„Warte, Lieber, ich gebe nur die Kinder zu Bett, dann setze ich mich zu dir und wir plaudern, dann denkst du nicht mehr an deine Schmerzen.“

„Wie gut du bist!“

Johanna wandte sich zu den Kindern. „Kommt Kinder! Sagt dem Vater hübsch gute Nacht — und dann zu Bette!“ —

„Jetzt schon — ach bitte, Mama, laß uns noch, Albert zeigte uns gerade, wie die Franzosen marschieren.“

„Laß sie marschieren — aber heute müßt ihr ebenfalls marschieren, und zwar ins Bett!“

Nur schwer trennten sich die Kinder von ihrem Spielzeug am Tisch. Dann eilten sie zum Vater, küßten ihm die Hand und wünschten ihm eine geruh-

same Nacht! Der Kranke umarmte und küßte die Kinder herzlich, schärfte ihnen ein, das Abendgebet nicht zu vergessen, und sah ihnen lange nach.

Als Johanna mit den Kindern das Zimmer verlassen hatte, erhob sich Wagner langsam. Sichtlich bereitete ihm jede Bewegung Schmerzen. Indes brachte er es doch, wenn auch mit Hilfe des Stockes, bald fertig, aufrechtzustehen; langsam und vorsichtig versuchte er dann einige Schritte gegen das Fenster zu machen. Dort angekommen, zog er den Vorhang fort, um nach der Straße zu sehen. Stoßweiser Regenschauer schlug an die Fenster, der Wind segte von der Straße heran, klopfte an die Wände und heulte in den Schornsteinen, als wollte er herein. „Er scheint heute nicht zu kommen — und es liegt mir gerade heute wie ein Alp auf der Brust, mich mit ihm auszusprechen. Ich will und muß klarsehen. Ach! ich wollte, der Rat hätte mich nicht besucht. Seitdem mich der Mensch verlassen, ist es mir, als befände ich mich plötzlich in einer anderen Welt der Erinnerung, die von den Toten aufsteht, um Leben zu gewinnen. Ach Gott, es kann ja nicht sein, nein, nein — aber warum — wie waren die Worte des Rates? ‚Wer den warnenden Stich nicht fühlen will, der wird dafür um so schmerzlicher den Stachel des Gewissens zu fühlen haben!‘ — Die Worte wollen mir nicht aus dem Sinn!“

Ein lautes „Guten Abend!“ unterbrach das Selbstgespräch des Aktuars, der wie erschreckt von der ihm sonst so gewohnten lieben Stimme erzitterte, dann drehte er sich dem Eintretenden zu: „Guten Abend! Ich glaubte schon, du würdest heute nicht mehr kommen.“

„Ich hatte noch im Theater zu tun. Der Regen und der Wind macht das Fortkommen auf der Straße besonders beschwerlich. Aber du, wie geht es dir? Deine Frau sagte mir eben, daß du dich

nicht mehr so wohl wie am Tage fühltest. Ich glaube immer, du hast zu früh das Bett verlassen!“

„Es wird vorübergehen!“ meinte lächelnd der Aktuar und suchte den Lehnstuhl zu erreichen.

„Denk ich auch. Na, sieh, du gehst ja ganz leidlich. Tanzen freilich kannst du noch nicht — aber wird auch noch kommen. Wenn der abscheuliche Winter erst vorbei ist — dann gehen wir zusammen nach der Sächsischen Schweiz, da im frischen Grün wirst du deine alte Kraft wiedergewinnen. — — Laß nur erst Ostern kommen — dann schließt unsere löbliche königliche Intendanz den dramatischen Tempel in Leipzig — und ich wandere mit dir.“

„Wenn du bis dahin nicht anderweitig gebunden bist!“ antwortete Wagner langsam, sichtlich bemüht jedem Wort eine Bedeutung zu geben.

„Anderweitig? Gebunden? Wie meinst du das?“

„Nun — es könnte ja sein, daß du dich einmal entschließt eine Frau zu nehmen — zu heiraten.“ —

„Ich?“ Geyer lachte auf. „Ha! Ha — Nein, Wilhelm, daran denkt meines Vaters Sohn nicht.“

„Warum nicht? — Du bist jung und —“

„Lieber Freund“, unterbrach ihn Geyer, „sei so lieb, setze dich in deinen Lehnstuhl und plaudere mit mir, wenn es dich nicht anstrengt, über ein anderes Thema! Denn das ist für mich langweilig!“

„So — na, dann entschuldige, lieber Freund, aber — — —“

Geyer warf sich in einen Stuhl und rief unwillig: „Heiraten! Heiraten!“

Den Komödianten sollte eigentlich das Heiraten überhaupt verboten werden — welche Bürgers-tochter heiratet einen Komödianten oder Maler?“

„Nun, du hast doch früher, — ich als dein alter Freund weiß es genau — genug junge Mädchen kennen gelernt.“

„Ja, das hab ich. Wenn ich da oben allein

in meiner Bude bin, setze ich mich oft vor das Feuer im Ofen, vorher schließe ich die Türe, lasse die Gardinen herab und da tauchen in meiner Erinnerung Episoden auf, an die ich Jahre nicht gedacht. Und wenn ich mir selbst einen besonderen Feiertag bereiten will, werfe ich einen Blick rückwärts — und lasse die Revue passieren — alle — alle, die ich kannte. Es sind viele, lieber Freund, aber sie alle zogen mit mehr oder weniger geringschätzigem Lächeln an dem Komödianten, der es wagte, seinen Blick zu ihnen zu erheben, vorbei — hinaus ins volle Leben. Einzelne stießen sich gleich an der Schwelle wund; das erwartete und ersehnte Glück kam nicht. — Eine andere fand ihr Glück in den Armen eines anderen, vergriff sich aber in der Nummer und wurde unglücklich.“ — — Hier unterbrach sich Geyer, fuhr mit der flachen Hand über Augen und Stirne und sprach dann langsam: — — „Einmal — — da war ich nahe am Glück. Kurz vor jener Zeit, wo ich Leipzig verließ, um draußen zu vergessen — was man nimmer vergessen kann — was die dummen Menschen erste Liebe nennen. Meine Mutter war damals gerade gestorben — ich fühlte mich vereinsamt in der großen Wohnung und mietete mir ein Zimmer bei einer Frau, deren Gatte und Kinder bis auf eine Tochter tot und die von einer kleinen Rente mit ihren Erinnerungen und stillen Trauer in Zurückgezogenheit lebte. Ich wohnte mehrere Monate bei der Frau, ohne daß wir uns eigentlich näher kannten. Ich sah wohl die Tochter hie und da, wechselte auch einige Worte, solche, die man als junger Mann mit einem Mädchen zu wechseln pflegt, und es fiel nichts vor, was von der allgemeinen Landstraße des Lebens abwich. Eines Tages, es war im Winter, wollte es in meinem Zimmer nicht warm werden, und die Frau entschuldigte sich, daß der Kamin schadhast geworden. Am selben Abend sandte die Wirtin das Mädchen zu

mir, ob ich nicht in ihre Wohnung kommen wollte, wo es behaglich warm sei. Ich war eben von einer Probe heimgekehrt, war in guter Stimmung und wollte diese nicht mir dadurch verderben lassen, daß ich im kalten Zimmer sentimental saß und träumte. Ich folgte also der liebenswürdigen Einladung. Als ich die Wohnung meiner Wirtin betrat, fand ich ein so warmes, trauliches Nest, in dem ein scheuer Vogel sich schon zur Ruhe schlagen konnte. Die Witwe saß am runden Tisch, vor dem Licht, mit ihrer Handarbeit beschäftigt und etwas entfernt, wo das Licht gedämpft erschien, bemerkte ich, während ich selbst noch im Vorzimmer war, das junge Mädchen sitzen, die Hände auf den Knien, in schwarzer Kleidung. Da war mir, als sähe ich plötzlich zwei Augen auf mich gerichtet, ängstlich und forschend, zwei dunkle Augen, in deren Tiefen eine Flamme leuchtete. Ich sah nur diese mir unvergeßlichen Augen — anfangs fern, aber allmählich kam es näher, bis es sich nach und nach zu etwas formte, zu einem Antlik, schön — schön. Die Frau stand auf, um mich zu begrüßen. Ihre Tochter erhob sich ebenfalls und kam mir zögernd einige Schritte entgegen, reichte mir die Hand zum Willkommen — und ich fühlte, während ich in ihre Augen sah, daß sie ihre Hand länger als gewöhnlich in der meinen ruhen ließ. Ich wußte nicht weshalb. Aber später begriff ich es. — Der Mensch hat im Leben nur einmal die Gottheit nahe — begreift er sie, so breitet sie ihre Allmacht über ihn. Auch ich ahnte die Nähe einer Gottheit, denn von jenem Abend ab fühlte ich sich etwas in mir lösen und aufleuchten wie ein plötzliches Licht im Dunkel vor dem Verirrten aufleuchtet, und die Gewißheit, daß ich doch einen Augenblick lang von einem Weib geliebt worden. Es kam über mich wie eine Offenbarung — — —. Und als ich wieder kam und die ängstliche Frage in diesen brennenden Augen, in deren Tiefe mehr Gedanken

als Gefühl lag, während wir uns die Hand gaben, las, da wußte ich, daß ich innig geliebt wurde, denn der Blick in eines Menschen Auge ist das stumme Bekenntnis der Seele, der Boden des unaufgelösten Gefühls. Es schien mir seit jenem Abend immer mehr, als sei etwas Großes geschehen, es war ja auch die Erweckung einer innigen Liebe, die nur die Allmacht uns ins Herz gesenkt. Nachdem wir klar über unsere Herzen waren, offenbarte ich mich als ehrlicher Mann der Mutter und hielt um die Hand des geliebten Mädchens an. —

Und die Mutter — die brave gottesfürchtige Frau, wies — ja, lieber Freund, dem Komödianten die Türe, und ließ wenige Wochen später ihre Tochter lieber ins Wasser gehen, ehe sie den Herzenswunsch ihres letzten Kindes erfüllt hätte. Der Komödiant war für das Kind der Beamtenwitwe kein ebenbürtiger Mann. Als ich nach langer Krankheit, in der ich den Zusammenhang mit dem Leben um mich herum verlor, und die letzte Saite meiner Zukunftshoffnungen schwirrend zerspringen sah, wieder auf die Beine kam, nahmst du alter Freund und deine gute brave Frau — die mich, ihren Jugendspielen, nicht aus den Augen verlor, sich meiner an, um mich nicht in Verzweiflung unter den kalten Menschen verkommen zu lassen. Dann verließ ich Leipzig, um zu vergessen, was der Mensch doch nicht vergessen kann. Und als ich wieder kehrte, nahmst du und deine Frau mich wieder liebevoll auf. Das vergesse ich euch nie!“ Geyer war bei diesen Worten aufgestanden und umarmte stürmisch seinen kranken Freund.

„Ja, es war eine böse Zeit für dich, Ludwig!“

„Was mir geschehen, ist nichts anderes, als was diesem oder jenem auch geschieht, der auf der Sonnenseite sich fühlend, die Hand über den Zaun hinaus streckt. Mit derartigen Erinnerungen im Herzen läßt man hübsch den Gedanken an Liebe fahren. — Ach

— du hast Erinnerungen in mir wach gerufen, denen ich am liebsten aus dem Wege gehe — man fühlt sich nicht wohl dabei! Namentlich tobt es in meinem dummen Schädel, wenn ich die sogenannten Standesunterschiede im bürgerlichen Leben, die ich durchaus nicht begreifen kann, sich in den Vordergrund drängen sehe. Da möchte ich immer gerade unter das Bürgertum mit geballter Faust dazwischen fahren.“

„Das wirst du so lange tun müssen, bis du die herrschenden Gesetze der Standesvorurteile, die nun einmal seit Jahrhunderten bestehen, anerkennst.“

„Das werde ich nie, denn ich habe seit dem ersten Ereignis in meinem Herzensleben Verachtung und Haß gegen die moralisch verkommenen Tummelstätten, die man Gesellschaft nennt, — geschworen, jener Partei, die alles was Talent, Geistesfreiheit heißt, in die Schnürbrust, Sitte und Gesellschaft genannt, einengt, und jeden frischen Flug, den fröhlichen Hauch der Natur und Menschheit nach einem gesellschaftlichen Regulativ regeln will.“

„Die herrschende Gesellschaftsordnung hat eben Gesetze, die man respektieren muß!“

„Sage lieber, daß die sogenannte Gesellschaftsordnung in spanischen Stiefeln eingeschnürt ist und im größten Gegensatz zu dem geistigen Leben steht. Unter dieser Gesellschaftsordnung geht jeder Fortschritt zu Grunde. Diese Herrschaftsordnung ist — ein vorzügliches Institut zum Selbstträdern — aber nicht zum Selbstleben!“

„Sie ist auf Gesetze gegründet — also — — —“

„Du hast immer das Gesetz vor Augen!“ polterte Geyer auf.

„Das habe ich auch!“ entgegnete Wagner ruhig, „denn ohne Gesetze und Zwang hört einfach der soziale Organismus zu existieren auf.“

„Übrigens gibt es nicht bloß von der Behörde diktierte, sondern auch Gesetze, die von unseren Nebenmenschen erlassen werden — die da laut sprechen,

wenn die Gesetze des Staates schweigen müssen, weil kein Paragraph existiert, nach welchem eingegriffen werden kann. Jeder Tag bringt uns Beispiele, daß der physiologische Zwang, den unsere Nebenmenschen auf uns ausüben, mehr Macht besitzt, als der mechanische des Staates, und daß es den Menschen oft leichter ist, der Gerechtigkeit zu entschlüpfen, als den weichen Polypenarmen der Gesellschaft.“

Geyer ging, während Wagner, der sich in sichtbarer tiefer Erregung in den Lehnstuhl niedergelassen, sprach, zum Pfeifenständler, nahm eine Pfeife herab, dann aus der Tabaksterrine Tabak, stopfte damit die Pfeife; zündete sie an, und machte es sich, aus dem Munde dicken Rauch zur Decke sendend, auf dem Sofa bequem.

„Ja, ja, meinetwegen. Nur begreife ich nicht, weshalb du dich als leidender Gottesmensch heute so über unsere Gesellschaft ärgerst — kümmere dich, wenn du gesund bist, wie es dein Amt vorschreibt, um diese, aber jetzt nicht“, entgegnete Geyer, indem er eine lange Wolke aus dem Munde blies.

„Tue ich auch nicht — aber sie bekümmert sich um mich — ja, um mich“, — betonte, mühsam die Worte hervorstoßend, Wagner, als ihn sein Freund verwundert ansah.

„Um dich? Du fügst doch keinem Menschen ein Leid zu — hast keinen Verkehr — lebst nur für deinen Beruf, deine Familie — was will denn die Gesellschaft von dir?“

„Das ist es ja — eben, weil ich mich um die Gesellschaft nicht kümmere, darum meint sie, sei ich auch — blind und taub.“

Geyer stieß eine Rauchwolke von sich und lachte, nachdem er die Pfeife aus dem Munde genommen hatte, hoch auf.

„Lache nicht, Ludwig, denn die Angelegenheit hat eine ernste Seite. Höre!“

„Ich bin ganz Ohr. Aber ich bitte dich, lieber

Wilhelm, streng dich nicht so mit dem Sprechen an — das schadet deiner Gesundheit.“

„Heute besuchte mich Rat Niederhöfer!“

„Deine Frau sagte es mir bereits!“

„Meine Frau — so — meine Frau!“ wiederholte Wagner und blickte Geyer plötzlich starr an. Dieser in dem Glauben, er sei unwohl geworden, neigte sich vom Sofa zu ihm und fragte: „Ist dein Befinden schlimmer? Kann ich dir — ich — werde deine Frau rufen!“

Geyer wollte aufstehen, doch Wagner hielt ihn zurück. „Nein — nein — laß — ich will mit dir allein sprechen.“

„So! Aber dann wenigstens nicht so laut — der Arzt hat dir strengstens jede Aufregung verboten, auch sollst du nicht so viel Bewegung machen. Du gestikulierst ja heute, als würdest du auf der Bühne des Liebhabertheaters, wie ehemals stehen, und eine Heldenrolle spielen. — Also der gute Rat Niederhöfer, dein verehrter Herr Chef, hat dich mit seinem Besuch endlich, nachdem du fast einen Monat krank bist, beehrt — na, was sagte er — brachte er dir Nachricht, daß dein Gehalt erhöht wird — oder, daß man dich künftig verschonen wird, die französischen Mosjös höchst eigenhändig zu empfangen, weil im Rat der Stadt Leipzig der Herr Aktuarium Karl Friedrich Wilhelm Wagner zu den wenigen städtischen Beamten gehört, welche der französischen Sprache mächtig sind. Sollst du die Herren Franzosen wieder nach ihren Bedürfnissen und Wünschen fragen, und aus Devotion in ihren Wohnungen aufsuchen und sondieren, wie die französischen Truppen unser armes Sachsen noch mehr ausaugen können, um dir dabei wieder eine böse Krankheit zu holen?“

„Nein — der Rat wollte sich nach meinem Befinden erkundigen!“

„So — da hat ihn wahrscheinlich seine Frau dazu bewogen, denn . . .“

Wagner unterbrach Geyer. „Ja, ja — er galt immer als das Sprachrohr seiner Frau — das merkte ich auch heute.“ — Nach einer kleinen Pause legte Wagner die Hand auf die Schulter Ludwigs und ihn ernst ansehend frug er: „Sage! Ist es verboten — ich meine von Rechts wegen — daß ein ernster, gesetzter Mann seinen Jugendfreund ins Haus nimmt? Darf er den Freund im Hause behalten, wenn zwischen diesem und der jungen Hausfrau nichts als eine warme, reine Freundschaft waltet, kann die Moral etwas dagegen einzuwenden haben?“

„Nur Menschen mit unreinen Gedanken können den Freundschaftsbund dreier Wesen verdächtigen und kein anständig denkender Mensch kann dagegen etwas einwenden!“ entgegnete Ludwig ruhig.

„Das sagte Rat Niederhöfer auch, und dennoch meinte er, entgehen die drei Leute, trotzdem Recht und Moral das Verhältnis sanktionieren, nicht dem allgemeinen Tadel, denn in der Theorie, meinte Rat Niederhöfer — mag man von der Möglichkeit einer idealen Freundschaft zwischen einer schönen Frau und einem jungen Feuerkopf noch so innig überzeugt sein, die praktische Gesellschaft hat in dem ausgeführten Falle kein Vertrauen auf die Theorie und verbietet kurzweg durch den Mund der guten Sitte, daß neben einem ehrbaren Beamten der Stadt und seiner jungen Frau noch ein junger Künstler sozusagen“ — — — Geyer hatte sich während der Rede seines Freundes langsam erhoben — die Pfeife aus dem Mund genommen — bei Seite gestellt, mit flammendrotem Gesicht zugehört. Nun unterbrach er ihn, seine Hand auf Wagners Schulter legend.

„Rede nicht aus, du beleidigst schon in Gedanken deine brave Frau und mich, o, ich weiß, was du sagen willst — — —“

„Nein, nein“, begütigte Wagner seinen Freund. Nicht ich — Gott bewahre mich, Ludwig, nicht ich

— Rat Niederhöfer meinte nur — er selbst ist auch weit davon entfernt Übles zu denken, wie er bezeugte. — — Ich fragte ihn, da ich sofort verstand, daß die Angelegenheit meine gute Frau und dich, mein alter lieber Freund, angeht: Warum verbietet es die gute Sitte? „Weil sich, entgegnete Niederhöfer, die Sache so verhält, wie bei der Frage, wie man mit dem Feuer umzugehen habe. Ist es eine Verletzung der Gerechtigkeit, wenn ich mit einem offenen Lichte über die Straße gehe? Gewiß nicht! Ist es eine Verletzung der Moral? Noch weniger, und dennoch verbietet es das geschriebene Gesetz, weil auch die kleinste Flamme in die schützende Laterne muß, wenn ein Brand verhütet werden soll.“

„So, und das hast du dir von diesem Manne sagen lassen — du, der du deine Frau und mich kennst!“ brauste Ludwig auf.

„Was sollte ich beginnen — ich bin krank — er ist mein Vorgesetzter und — — —“

„Lebe wohl!“

„Wohin willst du?“

„Fort!“ schrie Geyer. „Glaubst du, daß ich auch nur eine Stunde nach diesem ausgesprochenen schmählischen Verdacht in deinem Hause verweilen werde? Glaubst du, ich würde es auch nur einen Augenblick dulden, daß eine boshaft zischelnde Gesellschaft, welche Sitte und Moral in Erbpacht zu haben glaubt, hämisch mit den Fingern hinter uns herweist.“

„Dann mein Freund gibst du mich und meine Frau erst recht der sittenstrengen Gesellschaft preis; dann wird man sagen! Unsere Beobachtung war richtig, denn Polizeiaktuarium Wagner hat sich veranlaßt gesehen, der kleinen Flamme in seinem Hause eine schützende Laterne vorzugeben, und seinem alten Freund Ludwig Geyer die Türe zu weisen.“

„Und mich kannst und wirst du nicht zwingen

unter diesem schrecklichen Verdacht unter einem Dache mit euch weiter zu leben“, entgegnete Geyer heftig.

„Warum aber dringt die Verleumdung in unser friedliches Haus, Ludwig, wo wir so glücklich lebten — du, ich und meine — meine — ach, zürne mir nicht — ich weiß ja, daß du — du — meine — meine —“ Wagner hatte die letzten Worte in vor Aufregung weinendem Ton halb hauchend gesprochen, und sich zu erheben versucht, sank jedoch plötzlich zurück. Ludwig sprang seinem Freunde bei und suchte ihn durch stillende Mittel zu ermuntern, dann eilte er zur Türe und rief: „Frau Wagner, ich bitte, schnell — schnell, kommen Sie! Ihr Mann ist ohnmächtig! Schnell, schicken Sie die Magd zum Doktor!“

Johanna war rasch eingetreten und hatte sich, als sie ihren Mann stöhnend fand, laut aufschreiend über ihn gebeugt und mit tränenerstickter Stimme gerufen: „Wilhelm, mein guter, lieber Mann — komm zu dir — ich bin da — ich, deine Hanne! Mein Gott, was ist geschehen? — Seine Hände werden kalt, Hilfe — schnell Hilfe, mein Mann stirbt. Mein Gott, Herr Geyer, ich bitte, laufen Sie schnell zum Medikus, daß er komme; mein Mann stirbt.“

„Nur Ruhe, nur Ruhe, Frau — der Anfall wird vorübergehen.“

Nach einer bangen Stunde, während der Arzt bereits erschienen war und Anordnungen getroffen hatte, erklärte er nach eingehender Untersuchung, daß das hitzige Fieber infolge einer Aufregung bei dem Kranken wiedergekehrt sei. Erst nach langer Zeit schlug Wagner die Augen auf. Beim Anblick Johannas verklärte ein überirdisches Lächeln seine Züge, dann legte er seine Hand ruhig in die seiner Frau, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht träume. Nachdem er den Druck seiner Hand erwidert erhielt, ergriff ihn ein sichtlich freudiges Gefühl. Die Augen des Schwerkranken leuchteten förmlich, dann jedoch trat wieder ein ängstlicher Zug an Stelle des Aus-

drudes. Er ſah die Perſonen, die ihn umgaben, eine nach der anderen an, als wollte er ſie alle mit einem Blick umfaſſen, und brach dann in lautes Schluchzen aus.

Geyer faßte ſeine Hand und flüſterte ihm zu: „Freund — Wilhelm, Ruhe — wir ſind ja da — deine Frau und ich, dein treuer Freund!“

Der Kranke ſah zu ihm auf und rief weinend: „Meine arme Frau, meine armen Kinder, was wird aus euch? Ich bin ja ſo ſchwach — ich fühle — du — mein Ludwig — du — — — ich will — meine Kinder — meine Frau, die du mir geraubt — ja, hörſt du es — — der Freund, der treue Freund hat —“ Wagner hatte ſich mit Gewalt bei dieſen Worten erhoben, und mit plötzlich entfalteter Kraft, wie ſie bei Fieberkranken zu kommen pflegt, riß er ſich los, eilte zum Fenſter und rief: „Meine Kinder — wo ſind ſie? — Ich will ſie ſehen — Dort, ſeht, dort kommt die Verleumdung, die Sitte — ſie tötet — mich — Luft — Luft — ich ſterbe, meine Kinder, meine Kinder!“ — — — — —

Schluchzend kniete einige Minuten ſpäter Frau Johanna neben der Leiche ihres Gatten.

2. Kapitel.

Was die „Gesellschaft“ verlangt.

Zehn Monate später, die Vormittagssonne lugte eben durch die Fenster, trat Frau Johanna Wagner rasch in die Türe des Zimmers, das seit dem Tode ihres Mannes nur in Kleinigkeiten eine Veränderung zeigte.

Geyer hatte offenbar sein Atelier aus der engen Mansardenstube nach dem ersten Stock verlegt, denn er stand vor seiner Staffelei und malte eifrig, während Wagners Kinder im Zimmer spielten. Hier und da gab er den Kindern Anleitungen im Spiel, wobei er denselben laute Kommandoworte zurief.

„Lieber Geyer, wollen Sie nicht so freundlich sein, die Arbeit mit den Kindern zu unterlassen?“

„Weshalb?“

„Weil es Sonntag ist.“

„Sonntag ist für mich gerade wie jeder andere Tag.“

„Wenn auch um Thretwillen, so könnten Sie es doch der Nachbarn wegen unterlassen, auch um nicht den Kindern mit schlechtem Beispiel voranzugehen.“

„Schlechtes Beispiel?“ rief Geyer heftig. „Wenn die Kinder nie schlechteres Beispiel im Leben sehen, so können sie sich glücklich schätzen; den Kleinen machen die Spiele Freude, viel Freude. Nicht wahr, Kinder, ihr spielt gern?“

„Ja, Mutter!“ schrie Albert.

„Onkel Geyer“, bestätigte Rosalie, „hat uns heute auf zwei Stühlen fahren gelernt! Hopla, Albert, setz dich auf die Kutsche, ich fahre dich!“

Sofort sprang Albert auf den umgekehrten Stuhl, der am Boden lag, und machte es sich darauf bequem, während Rosalie mühsam die Lehne hob und den Stuhl zu schieben versuchte.

„Ob ihr aufhören werdet — der Lärm scheucht die ganze Nachbarschaft auf!“ und sich Geyer, der ruhig an der Staffelei stand und weitermalte, zuwendend; rief sie: „Wenn Sie es nicht für Unrecht ansehen, am heiligen Sonntag zu arbeiten und mit den Kindern zu spielen, so sind Sie doch, Ihren Nebenmenschen gewisse Rücksichten schuldig.“

„Ich bin keinem Rücksicht schuldig gegen das, was ich Vorurteil nenne. — Und wissen Sie, was ich vor allem den Kindern schulde —, das ist, sie nicht zur Heuchelei anzuhalten.“

„Heißt Ärgeris unterlassen heucheln?“ frug Johanna erregt.

„Ja, und ich würde heucheln, wenn ich versuchte, die kleinlichen Regeln zu beobachten, nach denen Sie sich Ihr Leben einrichten wollen, liebe Frau Wagner. Seitdem Ihr Mann tot ist, leben Sie in steter Furcht vor dem Gerede der Gesellschaft. Ich bin ganz dafür, daß man die Kinder in Gottesfurcht erzieht, — aber dazu gehört nicht, daß man denselben die Freude am Spiel nimmt — bloß weil es Sonntag ist und grämliche Nachbarn an dem lustigen, unschuldigen Treiben der Kinder Anstoß nehmen könnten. Wenn sie den Kindern das unschuldige Spiel jetzt verbieten, sie zwingen, statt des sonnenhellen Freudengesichtes eine ernste Miene zu zeigen, trotzdem in ihrem Innern Jubel zum Ausbruch kommen will — so heißt das — unschuldige Wesen zwingen — der lieben Nachbarn wegen — scheinheilig zu sein — und im Äußeren zu lügen. Ich

würde den Kern meines Wesens verleugnen, die Liebe zur Natur und Wahrheit, wenn ich dazu die Hand biete. Und eher mögen Sie mich für unchristlich und unmoralisch ausschreien, als ich zu diesem Handel Ja und Amen sage.“

„Ach, Sie glauben ja selbst nicht, was Sie da sagen. Da kommt wieder Ihr alter Haß gegen die Menschen zum Vorschein. Und Sie können wirklich lieb sein — wenn Sie wollen.“

„Aber ich will nicht, da haben Sie recht. Ich will eben nicht heucheln, damit die Leute nicht glauben sollen, daß ich besser bin, als es in Wahrheit der Fall ist. Deshalb kehre ich meine schlechteste Seite nach außen — ich will nicht für einen sogenannten moralisch wohlgezogenen Mann gelten — ich will nicht zu verheimlichen suchen, daß mich das engbrüstige Gemeinwesen in Haß gegen die Gesellschaft hineingetrieben!“

Frau Wagner schüttelte den Kopf und zog Klara, die ärgerlich wurde, weil ihr Bruder Albert ihr zu lange auf der improvisierten, von Rosalie vorgeschobenen Stuhlkutsche saß und zu weinen begann, beruhigend an sich heran.

„Es ist ja wahr!“ sagte er und richtete sich auf und betrachtete das Bild, nahm seine breite Teller-
mütze, die er stets im Hause zu tragen pflegte, ab und strich das Haar zurück. „Hab ich nicht recht?“

Frau Wagner lächelte und schwieg, während Geyer sich wieder an seine Staffelei stellte und weitermalte.

„Und dann, liebe Frau, sagen Sie mir doch, wie Sie es nur aushalten, hier in Ihren vier Mauern tagaus tagein bei solch herrlichem Wetter zu sitzen? Ist Ihnen in der Ehe die Freude zur Natur abhanden gekommen? Ist es wirklich möglich, daß Sie sich nie nach dem Walde sehnen, daß Sie nicht das Bedürfnis kennen, auf den Wiesen vor der Stadt oder im Wald umherzustreifen, Blumen zu pflücken oder

sich rüdlings mit den Kindern ins Gras zu werfen und nur den Mund zu öffnen brauchen, um Ihre Lungen mit dem lieblichen Duft gratis zu beschenken?“

„Mit den Kindern?“

„Ja, mit den Kindern! Denen würde es gerade gut tun, wenn Sie ihnen die Zügel schießen ließen. Ich versichere Sie, es empört mich förmlich, wie Sie Ihre Kinder verweichlichen.“

„Verweichlichen?“

„Ja, verweichlichen!“ wiederholte Geyer, während er einen Schritt zurücktrat, um seine Malerei zu prüfen. „Ich weiß, was ich spreche. Was sagte dieser Tage der Doktor, als der arme Richard so jämmerlich vor Schmerzen schrie?“

„Ach Gott, ein Kind von einem Jahre schreit bei der kleinsten Kleinigkeit.“

„Der arme Wurm schrie, weil die Frau Mutter das Kind, damit ja kein Lüftchen ihm nahekomme, auch im Sommer so wenig die freie Natur genießen läßt. Der Doktor sagte: Richard fehlt es an Blut! Sie mögen das Kind ja recht im Auge behalten, sonst müßten Sie sich an das schreckliche Wort „Abzehrung“ gewöhnen! Na, deshalb brauchen Sie nicht zu weinen“, setzte Geyer gutmütig hinzu, als er in das trotz aller Leiden schöne Gesicht der Frau Wagner sah und Spuren eines Seelenleidens darin fand.

Einmal muß ich es Ihnen doch sagen, daß Sie alle Ihre Kinder zu kränkenden Treibhauspflanzen machen, anstatt sie frei in Regen und Sonnenschein aufwachsen zu lassen. Sehen Sie sich Ihren Jungen, den Albert, an, wie verweichlicht und zaghaft der Bursch ist, der sich nicht von der Schürze der Mutter trennen kann, so daß ich ihn neulich am Tage heulend auf einem Stuhl sitzen sah, weil seine Mutter ihn nicht mitnahm, als sie auf den Markt ging. Und Rosalie ist jetzt schon eine kleine Pharisäerin, die an ihre Brust schlägt und Gott dankt, daß sie nicht ist wie die Tagelöhnerkinder, die sich neulich miteinander

schlugen. Mit welcher Miene sie sagte: „Es ist garstig, sich zu prügeln“, und als ich einwendete: „Prügeln ist Jungens gesund“ — machte sie eine ungläubige Bewegung, sah mich groß an und rief: „Aber Onkel Ludwig, die Mutter sagte, artige Kinder prügeln sich nicht.“ Das ist doch übertrieben, wenn man Kindern das Spielen und Jungen das Prügeln abgewöhnen will.“

„Lieber Geyer, Sie machen mir das Herz schwer — und ich leide doch ohnedies genug!“ Bei diesen Worten sank sie schluchzend auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen.

Sofort warf Geyer Palette und Malstod auf den Tisch und eilte zu Frau Wagner. „Ach Gott, weinen müssen Sie nicht — na, nicht weinen, Sie wissen, daß ich das nicht sehen kann!“ Als Frau Wagner nicht aufhörte, rief er den Kindern zu: „Kinder, Mutter ist traurig, bittet sie, nicht zu weinen, dann dürft Ihr mit mir vors Tor gehen und auf der Wiese spielen.“

Sofort ließen die Kinder ihr Spielzeug, eilten zur Mutter und umschmeichelten diese. Klara kletterte auf die Knie der Mutter und umhalsste sie mit ihren kleinen Händen, Albert und Rosalie legten liebevoll ihren Kopf an die Brust der armen Witwe, die unter Tränen ihre Kinder umfaßte und küßte, wie eben nur eine Mutter küßt, die ihre Kinder liebt.

O Weib, Weib! Wie viele, wie unendliche Liebe hat Raum in deinem Herzen! Als dich der Herrgott schuf, daß du des Mannes Geschick teilest in Lust und Leid, gab er dir manch böse Eigenschaft, manch schlimme Laune, manch üble Neigung; aber alles glied er aus, indem er dein Herz zu einem Tempel der Liebe machte und seine Welt auf Liebe gründete. Somit erfüllst du in der Liebe die heiligste Sendung, und wehe dem, der deiner Schwächen wegen den Stein auf dich wirft, uneingedenk der ewigen Worte

des Gottmenschen: „Ihr wird viel vergeben werden, weil sie viel geliebt hat.“

Johanna entwand sich den Händchen Klaras, streichelte Albert das Haar aus dem Gesicht, stand auf und wollte mit den Kindern die Stube verlassen, als die Magd eintrat und meldete, daß Herr und Frau Evert eben die Treppe heraufkämen. Frau Wagner erschrak und rief: „Ach, und ich habe verweinte Augen!“

„Herr und Frau Evert?“ frug Geyer erstaunt. „Bei Ihnen? Die liebe Verwandtschaft hat sich ja seit dem Tode Ihres Mannes nicht um die Familie des Verstorbenen gekümmert — und kommt jetzt zu Ihnen — ah — ah — das ist aber sonderbar.“

Frau Wagner sah Geyer verlegen an und entgegnete leise: „Ich vergaß Ihnen zu sagen — daß ich — — daß ich mich — — daß ich mich an Everts um Hilfe gewandt, das heißt eigentlich nicht um Hilfe, sondern um Fürsprache beim Rat — daß mir als Beihilfe zur Erziehung der Kinder eine Pension zugesprochen werde, da mein Mann, nach Aussage des Arztes, sich die Krankheit in Ausübung seines Berufes zuzog — —“

„Und da soll Ihnen Evert helfen? Das hätten Sie nicht tun sollen, — denn solange ich — —“

„Ja, ja, Sie helfen ja — aber das kann, das darf ich doch nicht immer von Ihnen annehmen.“

Geyer sah Frau Wagner an, und diese schlug verwirrt die Augen zu Boden. Nach einer Pause nahm Geyer wortlos seinen Hut und sagte den Kindern: „Kommt, ihr dürft in meinem Zimmer weiter spielen! Wir wollen hier nicht stören!“

Die Kinder führend, ohne Frau Wagner anzusehen, ging er in sein Zimmer. Schnell trocknete Frau Wagner ihre Tränen mit dem Tuche, räumte das Spielzeug der Kinder fort, stellte die Stühle in Ordnung und eilte zur Türe, um ihre Schwester und

ihren Schwager, die eben ins Zimmer traten, zu empfangen.

Der Herr Schwager Evert war ein Mann von mittlerem Alter und ausgedehntem Geschäfte; eine Respektsperson. Seine Gestalt und Haltung war stattlich und achtungsgebietend und wurde es noch mehr durch Selbstgefälligkeit, welche das Weltglück erzeugt, die Zuversichtlichkeit, die er sich durch lange Erfahrung erworben, und das Gefühl von persönlicher Bedeutsamkeit, welches aus der Natur seines Berufes entstand. Die Damen der sogenannten guten Gesellschaft von mittlerem Alter und etwas darüber nannten ihn einen „prächtigen“ Mann, ob wegen seiner äußeren Erscheinung oder seiner professionellen Geschicklichkeit oder infolge von Vorurteilen, die aus der einen zu gunsten der anderen entstanden sind, war schwer zu bestimmen; genug, Herr Evert glaubte die ihm zu Ohren gebrachte Schmeichelei der Damen. Seine Erziehung als Mensch und Pharmazeut war durchschnittlicher Art; er hatte eine Schule dritten Ranges besucht, wo er wenig Latein und noch weniger Griechisch oder vielmehr gar kein Griechisch lernte, hatte das Glück, in drei Jahren zwei reiche Tanten zu beerben und sich während der Franzosenzeit beim Rat nützlich zu machen. So kam es, daß man seine Kenntnisse dort höher als in sachverständigen Kreisen schätzte. Aber — das war die Hauptsache — Evert gewann Einfluß beim Rat — und wußte diesen selbstgefällig bei jeder Gelegenheit geltend zu machen. Eva war im Gegensatz zu ihrem Gatten hager, aber trotz ihrer unbestrittenen Magerkeit ein ganz energisches Wesen und dabei eine sehr glückliche Seele, immer mit sich und ihrem Tun, nie mit ihrem Nebenmenschen zufrieden. Evas selbstbereiteter Johannisbeerwein war übrigens so tadellos wie ihre Ansichten über die Fehler ihrer Umgebung, und vor ihrem Stachelbeerwein — natürlich ebenfalls selbstbereitet — hätte sich manch mit Privilegium des Rats aus-

gezeichneter Schaumweinfabrikant zu Tode schämen müssen. Evert, so behauptete er, war glücklich im Besitze dieser Frau.

„Wie freue ich mich“, rief Johanna den Eintretenden entgegen, „daß ihr mich in meiner Behausung wieder aufsucht. Seit meines Mannes Begräbnis habt ihr euch bei mir nicht mehr sehen lassen!“ Bei diesen Worten nötigte sie Evert und Frau, auf dem Sofa Platz zu nehmen. „Nimm nur Platz — hier. Ich setze mich neben euch da auf den Stuhl, auf dem mein seliger Mann so gerne saß.“

„Ach, der gute Wagner!“ begann Frau Eva seufzend, „wie oft rede ich und mein Johannes von ihm!“

Herr Evert bestätigte dies mit einem Nicken seines Kopfes.

„Er hätte noch lange leben können“, seufzte Frau Evert weiter.

„Sehr lange!“ bestätigte der Gatte, indem er abermals mit dem Kopfe nickte und seinen Beinen eine behagliche Stellung zu geben versuchte. „Es war Gottes Wille, ihn abzurufen, Frau Schwägerin.“

„Ich freue mich, dich so gefast zu finden. Man findet eine Fassung nach so kurzer Zeit — wie lange ist es her, Johannes, daß wir den guten Wagner begraben haben?“

„Zehn Monate!“ entgegnete Frau Wagner, ohne Evert Zeit zur Antwort zu lassen.

„Es fehlen zwei Tage, glaube ich, an zehn Monaten“, bemerkte nachdenkend Johannes Evert.

„Zwei Tage an zehn Monaten, Johannes hatte richtig gerechnet. Ja, ich freue mich wirklich, daß du so gefast bist!“

„Das muß ich wohl sein; meine achtjährige Ehe war eine gute Schule, in welcher ich gelernt habe, den Kopf oben zu behalten, meine Sinne zu bewahren, nie mehr zu erhoffen, als mir bestimmt wurde, und von der Zeit nur die Ernte zu erwarten,

welche der Saat der Taten entspricht. Nur so fand sich der wohlige Sonnenschein der Fassung bei mir ein! Freilich fange ich jetzt nach und nach an, an die Zukunft zu denken — und deshalb wandte ich mich an meine allernächsten Verwandten — das bist du, liebe Schwester, und dein Mann.“

„Warum aber schriftlich — — ich war tief verletzt, daß meine —“

„Da ich zweimal bei dir war — dich nicht zu Hause traf, das dritte Mal mir deine Magd in deinem Namen mitteilte — du wärest beschäftigt — hättest Besuch, so — —“

„Ja, so war es auch, es war die Frau Pastor Pflüger, die Frau Rat Eberlein, Frau Oberpredigerwitwe Reuschlin und noch einige Frauen bei uns — —“

„Da paßte eine verwitwete Polizeiaktuar nicht in die Gesellschaft.“

„Nein, nein — so war es nicht gemeint, — aber gerade als die Magd meldete, daß du da seiest, sprachen die Frauen von dir — ja, es war eigentlich — und es hätte die Frauen sicherlich geniert, wenn du gerade — ja, Gott, es spielt oft der Zufall — trotzdem hättest du mir nicht zu schreiben brauchen.“

„Was blieb mir übrig? An wen soll ich mich wenden, wenn nicht an einen nächsten Verwandten. Ich schrieb und öffnete euch mein Herz, wie ich es nie früher getan habe — ich legte mein Leben und mein Geschick in eure Hände — und ihr antwortet mir mit trockenen Moralpredigten.“

„Ich stellte nur die ferneren Handlungen deinem Ermessen anheim!“ antwortete Frau Evert.

„Wir hielten dies für unsere Pflicht!“ bestätigte Herr Evert.

„Und was weiter? Habt ihr mit diesen Vorstellungen, die übrigens vollkommen unbegründet sind, die Pflichten an die nächsten Verwandten ganz und voll erfüllt?“

„Nun, wir wollten zuerst unser Gewissen entlasten, liebe Johanna, und das ist doch eine Hauptsache.“

„So?“ unterbrach Frau Wagner in erregtem Ton ihre Schwester. „Ich habe euch geschrieben, daß mein ganzes Dasein, das meiner Kinder nun in eurer Hand liegt. Ich bat euch in beweglichen Worten, mir den Halt zu geben, dessen ich bedurfte, um mich gegen die Versuchungen, wie ihr es nennt, daß ich die Wohltaten aus der Hand des einzigen Freundes, Herrn Geyer, annehme, zu wappnen. Und ihr antwortet mir: „Was kümmerts mich, ob du dich über Wasser hältst oder untersinkst, wenn du nur deine Würde wahrest, die gesellschaftlichen Regeln beobachtest, welche der Hausfrau gebieten, der Appendix einer bestimmten Klasse von Menschen zu sein, keinen anderen zu haben als die ihren, nur mit denen zu sympathisieren, die ihnen sympathisch sind. Dies erinnert mich an die Anekdote der englischen Dame, die bei einem Schiffbruch einen Herrn, der sich auf demselben Brett wie sie retten wollte, in die See stieß, weil sie nicht in Toilette war und deshalb nicht mit ihm zusammen ans Land kommen wollte. Ihr würdet mich, glaube ich, auch eher zu Grunde gehen lassen, als daß ihr die geringste konventionelle Anstandsregel aufs Spiel setzt.“

„Nun, ich denke, das, was die Gesellschaft von dir verlangt, ist eigentlich für eine Frau so selbstverständlich, daß es — —“

„Was habe ich denn in der Zeit meines Lebens getan, daß die Gesellschaft das Recht zu haben glaubt, mir Vorschriften zu machen?“

„Auf das, was man im Leben getan hat“, entgegnete Herr Evert und bemühte sich dabei, eine respectable Pose einzunehmen, „auf die innere Gesinnung und moralische Tüchtigkeit kommt es gar nicht an. Das eigene Gefühl der sittlichen Stärke darf keinen Freibrief geben auf ein sittenwidriges

äußeres Benehmen. Gälte dieser Freibrief, dann wären Polizei und Sitte in unserer lieben Stadt Leipzig überflüssig, denn jeder trüge ihn in seiner Tasche, weil jeder von sich selber nur das beste denkt. Und doch, liebe Schwägerin, schlummert in jedem der Keim der bösen Neigung, und diesen Keim vor dem Wachstum zu bewahren, den Menschen gegen seinen eigenen Dämon zu schützen, darin liegt die Hauptmission der guten Gesellschaft, der Sitte. Also den Keim und nichts als den Keim, meine liebe Schwägerin, will die Gesellschaft schützen, und wer ihre kleinen und oft scheinbar kleinlichen Regeln streng beachtet, der wird dafür vor den Konflikten der Moral bewahrt bleiben, — nicht immer zwar, aber doch viel häufiger, als wenn er des Schutzes der guten Gesellschaft ganz entbehren würde.“

„Und“, frug Frau Wagner mit zitternder Stimme, „was wird die gute Gesellschaft, die gute Sitte tun, wenn ich dem einzigen Freund meines Gatten, einem braven, charaktervollen Mann die Türe weise, wie ihr es ja wünscht — wird die gute Gesellschaft mir helfen, mich in den Stand setzen, meine Kinder anständig zu erziehen? Der Arzt, und das war die eigentliche Veranlassung, weshalb ich mich demütigte und wie eine Bettlerin an eure Tür pochte, mich abweisen ließ — und trotzdem wiederkam — sagte, mein kleiner Richard bedarf besonderer Nahrung und Pflege, es fällt mir schwer, von dem armen Geyer immer wieder Unterstützungen anzunehmen — wird also die gute Gesellschaft oder ihr mich in die Lage versetzen, meine Kinder ernähren zu können?“

In diesem Augenblick trat Geyer ein. Aber alle waren so im Gespräch vertieft, daß sein Kommen überhört wurde. Schon wollte er sich wieder entfernen, als er durch Frau Wagners erregten Ton aufmerksam, wie festgebannt an der Türe stehen blieb.

„Mein Mann — mein guter Johannes, hat seinen Einfluß beim Rat in der Stadt geltend ge-

macht“, sprach jetzt Frau Evert, indem sie eine gewisse Würde anzunehmen suchte, „man wird dir eine jährliche Unterstützung von zwanzig Talern zukommen lassen, und auch wir werden die gleiche Summe für deine Kinder spenden.“

„Und mit vierzig Talern jährlich soll ich mit meinen sechs Kindern leben — sie erziehen, kleiden — und meinem armen Richard die verlangte gute Pflege angeheißen lassen!“ rief Frau Wagner empört.

„Ja — die Zeiten sind schlecht, die Franzosen haben uns ausgesaugt, der Rat kann nicht mehr tun!“ meinte Herr Evert und nahm eine Prise Tabak aus seiner Dose.

„Und“, fügte Frau Evert hinzu, „wir leisten diesen Zuschuß von zwanzig Talern nur, wenn du Herrn Geyer mitteilst — natürlich mit Diskretion — daß es nicht schidlich sei — —“

„Nicht schidlich sei“, wiederholte stark betonend Herr Evert.

„Daß er bei einer jungen Witwe, die allein steht — —“

„Allein steht“, betonte Herr Evert noch stärker.

„Bohne — und schlafe.“

„Bohne und schlafe, liebe Schwägerin.“

„Nun, ich denke, da Herr Geyer seit drei Jahren in unserem Hause wohnt, wird er auch da schlafen.“

„Ja — richtig. Aber —“ bei diesen Worten setzte sich Evert wieder als Respektsperson in Positur, „man findet es allgemein für unschidlich —“

Als Frau Wagner bei diesen Worten ihm einen Zornesblick zuschleuderte, räusperte sich Herr Evert verlegen und fuhr dann wieder fort: „Verstehe mich recht — ich und meine Frau meinen, daß keiner, der dich kennt, auch nur einen Schatten von Mißtrauen auf deinen reinen Charakter werfen wird. Aber die Menschen werden nicht allein von denen beurteilt, die sie kennen, sondern auch von Leuten, die ein besonderes Wohlgefallen darin finden, ihre Neben-

menschen zu tadeln, und du weißt, daß der Ruf einer Frau so zart ist, daß er nicht den leisesten Hauch auf sich dulden darf. Ich gebe dir keinen Rat über die Art und Weise, wie du Herrn Geyer dies erklären sollst, dein weiblicher Takt wird dir das am besten sagen. Wir sprechen nur den freundlichen, aber bestimmten Wunsch aus, daß du überhaupt so wenig wie möglich mit ihm zusammen bist und ihn bittest, sich um ein anderes Logis zu kümmern, und zwar in deinem Interesse. Herr Geyer ist Künstler, und diese gelten nun einmal als leichtfertig. — Die Welt denkt eben an die Zeit vor deiner Verheiratung zurück — man wußte in Verwandtenkreisen, daß du damals Herrn Geyer liebtest — und Wagner nur auf Wunsch deiner Mutter heiratetest.“

In Frau Wagners Gesicht blitzte es auf, ein glühendes Rot schoß in ihre Wangen, ihre Brust hob und senkte sich ungestüm — dann das Haupt emporrichtend, entgegnete sie: „Ich war meinem Manne eine treue Gefährtin — und ich glaube nicht, daß er je über mich geklagt oder Grund zur Klage hatte. Was sonst in meinem Herzen vor meiner Verheiratung vorging, darüber habe ich nur mir selbst Rechenschaft abzulegen. — Nur so viel sage ich euch, daß ich über meine Gefühle mit Herrn Geyer nie gesprochen, und daß derselbe ein braver, rechtschaffener Mann, ein echter Künstler ist, der sich meiner und meiner Kinder in uneigennützigster Weise nach dem Tode meines Gatten annahm, während die anderen, selbst meine allernächsten Verwandten, statt sich um das Wohl der armen Witwe und ihrer Kinder zu kümmern, nur um deren Ruf besorgt waren. Herr Geyer hat mir nie Veranlassung gegeben, mich, wenn ich ihn geliebt — und das kann ich ohne Erröten zugestehen — dieses Gefühles schämen zu müssen. Wir verehren eben das an anderen, was wir an uns selbst zu schätzen wissen. Und liebevolle Herzlichkeit, Herr Evert, ist der Streichmagnet, mit dem unver-

dorbene Menschen unser Gemüt an sich ziehen, und wir gehören ihnen schon an, ehe wir uns entschließen, ein Herz, ein Sinn mit ihnen zu werden.“

„Also ist es doch wahr, was man vermutete, daß du und Herr Geyer — —“

Eben wollte Johanna erregt antworten, als aus dem Hintergrunde ein Geräusch vernehmbar wurde, und Geyer schwer atmend und leicht gerötet vortrat. Herr und Frau Evert blieben erschreckt stehen und ein nicht sehr freundlicher Ausdruck erschien in ihren Zügen, als plötzlich der gehaßte Komödiant und Maler vor ihnen stand. Eine peinliche Pause trat ein, die Frau Wagner rasch durch einige aufklärende Worte herabzustimmen versuchte: „Sie hier, Herr Geyer?“

„Und habe alles — auch Ihre warme Verteidigung — hier rückwärts, wo ich unfreiwilliger Zeuge der Unterredung mit Ihren Verwandten war, gehört. Ja, ist denn das alles wahr, Frau Wagner — Sie haben mich, den Komödianten, geliebt — ja, haben noch — o, schlagen Sie die Augen nicht nieder. Aber es gibt eine Verlegenheit, die noch höher als das keusche Erröten steht; sie trifft feinfühlende Personen, wenn sie jemandem etwas mitteilen sollen, wobei sie den schmerzlichen Eindruck ihrer Worte gern zu verhüten suchen, und diese zarte Rücksicht macht sie befangen. Das trifft bei uns wohl zu — denn da wir“ — bei diesen Worten wandte er sich, jede Silbe stark betonend, Herrn und Frau Evert, die, verblüfft über die Situation, wortlos dastanden, zu — „über unsere inneren Gefühle, von welchen die lieben Freunde und Nachbarn mehr als wir wissen, noch nie gesprochen, — so — so —“

„Ah, wir stören wohl? Komm, Johannes —!“

„Ach, Sie wollen gehen, Frau Evert, und Ihren lieben Mann mitnehmen?“ rief Geyer in burschikosem Ton. „Wir sagen von denjenigen, er habe gesunden Menschenverstand, — der unsere Meinung leicht begreift.“

Frau Evert nickte ihrem Manne mit schwer unterdrücktem Zorne zu — dieser begriff, und mit einem kurzen stummen Gruß entfernte sich das Paar.

Frau Wagner war erschrocken in den Stuhl gesunken und saß in ängstlicher Verwirrung da. Ihre Hände griffen verlegen und hilflos in die Falten ihrer Kleider. Da beugte sich Ludwig zu ihr herab, faßte ihre zitternden Hände und sagte: „Wo hatte ich meine Augen und Sinne? Konnte ich ahnen, daß das Wort, das seit Jahren in Ihrem Innern stürmisch nach Ausdruck rang, je ausgesprochen würde? Ein Wort, das plötzlich meine Brust voll Lebenslust und Hoffnungen erfüllt. Jetzt weiß ich erst, wofür ich lebe — leben will — leben muß, wenn Sie mich wollen, für Sie und Ihre Kinder, denn nachdem ich das Geheimnis Ihres Herzens kenne, Johanna, besäße ich nicht die Kraft, wunschlos neben Ihnen herzuzugehen!“

„Was würde die Welt sagen — wenn ich den Mann erwählte, dem früher mein Herz gehörte?“

„Also gehörte! Nicht noch gehört? Ich kann mir denken, daß eine Frau von Ihrer Denkart glaubt, sie begehe ein Unrecht gegen den, der im Grabe ruht, wenn sie ihr Herz, ihre Liebe dem schenkt, der vorher ein Unrecht darauf hatte. Dem Toten, dem ich ein wahrer Freund gewesen, wird nichts entzogen, er wird die heilige Ruhe des Grabes erhalten, wenn die Zurückgebliebenen Ruhe und Frieden am warmen Herzen eines Mannes finden, der es für ein Glück hält, für das Weib, für die Kinder des Freundes schaffen und sorgen zu dürfen. — Johanna, darf ich hoffen?“

Johanna reichte ihm die Hand und sah in das treue Auge, und der Traum der ersten Liebe einer schwerkgeprüften Frau hatte sich erfüllt.

Am Abend entkleidete und wusch Frau Wagner die Kinder. Alara, die verweichlicht war, pflegte

sich vor dem nassen Tuch zu fürchten, mit dem sie morgens und abends gewaschen wurde. Heute gelobte sie ihrer Mutter feierlich, daß sie nie eine Einwendung dagegen machen wolle, weil Onkel Geyer ihr gesagt, daß, wer das kalte Wasser fürchte, nie den lieben Gott zu sehen bekäme, da er nur die reinen Menschen vor seinen Thron läßt — und sie möchte doch auch einmal den lieben Gott sehen, der den Vater zu sich rief und ihn nicht mehr fortläßt, weil er ein so guter, lieber Vater ist.

Frau Wagner hörte des Kindes Rede an, während sie die Kleidungsstücke auf dem Stuhle neben dem Bette ordnete; sie beschäftigte sich lange mit dem Zusammenlegen jedes einzelnen Stückes, sie dachte an die Erlebnisse des heutigen Tages und an — ihn, an dem auch die Kinder mit Liebe hingen. Albert war schläfrig und rief die Mutter, um mit ihr zu beten. Während der Jahre hatte er sich an Geyer so sehr angeschlossen, daß er sich von selbst angewöhnte, bei seinem Gebet: „Gott schütze Vater und Mutter“, hinzuzusetzen: „und Onkel Geyer“. Aber an diesem Abend vergaß er es; er kniete mit gefalteten Händen am Bette, während er sein Gebet schläfrig sprach. Jetzt beugte sich Johanna tief zu ihm herunter und flüsterte ihm ins Ohr: „Hast du Onkel Geyer vergessen, der so gut gegen dich ist?“

„Gott schütze auch Onkel Geyer“, murmelte der Knabe halb im Schlafe, aber mit einem Lächeln auf seinen Lippen und in der Erinnerung all der vergnügten Stunden, die er in dieses guten Freundes Gesellschaft genossen.

„Ja, Gott beschütze ihn!“ rief Frau Wagner, denn auch sie — heute konnte sie es sich eingestehen — pflegte Ludwig in ihr Gebet einzuschließen, aber leise, ohne daß jemand es hörte, denn ihre Neigung für ihn war nie erloschen — sie lebte fort und klang heute zum erstenmale in reiner Harmonie aus.

3. Kapitel.

Richard Wagners erstes Auftreten als „Darsteller.“

Um genau zu sein, hätten wir das Kapitel eigentlich Richard Geyers erstes öffentliches Auftreten überschreiben müssen; denn als der jüngste Sohn des Polizeiaktuars im „Dresdener Liederkreis“ und später gelegentlich der Vermählung der Prinzessin Anna, einer Tochter des Prinzen Max, im September 1817 mit dem Erbgroßherzog von Toskana im Hoftheater in einem von Friedrich Kind verfaßten Festspiel: „Der Weinberg an der Elbe“, wozu Karl Maria von Weber die Musik komponiert hatte, öffentlich auftrat und einen kleinen Schutzgeist darstellte, hieß derselbe noch Richard Geyer. (Richard Wagner führte bis zu seiner Konfirmation den Familiennamen seines Stiefvaters; auch in den Schülerlisten der Kreuzschule in Dresden, welche der Knabe besuchte, ist er als Richard Geyer aufgeführt.)

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, ist es notwendig, einen Blick auf die damaligen Dresdener Gesellschafts-, Theater- und Musikverhältnisse zu werfen; der Leser wird dann den Schauplatz der ersten Tätigkeit des späteren großen Komponisten Richard Wagner besser kennen lernen und zu würdigen wissen.

„Die Residenz des Königreichs Sachsen, erzählt Max von Weber in seinen Schilderungen „Dresdens von Einst“, war damals von einer trostlosen Öde im gesellschaftlichen Leben. Man kannte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Dresden so gut wie gar keinen Handel. Keine weithin ausgreifenden Interessen erweiterten den Blick, kein Wagen, kein Gewinnen und Verlieren stählte den Mut, belebte den ruhigen Herzschlag und ließ die Kräfte an fremden messen. Ebenso verhinderte der völlige Mangel an Industrie die Entwicklung der Tatkraft, des Associationsgeistes, der Kräftevereinigung, des Studiums der Bedürfnisse, der Spekulation, des Selbstbewußtseins und der pekuniären Macht. Keine Hochschule trieb jugendliche Kräfte und Intelligenzen antiseptisch durch stagnierende Masse des Bevölkerungsgeistes, durch Weisheit und Torheit verjüngend. Eine patriarchalische Regierung, an deren Spitze immer ebensolche Fürsten standen, hatte das Volk daran gewöhnt, mit blindem Vertrauen den Blick vom Tun und Lassen der Regierung abzuwenden und sich aller Teilnahme am öffentlichen Leben, als es nichts angehend und im stillschweigenden Eingeständnis der Bescheidenheit des Untertanenverstandes, zu entäußern. Das Publikum war durch von oben herab-tönende Orakel in dem Glauben erzogen, daß die Blüte der Kunst in Dresden durch eine mittelmäßige Akademie, die herrliche Kapelle, die von Einheimischen so gut wie gar nicht benutzten Sammlungen und besonders die italienische Oper, die seit Menschenalter sich in Dresden eingebürgert und ein volles Jahrhundert hindurch Anschauungsform, Geschmaç des Hofes und Publikums schulte und bildete, so sicher gewahrt sei, daß es sich völlig berechtigt glaubte, von jeder eigenen Bestrebung in dieser Richtung abzusehen. Die den Theaterimpresarios Brandes und Bomlini zur Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges als Entschädigung für die in Dresden ausfallen-

den Vorstellungen erteilte Konzession, nun auch in Leipzig spielen zu dürfen, wurde von deren Nachfolgern, Franz und Josef Seconda, ausgebeutet, die mit zwei Truppen zwischen Dresden und Leipzig hin und her wanderten. Franz Secondas Gesellschaft (1779 „königl. privileg. Schauspieler“ genannt) führte fast nur Schauspiele auf. In diesen wirkte als Mitglied Ludwig Geyer. Franz Seconda leitete das Theater in der Stadt Dresden selbst, während Josef Seconda fast ausschließlich Opern, und zwar darunter die größten deutschen Werke, „Don Juan“, „Figaro“, „Opferfest“ usw. darstellend, nur auf dem kleinen Theater außerhalb des „schwarzen Tors“, am „Linkeschen Bade“, spielen durfte. Keinem königlichen Musiker war es gestattet, in seinem Orchester mitzuspielen, und die ganze Unternehmung wurde als außerhalb der eigentlichen Dresdener Theaterwelt liegend angesehen. Diese Form des Theaterwesens behielt Dresden durch volle fünf- unddreißig Jahre. Kräftig diese veraltete Gestaltung zerbrechend, führte das Russische Gouvernement im letzten Quartal des Jahres 1814 das Dresdener Theaterwesen in sein neuestes Entwicklungsstadium, löste den Vertrag mit dem Unternehmer Seconda auf, erklärte das Theater für eine Staatsanstalt und betraute mit deren oberer Leitung den Hofmarschall von Radniß. Zum Intendanten wurde der unter dem Namen Theodor Hell allbekannte Geheimsekretär Winkler ernannt. Diesen Organismus ließ der König nach seiner Rückkehr 1815 fast unverändert fortbestehen, nur trat an Radniß' Stelle der kluge Graf Heinrich Viktum als Chef des Theaters.

Adel und bürgerliche Kreise lebten nach der Schilderung Webers und Fürstenaus streng geschieden. Der Hof zeigte sich dem Volke nur in einem seltsamen Gemische von Öffentlichkeit und strenger Abgeschlossenheit seiner Existenz, kam aber mit demselben fast nie in unmittelbare Berührung. Nichts-

destoweniger war derselbe, wie oben erwähnt, das Alpha oder Omega der Interessen aller Klassen der Residenzbewohner und bei der Hochachtung, die man vor den Tugenden der Königsfamilie hegte, sogar einer gewissen Volkstümlichkeit, die sich allerdings äußerlich besonders im Zudrängen bei allen Gelegenheiten kundgab, wo der Hof öffentlich erschien. Ehrfurchtsvoll bewegtes Publikum füllte die Gänge, wenn der Hof sich aus seinen Gemächern im Schloß über die bedeckte, ganz besonders dazu erbaute schwebende Brücke in die katholische Kirche begab, die Galerien bei öffentlicher Hof Tafel und die dem Publikum in den Sälen preisgegebenen Räume bei Hofbällen, Couren, Festen. Auch die nach dem Muster der Zeit vor der französischen Revolution formulierte Hoftracht gab der Erscheinung dieser Kreise etwas Fremdartiges und sonderte sich noch strenger von denen der übrigen Welt. Ja, sie blieben selbst ohne gesellige Beziehungen zu den Adelszirkeln, die niemals ein Mitglied der Königsfamilie besuchte. Nur wenige Adelsfamilien führten offene, soziabile Häuser, die meisten hielt eine gewisse Schüchternheit ab, dem Fremden ihre prunklose Häuslichkeit zu erschließen, und die Freuden der Geselligkeit wurden meist in weniger kostspieliger Weise in den beiden geschlossenen Gesellschaften der Aristokratie, dem „adeligen Kasino“ und der „Ressource“ genossen, von denen die letztere ein Herrenzirkel war. Die Annehmlichkeiten dieser Gesellschaft boten sich in Gestalt von Tanz, Spiel und wenig sich über die Sphäre der Stadtneuigkeit erhebender Konversation. Die materiellen Genüsse waren mit der lobenswerten Tendenz, auch den wenig bemittelten Standesgenossen nicht auszuschließen, auf eine sehr bescheidene Norm gebracht. Den Ton bemühte man sich als einen Reflex des am Hofe herrschenden zu gestalten, ohne daß die Gesellschaft in ihren Spitzen den Geist und die Urbanität der Königsfamilie aufzuweisen gehabt hätte, die dort

den Druck der ungeschmeidigen Formen milderten. In breitere Formen gegossen bewegte sich die Geselligkeit des eigentlichen Kerns und der Repräsentanten des echten Dresdener Publikums, die des höheren Bürger- und Beamtenstandes. Er bevölkerte im Sommer die reizenden Vergnügungsorte in der wundervollen Umgebung der Stadt, Findlaters Villa, das Lintjesche Bad, den großen Garten, die Brühl'sche Terrasse, im Winter die Theater und Konzerte, und vereinigte sich zu Tanz und geselliger Unterhaltung in den geschlossenen Gesellschaften der „Harmonie“, der „Albina“ usw. Überall brachte er dieselbe Bescheidenheit der Genüsse, dieselbe Höflichkeit, dieselbe sitzsame Lärmlosigkeit, denselben Anstand und dieselbe äußere Gutmütigkeit, die das Verhalten des gebildeten Dresdners den Fremden so angenehm berühren ließ. Die fast schüchterne, höfliche Rücksichtnahme und Kühle, das sorgsam festgehaltene Mittelmaß in allen Äußerungen, denen diese lebenswürdigen Eigenschaften entsprossen, gaben sich aber auch andererseits als Mangel an Fähigkeit zum Enthusiasmus, männlich kühnem Worte, furchtlosem Auftreten, geradem Losgehen auf das Ziel, offenem Rundgeben von Lieben und Hassen zu erkennen. Das Geschlecht der „Hofräte“ bewegte sich gleich maßgebend um die kleinen Kaffeetische auf dem Lintjeschen Bade wie durch die Zuhörerreihen einer Vorlesung in der „Harmonie“. Das niedere, schlechtbezahlte Beamtentum kam durch diese auf den Hof gerichtete Anschauungsform der Dresdener Geselligkeit zwar in würdigerer Weise als dies in den meisten anderen Städten, besonders in Leipzig, damals der Fall war, neben den Repräsentanten des Kapitals zur Geltung, aber das geistige Leben gewann nicht durch diese Mischung der Unabhängigen und Abhängigen ohne Aufgeben der Rangverhältnisse.

Einen eigentlichen Pöbel besaß Dresden nicht. Die Volksfeste, unter denen die berühmten Scheiben-

und Bogelschießen einen bedeutenden Platz einnahmen, hielt man mit außerordentlichem Anstande ab; ein paar Bettelbögte genügten, das wenige Gesindel im Zaume zu halten, aber von eigentlichem, aus dem Gefühl von Kraft entspringendem Volkshumor, der, selbst wenn er hart und roh auftritt, immer als Zeichen eines ausgeprägten Charakters zu begrüßen ist, war nirgends ein Symptom zu erblicken. Auf Maskeraden und Redouten schlichen die Polichinelle, Harlekins, Türken, Colombinen und Blumenmädchen ebenso anständig und höflich durcheinander, als hätten sie sich eben mit: Guten Abend, Herr Assessor! Ganz gehorsamer Diener, Herr Hofrat, wie ist das Befinden von deren Fräulein Tochter?“ zu begrüßen.

Nur eine Anzahl Personen, Dichter, Musiker, Schauspieler, Maler, sonderte sich von der anderen Klasse der Dresdener Bevölkerung ab. Es war dies der sogenannte „Liederkreis“, der in der ersten Zeit seines Bestehens den Namen „Dichter=Zee“ führte. Alle namhaften, in Dresden lebenden Schriftsteller und Dichter gehörten, mit Ausnahme des ganz isoliert stehenden Ludwig Tieck, mehr oder weniger ausgesprochen ein und derselben Richtung an, die dem Charakter der damaligen geistigen Atmosphäre der Residenz so bestimmt entsprach, daß man ihre Gesamtheit fast eine Schule, die Dresdener Dichterschule, nennen konnte. Friedrich Kind, Karl Förster, Theodor Hell, Isidorius Orientalis, de Chezy, Graf Kalkreuth, Malsburg. Auch Ludwig Geyer, der Stiefvater Richard Wagners, gehörte dem Kreise an, dem sich später Weber, Friedrich Kuhn, A. F. E. Langbein, W. A. Lindau, Therese aus dem Winkel, Gust. Schilling, die Professoren Hasse, Haase, Herrmann usw. dazugesellten. Bei Tee und Butterbrot wurde deklamiert, vorgelesen, gesprochen. Die Gesellschaft hatte eine zwanglose Form, die Frauen beteiligten sich rege. Die Hauptsache war, daß die Leute sich trefflich unterhielten, und wenn auch nach

und nach die Gesellschaft, nach Lieds Ausspruch, eine „Räucheranstalt“ wurde, „in die jedes Mitglied sein Weihrauchfaß mitbrachte, um es vor den Worten des eben Vortragenden zu schwingen, jede Dame einen Lorbeerkrantz hinter ihrem Stuhle verborgen hielt, um ihn zu einer etwa nötigen Bekrönung bei der Hand zu haben“, so war doch der „Viederkreis“ ein Zirkel, der an gutem Ton, an Objekten der Konversation, Urbanität der Sitte, Zusammensetzung und geistigem Streben hoch über jeder anderen geselligen Vereinigung Dresdens stand. Die feinsten Mittel der Unterhaltung stellten sich ihm gern zur Verfügung, die Sänger sangen, die besten Künstler musizierten, die gründlichsten Gelehrten hielten ihre Vorträge, und es war der Gesellschaft daher zu verzeihen, wenn sie nach und nach die Allüren eines Areopages des guten Geschmacks annahm.

Ludwig Geyer hatte im „Viederkreis“, so oft es seine Zeit erlaubte, seine Kunst zum besten gegeben, bis der Intendant des Hoftheaters in Dresden ihm und anderen Mitgliedern seiner Truppe das „Vorspielen in der Räucheranstalt Viederkreis“ streng verbot, und zwar auf Betreiben des Herrn Hofkapellmeister Francesco Morlacchi, welcher genau wußte, daß im Viederkreis die größten Feinde der italienischen Oper in Dresden zu suchen waren, wenn auch hier und da italienische Sänger in den Kreis gezogen wurden. Da der damals noch allmächtige wünschte, daß die Mitglieder des königlichen Theaters ferner der Teegesellschaft keine geistigen Genüsse bereiten dürften, so verordnete der jeden Konflikt mit der italienischen Kolonie gern vermeidende Intendant demgemäß.

Darob große Entrüstung im „Viederkreis“, welcher der heilige Schwur, Rache an den Italienern zu nehmen, folgte.

Um die Lücken in den allwöchentlichen Abendunterhaltungen, welche durch Ausfall der Vorträge

der Mitglieder des königlichen Theaters entstanden, auszufüllen, kam Ludwig Geyer auf die Idee, „die nicht im Solde des Königs stehenden Abkömmlinge der Künstler im Viederkreis“ Vorträge halten zu lassen. Und in der nächsten Woche schon brachte er seine Stiefkinder Rosalie, Albert und den kleinen Richard zur allgemeinen Erheiterung in den Viederkreis. Während Albert und Rosalie ohne jegliche Scheu Gedichte, Fabeln von Lafontaine, Kind usw. vortrugen, mit Beifall überschüttet wurden und als Honorar „hausgebackenen Kuchen“ der Harfenspielerin, Malerin und Dichterin „Therese aus dem Winkel“ erhielten, machte „der Jüngste im Kreise der Dichter und Denker“, wie Geyer den kleinen sechsjährigen Richard der Gesellschaft vorstellte, ganz besondere Schwierigkeiten. — Zuerst wollte er überhaupt nicht mit Vater, Albert und Rosalie in den Viederkreis gehen. — Selbst die Aussicht, daß er dort, wenn er das einstudierte Gedichtchen schön aufsage, Kuchen erhalte, war ihm nicht verlockend genug — da ihn die Gesellschaft seines „Käferle“ hinreichend für alle sonstigen leiblichen Genüsse im Viederkreis entschädigte. Richard wollte nicht in Gesellschaft gehen, und damit basta. — Mit beiden Fäustchen klammerte er sich an dem Kleide der Mutter, kauerte nieder, stemmte die Füße gegen den Boden, schrie und vergoß einen Strom von Tränen aus den Augen auf die roten Wangen. Erst als seine Schwester ihm sagte, daß „Käferle“ jedenfalls von ihrer Mutter auch in den Viederkreis gebracht werde, entschloß er sich, der Einladung Folge zu leisten. Nachdem er schön gekleidet, frisch gewaschen und sein langes Haar gekämmt wurde, versprach er, artig in den Viederkreis mitzugehen und „die Geschichte von der Maus und dem Kater“ und „Wenn der liebe Gotte gute Nacht sagt“ (ein Gedicht von Fr. Kind), das ihm die Mutter eingelernt, sehr schön aufzusagen, aber nur, wenn — Käferle auch kommt.

Wer „Käferle“ war?

Nun, die Freundin und unzertrennliche Gefährtin des kleinen sechsjährigen Richard, das zweitjüngste Kind des Theater-, Choristen- und Episodenspielers Friedrich August Sommer, welcher mit zweihundertfünfzig Taler Jahresgehalt, wie Personal- und Besoldungsetat ausweist, beim königlichen Hoftheater in Dresden engagiert war. Friedrich August Sommer war der nächste Nachbar der Familie Geyer und Vater einer gleichen Anzahl Kinder wie sein Freund Ludwig Geyer. Im Theater war Vater Sommer eine trotz seiner Rechtschaffenheit und seines Fleißes nicht gerade beliebte Persönlichkeit. Man ging ihm gern aus dem Wege — und scheute überhaupt die ganze Familie, weil in derselben eine eigenartige Epidemie herrschte. Der Vater, der Bruder und eine Schwester endeten durch — Selbstmord. Damals war ein Selbstmord noch ein Ereignis, über welches man monatelang sprach. Man ging Verwandten der Selbstmörder gern aus dem Wege. Und nun gar drei Selbstmorde in einer Familie! Niemand forschte den Gründen nach — man mied einfach nur die Familie und Verwandten. Das war bequemer. Übrigens machten die sieben Sprößlinge dem wackeren Choristen Christian weniger Sorge als die Art der Einteilung der zweihundertfünfzig Taler, die er als Jahresgehalt bezog. Schon mehrmals wagte Sommer um Erhöhung seines Gehaltes mit Rücksicht auf seine sieben Kinder nachzusuchen, erhielt indes das letzte Mal eine Abweisung in der allerungnädigsten Form, die wir hier, weil sie originell ist, wiedergeben:

„Der Supplikant Friedrich August Sommer wird dahin beschieden, daß seiner untertänigen Bitte nun und nimmer willfahrt wird, da weder äußere noch innere Gründe zur Erhöhung seines Jahresgehaltes vorliegen und hierorts niemand für die sieben Kinder des Bittstellers verantwortlich gemacht werden kann.“

Seit dieser Zeit berechnete Sommer mit seiner geliebten Frau nochmals die Einteilung der zweihundertfünfzig Taler, was Herr Sommer und seine Gattin, so oft ein freudiges Ereignis in Sicht stand, taten, und fand, daß bei der Genügsamkeit seiner Familie die Verhältnisse nicht einmal so schlecht stünden. Vor allem machten ihm seine Kinder Vergnügen. In jedem Neugeborenen sah er neue künftige Freuden, die er mit diesem erleben werde. Namentlich „Käferle“, sein ältestes Töchterchen, war sein Juwel. — Eigentlich hieß das Mädchen Magdalena — aber er legte ihr den Rosenamen „Käferle“ bei. Käferle war in der That ein eigenartiges Wesen. Magdalenas Gesicht hatte einen lieblichen Zug, der schon aus ihren sprechenden dunklen Augen hervorleuchtete. Die Haare blond, glatt geschaitelt und hinten in einen kurzen Zopf zusammengeflochten, machte das Kind den Eindruck eines höheren Alters. Obwohl erst kaum sieben Jahre alt, hegte sie, wenn die Mutter in der Küche war, die jüngeren Geschwister, die ihr viel Kummer bereiteten, namentlich der kleine Hans-Karl, Hedwig und Amalie, da sie beständig in den Hof oder auf die Straße liefen, sie rufen und suchen mußte, wobei Käferles innigster Freund, der sechsjährige Richard, behilflich war. Wenn Magdalena sich müde fühlte, kauerte sie sich auf den niedrigen Sessel am Ofen, daneben ließ sich Richard nieder und Käferle erzählte ihm Geschichten von Feen, Zwergen, die Vater Sommer den Kindern erzählte, wenn er nicht gerade im Theater beschäftigt war oder in guten Bürgerhäusern Klavierunterricht erteilte, welcher ihm mit anderthalb Neugroschen pro Stunde honoriert wurde. Diese Ruhe Käferles dauerte aber gewöhnlich nicht lange, denn gerade wenn sie sich recht bequem gesetzt und Richard sich daneben hingekauert, fiel es dem zweijährigen Anton ein, im Zimmer einen Spaziergang machen zu wollen. Anfangs gelang es dem Kleinen, bis er über seine

Röckchen stolperte und mit schrecklichem Gefreisch hinfiel. Rasch stand Käferle auf, hob ihr Brüderchen vom Boden und schmeichelte ihm so lange, wobei auch Richard ihm gut zuredete und irgend einen bunten Lappen oder Papier als Geschenk überreichte, bis das Kind ruhig war. Dann legte Käferle den kleinen Anton in die Wiege, die Richard hielt, damit seine Freundin das Kind leichter hineinlegen konnte, um es einzuschläfern. Dann rückte Richard den niederen Sessel nahe der Wiege, Käferle setzte sich darauf und stemmte die Füßchen gegen den unteren Rand der Wiege, um sie in Bewegung zu setzen. Richard ließ sich dann neben seiner Freundin nieder, und Käferle, das Brüderchen wiegend, begann von neuem Richard die Geschichte von den Feen aus dem Goldlande zu erzählen. Von Zeit zu Zeit öffnete das Kind in der Wiege die Augen, um zu sehen, ob das Schwesterchen noch bei ihm war. Richard war steter Gast im Hause Sommers, und er hatte sich so an Käferle gewöhnt und das kleine Mädchen an ihn, daß die Kinder schier unzertrennlich waren.

Als nun Richard mit seinen Eltern, Albert und Rosalie im „Liederkreis“ erschien und sein Käferle nicht dort fand, weinte er bitterlich. Endlich hatte man das Kind soweit beruhigt, daß, nachdem man ihm versprochen, daß er den erhaltenen Kuchen Käferle bringen dürfe, auch seine beiden Gedichte so tapfer sprach, daß er einen — starken Beifall — den ersten in seinem Leben, davontrug.

Herr und Frau Geyer umarmten und küßten ihn nach diesem Erfolg, den er sofort nach seiner Heimkehr Käferle mitteilen und den erhaltenen Kuchen bringen wollte. Trotzdem es schon spät war — konnte das Kind bei der Ankunft im Hause, solange nicht beruhigt werden, bis Vater Geyer seinen Sohn auf den Arm nahm und ihn zu Sommers, die eben zur Ruhe gehen wollten, vor das Bettchen, wo Käferle schlief, trug. Dort angekommen, schrie Richard:

„Käferle, schau, was ich hab — das schenke ich dir!“
 Dann schüttelte er die ganze Tüte mit Backwerk auf Käferles Bettdecke. Käferle war erwacht, ihre Augen glänzten und leuchteten, als sie ihren kleinen Freund, den sie den ganzen Abend schwer vermißte, vor ihrem Bette sah. Nur schwer waren die Kinder zu trennen — denn Richard wollte Käferle fortwährend die Erlebnisse des Abends erzählen. — — — — —

Das zweite Auftreten Richards war mit weniger Schwierigkeiten verknüpft, denn auch Käferle wirkt als kleiner Engel in dem obenerwähnten Festspiel „Der Weinberg an der Elbe“ mit.

Ohne Scheu und Lampenfieber trat Richard — sein Vater war als Winzer auf der Bühne beschäftigt — vor und reichte der Rolle gemäß seinen Strauß Feldblumen der Winzerbraut mit den Worten:

Jede Blüte — sei dir Leben,
 Jede Blume — bring dir Glück.

Nachdem Richard seinen Part hergesagt, suchte er stolz mit den Augen — Käferle. Endlich erblickte er sie, als kleinen Engel im Blumenwagen schwebend. Kaum hatte Richard seine Freundin gesehen, lief er, unbekümmert um das Publikum und die Gegenwart des Hofes, zu seinem Vater, der eben, laut seiner Rolle, eine gefühlvolle Ansprache an seine in die Ehe tretende Tochter hielt und sie segnete, zupfte ihn am Rock und schrie: „Schau, schau — Vater, Käferle fliegt!“

Es war ein Glück, daß Karl Maria von Weber als Schluß ein Hoch auf Friedrich August mit Chor und Trompetenschall komponiert und eine reizende Dekoration, die das reich illuminierte königliche Residenzschloß in Dresden darstellte, gezeigt wurde und die Aufmerksamkeit des Publikums abgelenkt war, denn sonst hätte Richards kindlich-freudiger Ausruf inmitten der Feier einen ungeahnten Effekt erzielt.

Für Mitwirkung des Kindes in dem Festspiel erhielt Geyer von der königlichen Intendanz einen Dukaten — das erste Honorar, welches Richard Wagner verdiente.

4. Kapitel.

Zum zweiten Male verwaist.

Reiche mir deine Hand, lieber Leser, und folge mir in das Heim eines Künstlers — vor achtzig Jahren. Entsage nur für eine Stunde der Gegenwart, streife von dir das Bild unserer Tage und verseze dich in jene Zeit, in welcher unsere Großeltern ihre Kindheit verlebten. Unsere Zeitgenossen belächeln gerne jene Epoche, wo jeder in gerader Richtung seine Laufbahn verfolgte, immer in denselben Verhältnissen lebte, wo kein romantisches Wagnis — kein unvorhergesehenes Ereignis, das den Stoff zu einer Tragödie bieten könnte, die alltägliche Szenerie öffentlich belebte. Und doch gab es auch in jener sogenannten guten alten Zeit Menschen, welche liebten und haßten. Jedes dieser Wesen hatte ebenso wie heute eine Sonne in seinem Herzen aufgehen und untergehen sehen; selbst das unbeachtetste unter ihnen hatte vielleicht irgend eine Liebe in sich getragen, der die Dornenkrone bitteren Leidens nicht gefehlt hat; denn das Drama, welches in unser aller Innerem spielt, richtet sich nach der Größe des Schauplazes, welcher das Herz ist, und nicht nach Zeit, Ort, Rang, die nur die Dekorationen der Umgebung bilden. Kein schönerer Anblick als das Innere eines Hauses, welches vom Geist zufriedener Stille durchweht wird. Die Wohnung eines Künstlers vom Schlage Meyers war das Asyl wahrer Häuslichkeit und Still-

lebens. Still und unbelauscht wollen wir uns unter das Dach der Wohnung des Malers, Dichters und Schauspielers am königlichen Hoftheater, Ludwig Geyer in Dresden, begeben, wo die acht Kinder unsere Aufmerksamkeit fesseln.

Im Geiste jener Zeit ist das Meublement einfach, schlicht, aber gediegen und für die Dauer geschaffen. An der Wand neben einigen Bildern alter Meister hängen unter Glas und Rahmen vier Silhouetten. Zwei davon stellten den Vater und die Mutter des ersten Gatten, den im Jahre 1732 geborenen Gottfried Wilhelm Wagner, welcher 1795 als Kurfürstlich Sächsischer Generalaccise-Einnehmer in Leipzig starb, sowie dessen Ehegattin Theresia, geboren 1742 zu Pirna, gestorben 1783 in Leipzig — also die Großeltern Richard Wagners väterlicherseits dar. Die anderen zwei Silhouetten stellten Robert Richard Berz, Kupferschmiedemeister (nicht Beamter, wie einige Biographen angeben), dessen Ehefrau Rosine Berz aus Weizensfels — die Großeltern mütterlicherseits dar.

Einige Staffeleien mit angefangenen und halb-vollendeten Bildern, zwei kleine Tische mit Malutensilien — daneben auf einem Stuhl ein verhängtes Bild, vervollständigten die Einrichtung des Ateliers, das zugleich als Wohnzimmer diente.

Nun aber laffet die Kindlein zu mir kommen, die da ihr Spielzeug auf dem Fußboden der Stube herumgestellt. Der Belustigung mit den hölzernen Häusern, den Schäfchen und den grünen geschnitzten Bäumen müde, haben sie sich ein anderes Spiel eronnen, wozu die Gelegenheit günstig war, da auf dem großen Stuhle mehrere Garderobestücke aufgestapelt waren. Sie verlassen die Gegenwart, sie werfen Blicke in die Zukunft, die liebe Eitelkeit hat Raum ergriffen in ihren kleinen Herzen, sie dünken sich schon so etwas Rechtes, und zu ihrem Vorhaben fanden sie in den daliegenden Kostümstücken des Vaters die

nötigen Requisiten. Keine Frage, kein Zweifel, sie spielten — Theater!

Der große Julius Wagner stellt den König dar — er sucht die von den bösen Feen geraubten Töchter, welche seine Schwestern Ottilie, Luise und Klara darstellen. Albert trug aus Gefälligkeit für seine jüngeren Geschwister eine selbstgefertigte Krone aus Pappe — als Zepter einen mit rotem Papier überzogenen großen Kochlöffel in Händen. Als Königsmantel diente ein alter geblumter Schlafrock Vater Geyers, den sich der Junge malerisch um die Schultern geworfen. Auch die gute Luise hatte sich ihre prachtvollen Kostüme aus geblumten Möbelüberzügen und Tischtüchern zurechtgemacht. Ah, nun tritt der Prinz aus dem Mohrenlande und sein Knappe, dargestellt vom siebenjährigen Richard und Käferle, auf. Prinz und Knappe, da sie aus dem Mohrenlande kommen, sind natürlich mittels Holzkohle schwarz angestrichen und wunderlich mit Lappen herausgeputzt. Der Prinz erbietet sich, dem König seine drei Töchter aus dem Feenlande wiederzubringen, wenn er eine davon sich wählen darf. „Ich wähl mir auch eine!“ schreit Käferle dazwischen. Der König gibt seine Zustimmung, und Prinz und Knappe setzen sich auf zwei umgelegte Stühle und reiten damit ins Feenreich. Dort angekommen, versperrten ihnen die bösen Zwerge Knip und Knap — dargestellt von Hedwig, der kleinen Schwester, und Hans, dem achtjährigen Bruder Käferles, das Gesicht fürchterlich mit Farbe von Vater Geyers Malpalette beschmiert, den Weg. Aber der mutige Prinz bahnt sich mit seinem Knappen den Weg und befreit die Töchter aus den Händen der bösen Feen, die von Mädchen und Knaben aus der Nachbarschaft dargestellt werden. Mit einem Triumphgeschrei endet das Festspiel. Es sollte eben ein neues beginnen, als Rosalie in der Thür erschien und auf Geheiß der Mutter die Kinder zur Ruhe mahnte und sie mit der Fort-

setzung des Spiels auf den Boden verwies, da Albert seine Aufgabe in diesem Zimmer lernen und der Vater, wenn er nach der Probe im Theater nach Hause kommt, hier malt. Mit einem kategorischen „Also, Richard, vorwärts, pack deine Gesellschaft mit der Puppenkomödie zusammen — und hinauf auf den Boden!“ verschwand Schwester Rosalie wieder.

„Also kommt, gehen wir auf den Boden, da spielen wir weiter!“ rief Richard.

Die ganze kleine Gesellschaft packte die Requisiten zusammen und wollte sich eben entfernen, als Käferle neugierig das Tuch hob, mit welchem das Bild auf dem Stuhl bedeckt war. Als sie das Bild erblickte, rief sie Richard zu: „Sieh da, das schöne Bild!“*)

Sofort kehrte Richard um und sah nach dem Bilde. „Ah, das ist gewiß ein Bilderbogen zum Illuminieren, den mir der Vater vom Markte mitgebracht hat!“ schrie Richard freudig und nahm das Bild von der Staffelei. Die Kinder umringten ihn, betrachteten neugierig die Skizzen, die Richard nach allen Seiten drehte und dabei lachend rief: „’S sieht in der Nähe wie Krikelkrakel aus, nicht wahr? Als ob ne Krähe herumgelaufen wär auf dem Papier.“

„Jetzt weiß ich, was das ist!“ rief Ottilie. „Es ist ne Schule! Siehst du die Kinder, wie sie alle Prügel kriegen?“

„Ne Schule?“ meinte Richard bedächtig, „nee, wie dumm! Das sind ja Ritter, das sieht man an dem Helm und an dem kurzen Rock. Dann sieh, das sind Schwerter und kein Haselstock, wie ihn der Schulmeister hat.“

„Ja, Richard hat recht!“ bestätigte Käferle, „’s sind griechische Kürassiere; sieh doch, wie sie aussehen,

*) Die nachfolgende Szene ist der Skizze Geigers über die Entstehung seines „Bethlehemitischen Kindermordes“ entnommen.

so grimmig wie wilde, wüt'ge Tiere, und wie gräßlich sie auf die armen Kinder einhauen!“

„Käferle! Ja!“ schrie Richard, „gewiß, das wird es sein. Weißt du, vor acht Tagen ist es uns erklärt worden in der Schule, wie alle Kinder einst Herodes ermorden ließ. Das ist ein prächtig Bild! Suchhe, das mal ich aus! Und die Figuren, Käferle, schneid ich einzeln dann heraus. Die passen herrlich auf das pappene Theater, das mir der Vater zum heiligen Christ beschert. Komm, hilf mir, Zeit ist noch vor Tisch — wir gehen auf den Boden und üben ein prächtig Trauerspiel, das spielen wir bei Tisch dem Vater vor.“

„Da schenkt er uns etwas!“ rief zustimmend Ottilie.

„Ja, wenn Mutter nicht dabei ist — da schenkt er uns etwas — sonst — gibt's Hiebe! Kommt auf den Boden, da sind Vaters Perücken. Die setzen wir auf, und dann noch die spanische Wand als Vorhang — das wird ein prächtig Theater geben.“

Das Bild unter dem Arm, entfernte sich Richard mit seiner Gesellschaft lachend und begab sich nach dem Boden.

Immerhin schmücke dich, du munterer Knabe, mit der Perücke, und wohl dir, wenn dereinst keine schwerere Bürde auf deinem Haupte lastet. Trag immerhin den Stod und regiere ihn mit der Leichtigkeit der Jugend; die Zeit ist vielfach nicht mehr fern, wo das Leben und die Zeit dir Dinge in die Hand legt, welche nicht so leicht zu bewältigen sind. Jetzt noch wandelst du froh an der Seite deiner Geschwister und die schützende, liebevolle Hand der Eltern streckt sich aus nach dir, leitet schirmend deine Schritte. Wer aber vermag zu sagen, ob du nicht später einmal durch die rauhen, dornenvollen Pfade des Lebens allein wandeln muß.

Jetzt, ihr lieben Kinder, wo ihr euch spielend vergnügt, pflegt euer Vater, weil er müde, seltsam

abgespannt, nach langer Theaterprobe der Ruhe; wie aber, wenn er dereinst den langen Schlaf beginnt, dem kein Erwachen folgt? Dann wird die Idylle der Kindheit plötzlich verklungen sein wie das sanftverwehte Abendläuten der Glocke auf dem Kirchturm, ihr werdet euer eigenes Haus bauen müssen und trachten, zu pflücken die Früchte vom Baum des Lebens. Ja, es werden schwüle Tage kommen, wo die Lebenskraft ihre Prüfungen überstehen muß. Dann werdet ihr so manche Hoffnungen schwinden sehen im Fluge der Zeit, dabei vergesst nur eines nicht, hier und da einen Rückblick auf das Elternhaus zu werfen — die Erinnerung an die schöne Kindheit übt im Alter eine wunderbar besänftigende Kraft auf das Gemüt.

Als die Kinder sich entfernt hatten, kam Rosalie auf Mutters Geheiß, das Zimmer des Vaters in Ordnung zu bringen. Sie schlug die Hände zusammen, als sie die Unordnung sah. „Heiliger Gott! Na, das Zimmer haben die Kinder heute schön zugerichtet! Es ist ein Glück, daß der Vater, bis Herr von Weber zur Sitzung kommt, sich einige Minuten aufs Sofa gelegt — um nach der anstrengenden Probe der Ruhe zu pflegen.“

Rosalie, welche damals achtzehn Jahre alt war und bereits hübsche Rollen am königlichen Hoftheater spielte, war die immer hilfsbereite weibliche Stütze der Mutter. Immer eine schmiegsame Seele, die noch nie eine Verfolgung zum Widerstand gereizt, hatte sie ein offenes Gemüt, das nichts zu verbittern vermochte. Mit geschäftiger Hand brachte sie bald das Zimmer in Ordnung und war eben dabei, den kleinen Maltisch der Staffelei näher zu rücken, als ihr Bruder Albert, in einem Buche lesend, ins Zimmer trat.

„Hast du eine neue Rolle bekommen, Albert?“ frug ihn Rosalia, als sie Albert eifrig lesend sah.

„Ach nein!“ entgegnete Albert unmutig. „Es ist eine lateinische Lektion, die mir der Vater aufgab.“

Ich möchte nur wissen, wozu ich, der Schauspieler wird, griechisch, lateinisch, französisch und englisch lernen muß.“

„Jedenfalls wird der Vater finden, daß es für den Beruf notwendig ist, wenn du dir Sprachkenntnisse erwirbst. Ich mußte doch auch die französische und englische Sprache und die Malkunst beim Vater und bei der Mutter Stricken, Sticken, Nähen, Kochen, Wäsche waschen und Wäsche plätten lernen, fleißig im Hause zugreifen und dabei im königlichen Theater die erste Liebhaberin spielen. Das hat mir gar nichts geschadet — im Gegenteil, ich bin jetzt froh, daß ich mir die Kenntnisse erworben habe.“

„Meinst du, daß Ludwig oder Karl Devrient die englische, französische, griechische und lateinische Sprache je gelernt haben oder den Virgil in der Ursprache kennen?“ rief ihr unmutig Albert zu.

„Nein, mein Sohn“, antwortete statt Rosalia Vater Gejer, der eben mit Herrn Hofkapellmeister Karl Maria von Weber aus dem Nebenzimmer trat und die letzten Worte Alberts gehört hatte. „Ich kann dich sogar fest versichern, daß der geniale, große Ludwig Devrient am königlichen Hoftheater in Berlin, ebenso wie der Liebling der Dresdener, der vorzügliche Karl Devrient, keine Sprachkenntnisse besitzen, daß beiden sämtliche griechischen Dichter ebenso wie der Virgil in der Ursprache große Nullen sind — das kann aber den strebenden Künstler nicht abhalten, mehr zu lernen als diejenigen, welche in einer Zeit den Ruhm erworben, wo man noch die schöne Figur, Kraft des Organes beim Schauspieler mehr schätzte als tieferes inneres Wissen. Was du an Sprachen, Kunst und Wissen dir erwirbst, ist dein, kann dir von keinem entrisen werden, und die Menschendarstellung bedarf der Wissenschaft, Kunst, wenn sie vollendet sein soll. Devrient, Sendelmann, Ekhof, Garrik, Fleck, Ekclair waren mehr

oder weniger glückliche Naturalisten. Jeder Zöll ein König war der kleine Ekhof mit seinem Höcker auf dem Rücken als Richard; jeder Zöll ein Hamlet der untersekte, gepuderte, in steifem Rock und weißen Strümpfen daherschreitende Garrik; jeder Zöll ein Geiziger der dicke, reichgekleidete Jffland in seinem absichtlich gewählten Kostüm: einer langen, zierlich mit Blumen gestickten weißen Weste, seidenen Beinkleidern und Frack von feinstem Tuche; jeder Zöll eine Ophelia, Lady Macbeth, Eboli, Adelheid von Weislingen die kleine, unansehnliche Bethmann = Unzelmann mit einem ansehnlichen Kropfe! Wer ist jetzt nun wohl der größte Künstler? Der, den die Natur mit gütiger, freigebiger Hand beschenkte und der die ihm gewordenen Geschenke mit leichter Mühe zur Schau ausstellen konnte — oder jener, der wie Garrik, Ekhof, Jffland usw. von ihr auf das stiefmütterlichste bedacht ward, seiner Stiefmutter aber lachend ein Schnippchen schlug, daß sie rücklings überpurzelte, und die Kunst dafür den Thron bestieg?! — Ekhof war, wie der große Schröder, sein Zeitgenosse, behauptet: der größte Theaterredner, den wohl je eine Nation gehabt. Über der Wahrheit und Schönheit seiner Deklamation ward alles vergessen, und warum? Weil er später nachgeholt, was er in seiner Jugend nicht zu lernen Gelegenheit hatte, weil er sein Wissen vervollkommnet, sich Sprachen angeeignet hat. Ich habe dir immer abgeredet, Schauspieler zu werden, weil dieser Stand die Enttäuschungen des Lebens nur vermehrt, aber nun du auch auf dem Wege bist, Menschendarsteller zu werden, mußt du dir auch Kenntnisse aneignen, die ein dramatischer Maler der Natur besitzen soll.“

Rosalia hatte während des Vaters Rede Herrn von Weber begrüßt, nahm ihm Mantel, Hut und Stod ab und entfernte sich damit.

„Lese nur du deinen Virgil weiter — mein Sohn — das wird dir wohlthun!“

Albert las seufzend weiter: „Nos patriae fines et dulcia linqumus arva.“

Weber lachte und rief: „Ich glaube, Ihrem Sohn fällt es schwer, Dinge zu lesen, die er nicht versteht.“

„Dafür bin ich da, ihm die Übersetzung zu liefern. Also, Albert: er hatte sein Vaterland und seine teuren Gefährten verlassen!“ — Unser Vaterland darf man aber nicht etwa verstehen, wo die Mauern von Dresden enden oder wo die Grenzen von Sachsen aufhören und die nächste Krümmung des Weges nach einem der vielen kleinen Staaten unseres lieben deutschen Reiches führt, sondern da, wo das Herz zu Hause ist. Wo ist dein Herz zu Hause, Albert?“

„Wo — wo — nun da, wo ich ein gutes Engagement als Schauspieler finde!“ entgegnete Albert treuherzig.

Weber lachte und rief: „Sehn Sie, lieber Geyer, das sind die Resultate der Geschichtsstudien bei Ihrem Ältesten.“

Geyer ließ sich nicht durch den spöttischen Einwurf Webers und Alberts Antwort irre machen, sondern rief seinem Stieffsohn, der wohl fühlte, daß er eine Dummheit aussprach, begütigend zu sich: „Na ja, Albert, du meinst es wohl nicht so. Die Magenfrage, die leidige Existenz bedingt ja oft, daß man der Scholle, auf welcher man geboren, selbst dem Vaterland den Rücken kehren muß, aber im Herzen muß man immer ein guter Deutscher bleiben.“

„Ich glaube wohl, Vater“, entgegnete Albert, „daß im Virgil viele schöne Dinge enthalten sind, ich fühle das erst, wenn du mir den Sinn erklärst.“ —

„Ja, wenn man nur immer einen Erklärer im Leben fände. Man muß eben denken lernen, mein Junge; mit diesem Virgil bin ich aufgewachsen, vor den Thoren in Eisleben habe ich den Inhalt auswendig gelernt, die Natur war mein Kommentar. Die Vögel, die auf den Bäumen zwitscherten und auf den Feldern

zirpten, erklärten mir, was ich nicht verstand; daher liebe ich den Virgil als eine Erinnerung an meine Jugendzeit, und in welchen Gemütszustand du auch im Leben kommst, schlage in den Erinnerungen deiner Jugend, im Virgil nach, und du wirst immer irgend eine bezügliche Stelle finden, als ob sie gerade für deinen Zustand geschrieben wäre! So, Albert, nun gehe und sage der Mutter, Herr von Weber wäre da — zu einer Sitzung. Sie und Rosalie sollen vom Fenster ausschauen, daß uns nicht etwa Frau von Weber überrascht. Das Bild, welches ich Herrn Hofkapellmeister male, soll ein Geschenk, eine Überraschung für die Frau Hofkapellmeister werden!“

Schleunigst entfernte sich Albert, um die Bestellung auszurichten.

„So, und nun wollen wir an die Arbeit gehen, lieber Herr Hofkapellmeister. Die Stellung bitte ich so natürlich wie möglich einzunehmen.“ —

Dabei stellte Geyer Herrn von Weber in Nähe seiner Staffelei und suchte ihm eine möglichst natürliche Pose zu geben.

„Lieber Geyer“, sagte lachend Weber, indem er die ihm angewiesene Stellung einnahm: „Sie arbeiten, wenn Sie mir eine natürliche Stellung für das zu malende Bild anweisen, wieder gegen Ihr Renommee. Man liebt das Natürliche nicht in Dresden; Sie sehen das an dem Ton, den die Italiener im Hoftheater eingebürgert. Da ist die ungezwungene, natürliche Art verpönt und nur die künstlerische Schnörkelei, Unnatur in der Musik, Unnatur in der Malerei beliebt. Wir leben in einer Zeit der Extreme; daher die extravaganten Sprünge, ausschweifenden, sich gegenseitig widersprechenden und nicht selten sich selbst vernichtenden Urtheile. Gegensätze bilden das Feldgeschrei unserer Literatur- und Kunstjäger. In den Kot mit dem, was in unseren philosophischen Kram nicht paßt, — herunter von der Bühne mit dem, was unserem — wenn auch

verdorbenen — Zeitgeschmacke nicht zusagt, — herunter vom Katheder, ihr alten versauerten sogenannten Dichter, die ihr nie welche waret u. s. w. Das ist das Kriegsgeschrei, das nicht selten das Kind mit dem Bade verschüttet.“ Plötzlich hielt Weber inne und frug Geyer, welcher bereits an der Staffelei stand und malte: „Ich störe Sie vielleicht, lieber Geyer, durch meine Plauderei?“

„Nicht doch, Ihre Züge habe ich bereits in früheren Sitzungen der Leinwand anvertraut. Ich korrigiere heute nur, da stört mich Ihre Plauderei nicht — im Gegenteil.“

Weber warf einen Blick auf die Leinwand und rief: „Vortrefflich! Das wird das schönste, wohlge-
lungenste Porträt, das ich je erhalten. Sie sollten sich mehr aufs Porträtieren legen, es ist das dankbarste für einen Maler.“ —

„Und auch das Langweiligste!“ ergänzte Geyer. „Schreckliches Dasein für einen Künstler, der verurteilt ist, damit seine Existenz zu sichern.“

„Das finde ich nicht. Das sollte auch nicht Ludwig Geyer sagen, dem es vergönnt war, die Bildnisse unseres erhabenen Königs und der Königin zu malen, und dessen Kunst auch am königlich bayrischen Hofe so geschätzt wurde, daß er gleich die ganze königliche Familie malen durfte. Eine Ehre, die — die —“

„Die — die — ich“, fiel ihm Geyer in die Rede, „während des Jahres dreihundertmal vorerzählt erhalte. Gewiß, mir wurde die hohe Ehre zu teil, — ja, aber die hohe Ehre zog weiter keine Bestellungen nach sich. Der hohe Adel wählte bei Bedarf andere Maler, und der Beamten- und Bürgerstand hat für Porträts kein Geld. Porträts sind ein undankbarer Gegenstand der Kunst. Haben sie das Verdienst der Ähnlichkeit, so geschieht nicht selten der Idealität der Kunst Eintrag. Sind sie idealisiert, so verlieren sie als Porträts den Wert der Wahrheit. Ich sage Ihnen, sie sind in der Malerei

das, was die Biographien in der Geschichte und die Monologe im Drama sind: Ausstellung einer Persönlichkeit, die durch die durchscheinende Eitelkeit kalt lassen würde, wenn nicht ein berühmter Name die Ausstellung rechtfertigte.“

„Was halten Sie da auf dem Stuhl verdeckt?“ rief Weber, indem er Miene machte, die angefangene Malerei zu betrachten.

„Ich bitte! Hinweg! — — Jetzt keine Betrachtungen.“

„Ein Porträt?“

*) „Ein Werk, mein Freund, das, wie ich hoffe, meinen Namen zu Ehren bringen wird, und der Welt beweisen soll, daß der Komödiant nicht nur Darsteller auf der Bühne, sondern auch das Leben auf Leinwand, der Wirklichkeit nahe, zur Anschauung bringen kann — Die Welt soll meinen Namen noch bewundernd nennen. —

Entworfen ist das Bild, jetzt fehlt's mir nimmermehr, ich sehe schon den Lohn für dieses Kunstwerk mir von der Ferne glänzend winken. — Das letzte Konterfei steht fix und fertig da. Die Mitwelt wird mir Anerkennung zollen müssen. Mein Name soll dann in der Kunstgeschichte fortleben. Unsterblichkeit verleiht mir mein bethlehemitischer Kindermord. — Das heißt, wenn künftig Künstler noch unsterblich werden.

Das Bild ist erst skizziert — aber alles bereits ausgedrückt. Der Kinder Blut — die schmerzlichen Gebärden, das Todeszuden, o! das muß vortrefflich werden! Es wühlt das Schwert sich ein in der Mutter Brust — Verzweiflung, Angst und Wut — jeder Ausdruck ist bereits zu sehen.“

Eben wollte Geyer den Hofkapellmeister zum Stuhl, worauf das verdeckte Bild stand, führen,

*) Von hier ab ist, um die Wirkung nicht zu stören, Stil und Wort der Schreibart der ersten Skizze Geyers beibehalten.

um ihm sein skizziertes Werk, der bethlehemitische Kindermord, zu zeigen, als Richard mit Ottilie, Klara, Käferle, Hede in das Zimmer traten. Stolz trug Richard ein kleines Kindertheater, in welchem sie die ausgeschnittenen Figuren von der Skizze, die sie vorhin mitgenommen, mit Zwirnsfaden aufgehängt hatten, Richard schrie: „Vater, kannst du uns nicht Leim und Farbe geben?“

„Was soll's damit?“

„Ich will die Kerls auf Pappe kleben und malen hinterdrein.“

„Ja, Vater, gib's uns gleich“, schrie Ottilie.

„Ihr wollt malen? Nun, das ist recht schön von euch. Übe dich nur beizeiten — dann sollst du auch ein großer Maler werden. Dann sich zu Weber wendend:

„Ja, Herr, Richard habe ich für die Kunst der Malerei bestimmt. Sie sehen, er übt sich bereits.“ Bei diesen Worten öffnete Geyer am Tisch die Lade, um für die Kinder Leim und Farbe zu suchen. „Kommt her!“

„Mach nur geschwind, Vater!“ rief Richard ungeduldig.

„Warum? Kannst du es nicht erwarten, bis ich den Leim gefunden?“

„Du kannst's ja sagen“, flüsterte Käferle ihm zu.

„Wir wünschen dir nach Tisch ein Schauspiel vorzutragen, Vater.“

„Ein Schauspiel! Ei, ei — ja, da muß ich mich beeilen, lieber Junge. Wie heißt denn das Schauspiel?“

„Der bethlehemitische Kindermord!“ rief Richard stolz.

„He? Wie?“

„Ich glaube“, sagte Weber lächelnd, „Ihr jüngster Sohn hat das Sujet Ihres Bildes bereits dramatisiert!“

„Das muß ich sofort sehen — spielt nur gleich mir und dem Herrn —, weißt du gleich, Richard, wer der Herr ist?“

„O ja, ich habe ihn am Dirigentenpult im Theater gesehen, und Mutter sagte mir, das sei Karl Maria von Weber, der große Musiker, der so schöne Opern komponierte —“

„Hör auf, mein Junge — du machst mich schamrot“, schrie Weber, „und fällst dabei noch bei meinem italienischen Kollegen Morlacchi in Ungnade.“

„Sie sehen, Herr Hofkapellmeister, welch gutes Renommee Sie in unserem Hause besitzen. Hoffentlich belohnen Sie meine Kinder dadurch, daß Sie auch ihre Kunst bewundern.“

Während dieser Zeit hatte Richard geschäftig einen Stuhl inmitten des Zimmers gestellt und das Puppentheater darauf gesetzt. Dann zog er Käferle und Hedwig zu dem Stuhl und flüsterte ihnen zu: „Ich mache den Herodes, du, Käferle, die Mutter, Hedwig und Hans die Kinder. Jetzt paßt auf: Kling! Kling! Der Vorhang geht auf. Jetzt fängt Herodes an.“ Und nun begann Richard in diesem Ton zu sprechen:

„Ich bin ein großer Held und stets gewohnt zu
siegen,
Vor mir muß alles gleich sich untern Tisch ver-
kriechen.“

„Vortrefflich!“ schrie Geyer voll Entzücken. „Der Junge wird ein Talent. Ich male, und er dramatisiert mein Bild.“

Richard fuhr nun im Ton des Herodes fort: „Soldaten, merkt es euch, schlägt alles auf die Mütze, was sich euch widersetzt.“

Geyer betrachtete das Theater näher und rief nun, erstaunt: „Himmel, das ist ja meine Skizze! Wahrhaftig, ja! Sie ist's, so schlag das Wetter drein! Richard! Wer gab sie euch? Willst du nicht des Todes sein — sag, wer dir meine Skizze gab!“

„Wir fanden sie“, riefen die Kinder ängstlich.

Geyer ergriff wütend das Theater und schrie: „Nun aber rasch, verschwinde aus meinen Augen, Junge, soll ich die Bude euch nicht an den Kopf werfen, ihr Satanskinder!“ — Bei diesen Worten machte Geyer Miene, die Kinder zu verfolgen, die jedoch schreiend aus dem Zimmer liefen.

„Adieu Unsterblichkeit!“ rief Weber lachend Geyer, der wütend in den Stuhl sank, zu.

„Diese Satansbrut! Dieser Richard —“

„Na, beruhigen Sie sich, lieber Freund — das ist ja kein Verlust für die Ewigkeit. Ihr Fleiß, Ihr Talent macht den Schaden bald wieder gut. Doch, meine Zeit ist um — ich muß nach Hause, denn wenn meine gute Karoline mich so lange vermisst — wird die Eifersucht wieder bei ihr rege; dann gute Tage, lebt wohl!“ Dabei nahm Weber Mantel, Hut und Stock, um zu gehen.

„Verzeihen Sie, lieber Herr von Weber, daß — aber mit der Malstimmung ist's heute bei mir wirklich ganz vorbei! Wann seh ich Sie wieder?“

„Ja — wann? in den nächsten Tagen reise ich nach Berlin, um dort im königlichen Opernhaus meinen Freischütz zu dirigieren, den die Intendanz des königlichen Hoftheaters in Dresden vom engagierten Hofkapellmeister abgelehnt — nein, nicht abgelehnt — aber sie traute sich die Oper nicht auf das Repertoire zu setzen, weil der italienische Hofkapellmeister Morlacchi es nicht wünschte. Deshalb muß nun die allererste Aufführung des Freischütz in Berlin stattfinden!“

„Und da der Erfolg sich sicher einstellen wird, wird diese Zurücksetzung für Ihre Stellung am Hoftheater in Dresden um so besser sein, die Sachsen und der königliche Hof werden Sie dann um so höher schätzen. Also viel Glück zum Erfolge.“

Erschrocken drehte sich Weber an der Türe um:

„Um Gotteswillen, wünschen Sie mir nicht Glück. Sie wissen, daß ich sehr abergläubisch bin.“ — —

Vier Monate später fielen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die weitgeöffneten Fenster — es war ein Herbst, der den Sommer nicht vergessen konnte — in das Zimmer Ludwig Geyers, welcher nach längerer Krankheit heute auf wenige Stunden das Bett verlassen hatte und im Lehnstuhl saß. —

Geyer legte die Hand auf die schmerzende Brust und horchte andächtig dem Klavierspiele seines jüngsten Sohnes Richard im Nebenzimmer. Eine Reihe von Erinnerungen stiegen auf den Schwingen der Töne in ihm auf! — „Die schöne Jugendzeit — ach, nur gesund und ein einziges Mal wieder jung sein! Die Menschen wissen gar nicht, welch immensen Schatz sie an ihrer Gesundheit und Jugend besitzen. Mit Unvernunft taumeln sie blind ins Leben — genießen ohne Wahl, was gerade am Wege steht.“ Nach einer Pause faßte Geyer die Hand seiner Johanna, die traumverloren neben ihm saß, und drückte sie an sein hochklopfendes Herz.

Frau Geyer erwachte aus dem schwermütigen Hinbrüten und blickte liebevoll auf ihren Gatten. „Hast du wieder Schmerzen, Ludwig?“

„Nein, nein“, entgegnete Geyer leise. „Ich dachte nur an vergangene Zeiten, an die Kinder und das Spiel Richards. Sollte er vielleicht Talent zur Musik haben? — Ach, dann würde ich Weber bitten, daß er ihn unterrichtet; o, mir erweist er schon die Liebe — oder wenn nicht Weber, dann jedenfalls Fürstenau — der gute Fürstenau — er ist mein Freund. Höre nur, wie hübsch der Junge von dem Liede: „Üb immer Treu und Redlichkeit“ den Übergang zu Webers: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ fand. — Prächtig! — Aus Richard will ich einen Künstler, einen großen Musiker machen.“

— Ach, wenn ich nur erst meine Gesundheit wiederhätte — dann — dann —“

In diesem Augenblick hatte Richard im Nebenzimmer zu spielen aufgehört und rief, die Türe öffnend: „Bist du zufrieden, Vater?“

„Gewiß, mein Junge, brav — brav. Aber wer gab dir die Noten zu Webers Lied: Wir winden dir den Jungfernkranz?“

„Niemand! Ich hörte, wie Rosalie das Lied sang, und spielte es heute aus dem Kopf nach.“

„Willst du dich nicht wieder zu Bett begeben, Ludwig?“ fragte Johanna. „Herr Doktor Reiner hat dir nur erlaubt, zwei Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen, und du bist nun schon den ganzen Nachmittag hier am Fenster.“

„Laß mich die Sonne vom Fenster aus untergehen sehen. Sieh, wie sie sich so breit auf die Dächer legt, langsam an den Häusern niedergeht, und wo sie ein offenes Fenster entdeckt, kost sie so lange schmeichelnd mit den von Abendrot geblendeten Scheiben, als wollte sie jedem Menschenkinde eine ruhlsame Nacht senden!“

„Gut, ich sehe nach den Kindern — aber, wenn ich wiederkomme, Ludwig, mußt du zu Bett.“ Dann sich zu Richard, welcher am Tisch spielte, wendend, sagte sie: „Bleibe beim Vater und rufe mich, wenn er nach mir verlangt.“

Als Johanna das Zimmer verlassen, setzte sich Richard mit einem Buch auf den Schemel zu den Füßen seines Vaters; lächelnd beobachtete ihn Geyer: „Was liest du so eifrig?“

„Ach, Vater, das ist eine sehr dumme Geschichte. Ein Mann hat alles Geld, das er besaß, zum Fenster hinausgeworfen, weil er so reich war, daß er in seinem großen Hause keinen Platz mehr für sein Geld und seine Edelsteine fand. Er schlief im goldenen Bett, speiste nur auf goldenen Tellern, dann mußte er — als er das Geld verpraßte — betteln

gehen. War es nicht dumm von dem Manne, daß er das Geld früher zum Fenster hinauswarf?“

„Gewiß, mein Kind. Aber es gibt Menschen, welche den Trieb in sich haben, arm zu werden — solche haben sich eben dem Prinz Luxus ergeben und das Recht auf Armut, trotz ererbten Reichthums, von unserem Herrgott mit zur Welt bekommen.“

„Prinz Luxus?“ frug Richard. „Wer ist das?“

„Weil du fleißig warst und mir vorhin Freude durch dein Klavierspiel machtest, will ich dir, bis die Mutter kommt, erzählen, wer Prinz Luxus war.“

Richard lehnte den Kopf an Geyers Knie und blickte mit freudig glänzenden Augen zum Vater auf, während Geyer zu erzählen begann:

„In früheren Zeiten war ein Prinz, Luxus genannt.*) Am Tische der Fürsten und des Volks speiste man mit hölzernen Löffeln und aus tönernen Geschirren; die Menschen waren glücklich, denn sie hatten keine Ahnung, daß es auch anders sein könnte. — Eines Tages kam Prinz Luxus mit Gefolge ins Land und klopfte an das Thor eines Ritters, mit seinem Vermögen, bestehend aus Gold, Diamanten, reichen Stoffen, köstlichen Weinen, Ölen mit Wohlgerüchen. Man rief den Ritter, dieser aber rief: „Werft den Burschen mit seinem Gefolge zum Schloßtor hinaus, er verpestet mit dem Bisam und anderen Düften die reine Luft.“ Dies hörte die Frau des Ritters, welche an dem Prinzen Wohlgefallen fand, und bat den Gemahl, den Brauch der Gastfreundschaft nicht zu schänden und dem fremden Manne doch einen Platz an der Tafel und eine Wohnstätte im Schloß zu gönnen. Gemahnt an Ritters Pflicht, bat er den Prinzen um Entschuldigung und räumte ihm einen Platz an seiner Tafel ein. Mitleidig lächelnd besah der Prinz die hölzer-

*) Historisch. „Das Märchen vom Prinzen Luxus“ schrieb Geyer für seinen Stieffohn Richard Wagner und gab es diesem, mit Bildern illustriert, am Weihnachtsabend 1820.

nen und tönernen Geräte, die groben Linnen am Tische, den hölzernen Stuhl, auf dem er saß. — „Du hast mir Gastfreundschaft gewährt, ich will dir dafür besseres geben; siehe, auf deinem Felde wächst Getreide, deine Bienenstöcke geben Honig, in deinem Stalle stehen kräftige Reitrosse im Überfluß, gib mir einen Teil davon und dieses funkelnde Geschmeide, das meine Diener mit sich führen, der prunkende Stoff, das Gold und Silbergeräte: es sei dein!“ „Willst du nicht mehr? Ja gut, du sollst die Hälfte von dem Getreide haben, denn ich besitze von dem, was du willst, im Überfluß.“ — Von diesem Tage an kam Prinz Luxus oft in das Gemach des Ritters, denn die Hausfrau und die jungen Knaben und Mädchen im Hause puzten sich gerne in prächtige Gewänder, reich mit Gold verbrämt, man warf das Geschmeide weit um sich und das Gold zum Fenster hinaus, denn sie erhielten es billig nur um den Preis, was Feld, Bienenstöcke und Reben boten, Prinz Luxus war zufrieden mit dem, was er erreichte, und wanderte weiter von Schloß zu Schloß, denn überall hatte man von seinen Wunderthaten gehört; man zog ihm mit Freude entgegen und führte ihn wie einen Sieger ins Haus, alles wünschte ihn zu sehen. Man hielt reiche Tafeln, von weit und breit kamen die Menschen, um den Anblick des reichen Prinzen zu genießen. — Wehmuthsvoll stand Frau Armut an der Pforte der Ritter Schlösser, in welchen sie einst eine Gabe erhielt, und bettelte. Man beachtete sie kaum; denn während der prunkenden Gelage bemerkte man das Lumpenweib nicht, das weinend und trauernd am Eingang stand. — Zum erstenmal hörte man das Schluchzen, als Prinz Luxus längere Zeit sich nicht mehr im Schloß sehen ließ, weil die Ritter die Gaben so schnell verbrauchten, daß sie für seinen zweiten und dritten Besuch nicht Getreide mehr, noch Pferde und Wein als Gegengabe aufzutreiben vermochten. Da erst, in diesem

Augenblick, wenn auch die Freunde wenig das Schloß besuchten, weil ihnen nicht genug geschenkt wurde, bemerkte man die Frau Armut, die von Hof zu Hof mit gelöstem Haar und zerrissener Kleidung, Verzweiflung auf den Wangen, Tränen in den Augen, mit von Weh und Krankheit gebeugtem Rücken, verstoßen und verachtet huschte, denn solange man an der Tafel des Prinzen schwelgte, spien ihr die Diener ins Gesicht. — Lange wartete man in den Schlössern der Wiederkehr des Prinzen Luxus; er kam nicht, denn man konnte ihm nichts mehr bieten. — Die Frauen, von dem Glitter geblendet, boten, als Prinz Luxus auf der Durchreise die Schlösser wieder passierte, da sie weiter keine Gabe hatten, sich selber an. Hohnlachend ging er weiter, denn die Tugend und Scham war schon früher im Rausche verpraßt. — So gingen die einst mächtigen Schlösser zu Grunde, die Mauern zerfielen in Ruinen, die Goldgewänder, die eitle Hülle ging in Fetzen, um dann die Hülle von Jammer und Armut zu sein. Prinz Luxus begegnete bei seinem Austritt aus seinem Schloß Frau Armut, ließ diese verfolgen und auf den Ruinen der Ritter, die in den zerfallenen Burgen ein Versteck gefunden hatten, ermordete er sie mit seinem mit Diamanten verzierten Dolch. — Mit dem Tod der Armut erstarb auch der häusliche Friede und das Glück; die Menschen, die einstigen Genossen, harrten der Wiederkehr, sahen erwartend in die Ferne, aber anstatt des Glückes tauchte im Nebel die Gestalt der Armut auf, die wehmütig lächelnd auf die Greise mit dem gebrochenen Bettelstab hinunterblickte, sie dann, mit den Worten in die Arme schloß: „Du hast durch Luxus ein Recht auf meine dauernde Liebe erworben.“ Und die Armut blieb den Verschwendern eine treue Begleiterin bis zum Grabe, deshalb — —“

Richard hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Ermüdet war er, das Köpfcgen nach oben ge-

richtet, eingeschlafen. Sein Blick, als sich die Äuglein schlossen, galt seinem lieben Vater. Die Augen beider begegneten sich zum letztenmal. — — — —

Johanna kam und brachte erst Richard, dann Ludwig zu Bett.

„Ich danke dir, liebe Johanna“, flüsterte der Kranke. „Ein bißchen schwach bin ich noch immer —“

„Die Schwäche wird auch schwinden. Du hast dich gewiß wieder mit dem Sprechen zu viel angestrengt — hast dem Richard wieder Geschichten erzählt — halb im Traum, beim Auskleiden, redete er mir noch von dem Prinzen Luxus und der Frau Armut vor.“

Geyer lächelte: „Richard macht mir Freude — auch die anderen — es sind gute Kinder, Johanna — gut — brav.“ — Als Geyer eine Pause machte und dann dem Blick seiner Frau begegnete, der in schmerzlicher Teilnahme auf ihm ruhte, flüsterte er: „Mir ist ganz wohl, mein Kind — nur ein bißchen schwach! Nun, bitte, gehe auch du zu Bett, du Arme hast viel Last mit uns.“ Johanna ging ebenfalls, nachdem sie mit prüfendem Blick in dem Zimmer der Kinder alles übersehen, zu Bett. Geyer wachte, sein Blick irrte ins Leere, ein eigenartiger Glanz leuchtete aus seinen weitgeöffneten Augen. So lag er bis Mitternacht — es tat ihm wohl, daß die Schmerzen von ihm gewichen und er seiner Frau nicht die Nachtruhe zu rauben brauchte. „Das gute Weib — Johanna — die Kinder — Ottilie — Richard“, flüsterte er mit verklingender Stimme — dann hob sich sein Körper leicht empor — ein sanftes, schier überirdisches frohes Lächeln machte dem schmerzlichen Ausdruck in den Zügen Platz; er schlief sanft und ruhig, um nimmer zu erwachen. Am Morgen des 30. September fand man Ludwig Geyer tot im Bett —

5. Kapitel.

Wie es Käferle erging.

Hedwig legte Hut und Mantel ab.

Das Mädchen war schön geworden; eine herrliche, jungfräuliche Gestalt. Unter den zarten Brauen zwei festblickende, tiefliegende Augen, ein kleiner Mund mit schmalen ausdrucksvollen Lippen, ein prächtiger Kopf auf feinen Mädchenschultern, volle Arme, eine schöne Büste und spanische Hüften, im ganzen und einzelnen eine reizvolle Einheit.

Vater Sommer hatte sich rasch erhoben. In seinen verwitterten Zügen arbeitete es mächtig. Er stützte die geballte Faust auf den Tisch und frug mit sichtbar erzwungener Ruhe: „Nun?“

„Entlassen!“

Eine sekundenlange Stille trat ein, während welcher Sommer mit einem Seufzer den Kopf schüttelte, als könne er nicht die Nachricht fassen; dann frug er heiser: „Ja! hast du denn nicht gesagt, daß man dich prüfen solle, daß du im Stande seiest, große Partien zu singen, daß dir Robert Schumann fünfzehn Partien einstudiert, und daß es nur auf eine Probe ankäme — daß du nicht immer im Chor singen willst —“

„Alles — alles, lieber Vater, habe ich Herr Direktor Hofrat Rüstner gesagt, auch Herr Schumann sprach für mich.“

„Nun, und?“

„Es war alles vergebens. Der Hofrat bot mir an, mich in kleinen Partien zu beschäftigen. Ich antwortete: Meine Kunst muß sich ganz geben können oder sie degeneriert. — Der Hofrat meinte dann, er könne es dem Leipziger Publikum nicht zumuten, Demoiselle Hedwig Sommer, die bisher im Chor figurierte, die Norma und ähnliche Partien im Stadttheater singen zu lassen — auch würde das Publikum am Namen der Familie Anstoß nehmen.“

Sommer biß sich in die Lippen und murmelte dann: „Ach, ja so — der Name, ein Kind aus der Selbstmordfamilie — ja — ja — da nimmt das Publikum Anstoß — freilich — freilich —“

„Dann meinte der Direktor, daß er unzufriedene Mitglieder im Chor nicht liebe, und da ich doch nicht mehr im Chor singen wolle — so wäre es besser, das Engagement zu verlassen. — Damit war ich entlassen.“

„Entlassen!“ sagte Sommer vor sich hin. „Entlassen! Kurzweg entlassen, weil das Kind Talent in sich fühlt und empor will!“

Der alte Sommer ließ den Kopf sinken und murmelte: „Es kommt immer näher, und fast scheint es, als ob das Schicksal uns alle Wege abschneiden wollte.“

„Was sagst du?“

„Nichts! Oder ja — ich glaube, die Krankheit unserer Familie ist in mir!“

„Vater!“ rief Hedwig innig. „Denk doch nicht immer an traurige Zufälle.“

Sommer lachte rauh. „Zufälle nennst du es, wenn Schlag auf Schlag, Unglück auf Unglück kommt. Hans geht in die weite Welt, niemand weiß warum. Deine Mutter, deren Liebling er war, nimmt sich den Fortgang ihres Schoßkinds zu Herzen, wird gestört, und eines Tages zieht man sie tot aus dem

Wasser — das ist natürlich ein Zufall! Ein Zufall war es auch, daß der abergläubische Italiener, der allmächtige Herr Hofkapellmeister Morlacchi, auf unsere Entfernung aus dem Dresdener Hoftheater drang, weil ihn die Familie, in welcher der Selbstmord eine Krankheit ist, irritiere, wenn er sie auf der Bühne sehe und er am Dirigentenpult stehe. Nur der Gnade des Grafen Bixthum danken wir unsere Versetzung nach Leipzig. Die Familie der Selbstmörder! Die Herren Kollegen machen ja einen Bogen, wenn sie uns begegnen.“ —

„O, nicht alle. Frau Geyer und ihre Kinder gewiß nicht“, unterbrach Hedwig ihren Vater.

„Die weißen Raben unter dem Personal des Leipziger Stadttheaters.“

„Sowohl Albert Wagner wie seine Geschwister begegnen uns, seitdem sie am Leipziger Stadttheater engagiert und Frau Geyer von Dresden hierher übersiedelte, in aller Freundschaft. Und was Richard betrifft — —“

„Ach, der Herr Studiosus“, warf der alte Sommer mit eigenartiger Betonung ein.

„Der kommt zu uns nach wie vor.“

„Natürlich — natürlich!“ brummte Sommer.

„Wieso — natürlich?“

„Ich meinte nur.“ Sommer ging ans Fenster und trommelte nervös auf die Scheiben. Dann drehte er sich plötzlich um und frug barsch: „Wo ist Magda?“

„Im Theater. Die Probe war noch nicht beendet, als ich von der Direktionskanzlei über die Bühne ging. Weshalb fragst du?“

„Georg soll sie erwarten. Ich möchte nicht, daß Magda durch den Herrn Studiosus Wagner ins Gerede kommt, und das geschieht, wenn er sie Tag für Tag von den Proben nach Hause geleitet. Das Theaterpersonal macht bereits Glossen und —“ hier

unterbrach sich Vater Sommer, denn er sah Hedwigs leichenblaßes Gesicht. „Bist du krank?“

„Nein, o nein“, antwortete Hedwig unsicher, „nur Kopfschmerz. Die plötzliche Entlassung hat mich erregt.“

„Ach, uns trifft's immer. Seit der Mutter Tod muß ich immer und immer wieder daran denken, dann ergreift mich ein Gefühl des Hasses gegen alle, die glücklich sind. Das beschwert mein Gemüt mit solcher Wucht, daß ich mir bei dem Unvermögen, es zu ändern, oft den Tod wünsche!“

„Du siehst Gespenster!“

„Liebes Kind, der Zustand, der uns solche Gespenster heraufbeschwört, ist recht traurig.“

„Aber, Vater! Wir werden uns noch mehr einschränken; dann hat mir der Herr Regisseur versprochen, mich bei einem auswärtigen Theater, vielleicht in Augsburg oder Würzburg, unterzubringen.“

„Was nützt unser Sparen, was hilft's, wenn Magda und Georg im Theater verdienen und ich als abgedankter Chorist und Aushilfsauffleur mich mit Stundengeben abquäle, um sechs Personen zu ernähren. Unser Leben ist eben auf gemeinschaftlichen Verdienst gegründet — nun werden die Einkünfte wieder weniger. Nur zu, nur zu, Schicksal, ich halte noch immer still!“

Seit dem Tode ihrer Mutter führte Käferle, obwohl sie wie ihre Schwester Hedwig im Theater für Gesangspartien und kleine Rollen engagiert war, die kleine Haushaltung allein, und so spärlich die ihr zu Gebote stehenden Mittel waren, wußte sie ihr doch durch unermüdlige Sorgfalt und Ordnungsliebe eine Behäbigkeit und Reinlichkeit zu verleihen, die sie zum Muster für manche reichere machte. Die Gagen, welche damals die Direktion des Leipziger Stadttheaters zahlte, waren sehr klein. Der alte Sommer war leidend und ohne Gage vom Dienst dispensiert. So mußte also Georgs, Käferles und

Hedwigs Gage hinreichen, die aus sechs Personen bestehende Familie zu ernähren. Durch Stickerien und andere Handarbeiten, in denen Käferle eine außerordentliche Fertigkeit besaß, vermehrte sie das Einkommen um ein Bedeutendes, so daß ihre jüngeren Geschwister eine ordentliche Schule besuchen konnten und überhaupt niemals ein drückender Mangel im Hause zu fühlen war.

Käferle war die Stütze ihrer Familie und tat alles mit einer Leichtigkeit, einem angeborenen Humor, den ihr selbst die angestrengteste Arbeit nicht rauben konnte und der über allen ihren Anordnungen seinen freundlichen Einfluß sichtbar zu verbreiten schien. Ihre Geschwister hingen an ihr wie an einer Mutter.

Käferle oder Magda war ein schönes Mädchen geworden, hoch gewachsen, eine schlanke, biegsame, graziöse Figur, die unter jeder Hülle Aufsehen erregen mußte; ihre Kleidung, die sie selbst aus den einfachsten Stoffen verfertigte, trug sie gewöhnlich knapp am Körper anliegend, was den Reiz der jugendlichen Formen noch mehrte. Magdalena galt im Theater als die schönste Darstellerin kleiner Rollen. Viel beneidet von den sogenannten Fachschauspielerinnen, denn ihr Gesicht war ein verkörperter Frühlingstag; klare, tiefblaue Augen, neckisch blinkend im heiteren Gespräch, madonnenhaft schwärmend, wenn sie diese groß aufschlug oder träumend die seidnen Wimpern darüber senkte, sprühte ihr süßes Licht hervor unter einer weißen, zartgewölbten Stirn, um die sich die weichen dunkelblonden Haare in dichten Flechten schmiegten, die einfach gebunden bis tief in den Nacken hinabfloßen. Kein Wunder, daß bei so glänzenden Eigenschaften, trotz ihrer sonstigen Mittellosigkeit, manch ehrsammer Bewerber um die Hand des Mädchens auftrat; aber Magda meinte, sie sei noch zu jung, auch müsse sie ihren alten Vater und ihre Geschwister pflegen, die nicht ohne sie leben

können; deshalb müsse sie noch ledig bleiben, und wem sie das sagte, der achtete das treuherzige Mädchen nur um so mehr und ging mit dem festen Entschluß, seine Werbung zur richtigen Zeit zu wiederholen.

Für Richard war es ein Festtag, wenn Käferle und Hedwig im Haus seiner Mutter im Bischof vor dem Hallischen Tore, wo sie von Dresden her wohlbekannt und gelitten, im Vorübergehen häufig auf einige Minuten einsprachen, Magda ihr gemachte Anträge in unschuldigster Weise erwähnte und dabei versicherte, wie zufrieden und glücklich sie in ihrer jetzigen Stellung sich befinde, und wie sie ja eigentlich auch Mutter sei und für ihre Kinder sorgen müsse und sich durchaus nicht nach einer anderen Lage sehne; dabei war sie so munter und selig wie ein Vogel, der in den Zweigen herumflattert und neidlos aufschaut zu den vergoldeten Gittern, hinter welchen seine Genossen stolz hin und her fliegen, während Hedwig unbefangen erklärte, sie wolle erst heiraten, wenn sie einen Mann gefunden, dem sie alle ihre Geschwister und ihren alten Vater mit in die Ehe bringen dürfe, denn ohne diese wolle sie nicht leben. Frau Geyer lachte zu diesen Mädchenillusionen und meinte: „Die Vorsätze der jungen Mädchen ändern sich, sobald der Mann kommt, der mit dem Herzen auch die Sinne gefangen nimmt.“

Magda hatte eine große Vorliebe für Kinder, es mochte der Umgang mit ihren kleinen Geschwistern schuld daran sein, und wo sie solche auf der Straße oder irgend einem Orte antraf, hatte sie ein freundliches Wort, eine Liebkosung oder irgend einen kleinen Lederbissen für sie parat; das junge, für solche Gunstbezeugungen äußerst erkenntliche Volk zeigte daher auch eine ungeheure Anhänglichkeit für sie.

Bei Richard, damals 17 Jahre alt, hatte sich dieses Gefühl seit seiner frühesten Kindheit, wo er sein Käferle sah, nach und nach förmlich zur Leiden-

schaft ausgebildet, die ihn völlig beherrschte. Ein freundlicher Blick von ihr erfüllte ihn mit einem Gefühl der Seligkeit, das alle anderen in solchen Jahren gewöhnlich vorherrschenden Empfindungen übertraf; kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht um den Preis einiger dankender Worte aus ihrem Munde gebracht hätte; sie vermochte mehr über ihn als seine Mutter und Geschwister und Lehrer, und wenn sie mit ihm sprach, so wich die jugendliche Wildheit einem Gefühl der Schüchternheit, das das Blut in seine Wangen trieb und ihm oft Gedanken und Worte raubte.

Sah er sie dagegen mit anderen, auch mit seinem Bruder, scherzen, so überkam ihn ein Gefühl der Wut, dessen Bewältigung ihm häufig Tränen auspreßte.

Richards Leidenschaft für die Jugendfreundin konnte weder seiner Mutter noch seinen Geschwistern verborgen bleiben. Albert, Rosalie und Luise begnügten sich, darüber zu lachen, gelegentlich Richard einen Verweis zu geben und ihn zu ermahnen, lieber seine Augen in die Bücher zu stecken, als in seinem Alter nach jungen Mädchen zu sehen. Im Theater neckte Rosalie hier und da Magda, deren ehrenhaften Charakter sie kannte, mit Richards Leidenschaft für sein Käferle.

Hedwig, die im Theater den Umkleideraum mit Rosalie und ihrer Schwester teilte, wurde, wenn auf diesen Gegenstand die Rede kam, feuerrot und mißgestimmt, denn ihr hatte eines Tages Richard vertraut, „daß er für Käferle durchs Feuer gehen würde, wenn er sie damit glücklich machen könnte.“

Hedwig lächelte eigentümlich, als Richard ihr das Geständnis, welches die Schwester betraf, machte, und strich ihm die wirren Haare aus der heißen Stirn — dann klagte sie übelgelaunt über Kopfschmerzen und war den ganzen Abend verstimmt.

Es war für Hedwig nach ihrer Entlassung beim

Stadttheater in Leipzig, obwohl sie sich schwer von ihrem Vater und ihren Geschwistern trennte, fast wie eine Erleichterung des Herzens, als sie ein Engagement an das Stadttheater in Augsburg erhielt. Ihr heimlicher Traum von Glück, der sie immer umgaukelte, und sie immer wieder lächelnd umkostete, wenn der leiseste Schimmer von Hoffnung über ihren Lebensweg huschte — war durch die Geständnisse Richards verschwunden. Sie liebte ihre Schwester — aber sie beneidete sie um das Glück, von dem Jugendfreund geliebt zu sein. Hedwigs Natur und ihr Empfinden war eigenartig. Eine jener Frauen, die aufsaugen wollen, statt Liebe auszuströmen. Sie war sich ihrer Schönheit bewußt und lebte vom Reflex derselben. Mutter Geyer war über die Leidenschaft Richards doch bekümmert, und sie erpähte die erste Gelegenheit, um mit Magda darüber zu reden. Käferle lachte, war aber doch gerührt von der unbegrenzten Anhänglichkeit Richards, und entgegnete: „Richard ist ja noch ein halbes Kind, Frau Geyer. Wir sind aufgewachsen, und die alte kindliche Liebe und Vertraulichkeit blieb.“

„Ich meine nur, liebe Magda, daß du — na — ja — Gott, auch du bist jung — aber brav — und — —“

„Da meinen Sie, daß mich die Schwärmerei Richards — nein, Mutter Geyer — das geschieht nun und nimmer.“

„Du versprichst es mir?“

„Mit Hand und Wort und bei dem Andenken an meine selige Mutter, für welche Sie so viel Gutes getan — ich werde Richard nie Gehör schenken!“

„Jetzt ist mir eine Last vom Herzen. Ach, der Junge macht mir sehr viel Sorge, nicht etwa, als ob er talentlos wäre, nein, im Gegenteil, er ist fleißig — aber unbeständig. Er galt auch in der Kreuzschule in Dresden für einen guten Kopf, schon

in Tertia übersehte er die ersten zwölf Bücher der Odyssee, und das trug ihm die besondere Zuneigung seines Lehrers, des Doktor Silling, ein, der in dem tüchtigen und talentvollen Schüler mit Bestimmtheit den künftigen Philologen zu erkennen glaubte und immer ermunterte. Du lieber Gott, Philologe! Als ich mit Richard darüber sprach und frug, ob er Philologe werden wolle, lachte er und rief: „Nein, zum Schulmeister bin ich nicht geschaffen!“ Ja — was willst du denn werden? — „Dichter!“ rief er, ging hin und schrieb die schrecklichsten Trauerspiele. Einmal lernte er sogar englisch, und aus keinem anderen Grunde, als um Shakespeare genau kennen zu lernen. Da Richard gern Theater spielt, Komödien schreibt, frug ich ihn, ob er Schauspieler werden wolle. Da antwortete er kurz: „Gott bewahre. Ich habe wohl Neigung zum Komödienspiel und befriedige sie auch bei mir auf der Stube; aber selbst zum Theater gehen möchte ich um keinen Preis.“ — So schreibt er denn Trauerspiele auf Trauerspiele.“

„Mir“, warf Käferle ein, „hat er bis jetzt zwei Trauer- und ein Schauspiel in Verehrung gewidmet. Aber er schwärmt jetzt für Musik.“

„Ja, früher mußte er zum Klavierspielen mit Gewalt angehalten werden. Eines Abends besuchte er mit seiner Schwester Luise ein Konzert im Gewandhaus, wo eine Beethovensche Symphonie aufgeführt wurde. Während des zweiten Teils bekam er einen so roten Kopf, daß Luise ihn fragte, ob er unwohl sei. „Nein“, hauchte Richard, „die Musik regt mich auf. Der Beethoven war doch ein ganzer Mann!“ Zu Hause angekommen, bekam er Fieber — du weißt es, liegt vier Wochen zu Bett, und als er wieder aufstehen kann, erklärt er mir: „Weißt du, Mutter, was ich werden will — Musiker, ein Komponist wie Beethoven. Und nun fing er zu komponieren an.“

„Lassen Sie ihn doch, Richard ist gut und brav; er wird Tüchtiges leisten!“

„Nein, nein, das wird er nicht. Erst wollte er von den verzopften Schulmeistern der Musik, die aus Büchern ihre Weisheit schöpfen und den alten Weg daher „trotteln“, nichts wissen. Er komponiert sozusagen auf eigene Faust, nach seiner Art, ohne je Generalbaß, Kompositionslehre, studiert zu haben. Als er sah, daß es so nicht gehe, mußte ich ihm Logiers „Schule“ kaufen, woraus er Lehrkünste der musikalischen Schulmeister allein schöpfen wollte. Als er auch auf diesem Wege nicht zum Ziel kam, hielt ich ihm einen Lehrer, den braven, guten Gottlieb Müller, welcher ihm die ersten Elemente der Tonsetzkunst beibringen sollte. Nach vierzig Stunden zu siebeneinhalb Neugroschen kam Gottlieb Müller zu mir und sagte: „Frau Geyer, sparen Sie das Geld für ihren Richard, der kann Tonnoten schreiben, aber nicht „Tonsetzkünstler“ werden, dazu fehlt ihm die Ausdauer, Fassungsgeist — kurz alles — alles!“ — Diese Schande — solch Urteil aus dem Munde Gottlieb Müllers, den alle als Kenner schätzen, hören zu müssen! So sind wir, ich, Albert, Rosalie, Luise und mein Schwager Geyer in Eisenleben zur Überzeugung gekommen: Richard wird auch in der Musik nichts Rechtes!“

„Und Richard?“

„O, der! — Als ich ihm das Urteil Müllers sagte, lachte er und sagte: „Verlaß dich drauf, Mutter, ich werde trotz Gottlieb Müller was Rechtes in der Musik, ging zu Kapellmeister Heinrich Dorn und bat ihn um seinen Beistand. Dieser verschaffte ihm die Aufnahme zum Studium in der Thomasschule — und leitete ihn — Gott, man muß ja Richard gut sein, er ist sonst so lieb —“

„Dann können Sie außer Sorge sein. Herr Kapellmeister Dorn ist ein braver Mann, und wenn

er auf der Thomasschule studiert, kommt er auch unter strenge Leitung des Thomaskantors und Universitätsmusikdirektors Theodor Weinlig — und da muß Richard streng den akademischen Weg, der zur Komposition führt, innehalten. Um meine Zuneigung zu Richard brauchen Sie nie besorgt sein. Ich habe überhaupt“, fuhr Käferle fort, „mein Herz wie in eine Verpuppung eingehüllt, die bereit ist, die Hülle zu sprengen, wenn die Sonne der Liebe sie erwärmt, um alsdann strahlend gen Himmel zu fliegen, wie es in einem mir gewidmeten Trauerspiel Richards heißt. Bis jetzt spüre ich Gott sei Dank die Sonne nicht.“

Und sich herzlich verabschiedend, ging Käferle nach Hause, um Vater und Geschwister ihre Kochkunst zu zeigen.

Leipzig war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sehr kleinstädtisch; es war zu einer Zeit, wo Leipzig noch nichts von Eisenbahnen, elektrischer Beleuchtung, ja nicht einmal von Gasbeleuchtung und Telegraphendrähten etwas wußte. Es war zu einer Zeit, wo Politik, Bauwut und Börsenkalamitäten den Leuten noch nicht die Köpfe warm machten. Nein! es war in jenen Tagen, wo Tonkünstler, Schauspieler und Sänger noch die Spindel waren, um die sich der Faden der Unterhaltung drehte, wo eine neue Gesangspartie der Sängerin Livia Gerhard die Theatergänger in Wärm brachte und die Leipziger Frauenwelt dem Tenorist Eichberger zu Ehren „Eichbergerfragen“ trug. Ohne einen „Eichberger“ um den Hals sah man keine Dame Leipzigs, ja keine Nähterin und Putzmamsell gehen. Den Fremden wurde vom Schloßturme herab das Schlachtfeld von 1813 und dann im Hotel de Pologne an der Table d'hôte Karl Herlossohn als Merkwürdigkeit gezeigt. Um die „Gunther“ bekümmerte sich die halbe Studentenwelt, darunter Richard

Wagner, und den Komiker Ballmann kannte jeder Jüngling der Psrieme.

Im Hotel de Pologne und in der Restauration bei Kirsten am Barfußberge versammelte sich damals in Leipzig die sogenannte literarische Welt und Mitglieder des Theaters und Studenten. Jeden Vormittag konnte man bei Kirsten Robert Schumann bei einem Krüge bayerischen Bieres sitzen sehen. Es war mit ihm gar nichts zu reden, ebenso mit dem Pianisten Schunk, der ihm gegenüber Platz genommen. Zu diesen stummen Gästen gesellte sich jeden Vormittag der würdige alte Hofrat Friedrich Rochlitz, der Mann, welcher noch den Mozart gekannt und den Text zum „Don Juan“ aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt hatte; er war damals Direktorialmitglied der Gewandhauskonzerte.

Eine entfernte Verwandte Magda Sommers hatte sich seit kurzem mit einem Wiener verheiratet, der die Restauration bei Kirsten am Barfußberge gepachtet hatte.

Magda Sommer kam hier und da in das Haus ihrer Freundin an Werktagen, wenn sie ihr Weg dort vorüberführte, zu kurzen Besuchen, und Sonntags manchmal auf längere Zeit in Gesellschaft ihrer kleineren Geschwister.

An Tagen, wo die Gäste reichlicher als gewöhnlich sich einfanden oder gar größere Gesellschaften aus Dresden einkehrten, und die geringen Arbeitskräfte des Hauses nicht mehr ausreichten, half sie wohl auch aus Gefälligkeit mit; da konnte man sie in der Küche und im Extrazimmer arbeiten sehen mit einer Fertigkeit, als hätte sie nie etwas anderes getan, mit der ihr bei allen Geschäften eigentümlichen Grazie. Die Literaten wollten nur von Magda bedient werden. Heinrich Laube, Karl Maria Öttinger selbst, der stets poetisch angehauchte Verfasser der schönen Gedichte und Romane, Karl Reginald, Herloßsohn und andere wollten die Freundin

der Wirtin im Extrazimmer sehen. — Nur Richard sah es mit Mißmut, wenn Käferle aus der Küche zu den Freunden mit der Wirtin ins Extrazimmer trat.

Bald bildete sich ein kleiner Kreis von Stammgästen, die an bestimmten Tagen mit der Familie, dem Wirt selbst einen vertraulichen Verkehr anknüpften und in einem besonderen Stübchen in geselliger Unterhaltung die Abende zubrachten.

Solch blühende Tage hatte Kirsten kaum in seiner schönsten Zeit erlebt. Auch waren Wirt und Wirtin keineswegs düffelhaft genug, um den riesenhaften Aufschwung ihres Geschäftes nur ihrem eigenen Verdienst zuzuschreiben, vielmehr hatte besonders der feine, weibliche, scharfe Verstand der Frau Kirsten bald den eigentlichen Grund herausgefunden.

So wurde Magda nach und nach aus der engen Familie des Wirtes in den vertrauten, scheinbar halb zur Familie gehörenden Kreis der Stammgäste eingeführt, ohne daß ihr argloser Sinn dabei irgend eine Gefahr ahnte, die auch wirklich nicht zu existieren schien.

Es wurde oft im Extrazimmer musiziert, gesungen, deklamiert; Zither, Guitarre und sonstige kleine Instrumente hatten die Gäste selbst mitgebracht.

Auch der alte Sommer wurde, ebenso wie die jüngere Schwester der Wirtin, eingeladen, und so war also auch den Forderungen der Etikette Genüge geschehen, die eine gleichmäßige Vertretung beider Geschlechter verlangte.

Für Magdalenas Gemüt hatten diese traulichen Abende einen Reiz und wurden ihr nach den anstrengendsten Geschäften des Tages und dem Dienst im Theater bald zu einer angenehmen Erholung, der sie mit harmloser Freude entgegensah.

So standen die Sachen, als ein Ereignis eintrat, das, so unbedeutend es an und für sich schien, in den höheren und niederen Kreisen Leipzigs eine

große Aufregung hervorrief und auch für die Magdalena von schweren Folgen sein sollte.

Eines Tages erschien im Restaurant ein fremder Gast, der, was Kleidung und Benehmen betraf, den höchsten Ständen anzugehören schien.

Es war ein vornehmer Herr, der seiner Aussage nach zum Studium nach Leipzig kam. Ins Fremdenbuch bei August Busch im Hotel de Pologne, wo er wohnte, hatte er sich als einen Maler aus Paris eingeschrieben, dem Namen nach zu schließen war er ein Deutscher oder Elsässer.

Seine Eigenschaften sowohl als Maler, sowie als Bewohner jener fabelhaften Weltstadt, die in den Augen mancher damals als das höchste Ziel menschlichen Strebens, ein anderes Mekka erschien, verfehlten ihre Wirkung nicht und gaben sofort Anlaß zu den ungeheuerlichsten Gerüchten über Reichtum, Stand und Absichten des Unbekannten.

Der Tag, an welchem der letztere zum erstenmal im „Barfuß“ erschien, fiel zufälligerweise zusammen mit einem Gesellschaftstag der erwähnten Stammgäste, und die beiden Wirtsleute, die sich in Höflichkeit dem großen Gaste gegenüber überboten, nahmen keinen Anstand, den mit den Verhältnissen gänzlich Fremden abends auf eigene Verantwortung zur Teilnahme an der geselligen Unterhaltung einzuladen, was er auch nach kurzem Bedenken annahm.

Er wurde selbstverständlich aufs freundlichste aufgenommen, und sein Benehmen und seine Unterhaltungsgabe, welche den Mann von Bildung verrieten, ließen diesen Schritt keineswegs bereuen. Es bildete sich auch, wie dies unter Männern von gleicher Bildung gewiß der Fall ist, auffallend schnell ein ganz vertrautes Verhältnis zwischen den Stammgästen und dem Fremden, der nach wenigen einleitenden Reden sofort die ganze Unterhaltung übernahm und aufs glänzendste zur vollkommenen Befriedigung der Zuhörer durchführte.

Seine Schilderungen verrieten Geist und eine große Weltkenntnis, die, auf den mannigfaltigsten Reisen erworben, den Stoff der Erzählung nie aus-gehen ließ.

Auch Magdalena, die an dem Abend zugegen war, horchte mit Spannung den Reden des Gastes, die eine neue, unbekannte Welt vor ihren Blicken erschlossen. Das ungeteilte Lob der Gesellschaft, mit Ausnahme Richards, wurde beim Aufbruch dem Fremden gespendet, der es mit großer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit hinnahm und gern den von allen Seiten an ihn gerichteten Bitten, womöglich auch nur noch einen Gesellschaftsabend, den man ihm zuliebe auf einen der nächsten Tage verlegen wollte, im Kreise seiner neuen Bekannten zuzubringen, nachgab.

So spät war Magdalena noch nicht nach Hause gekommen; noch ganz voll von den schönen Dingen, die sie gehört hatte, schlich sie leise die schmale Treppe in ihre Kammer hinauf.

Ein Blick durch die offenstehende Türe in die Nebenkammer, wo der Mond einen blassen Schimmer über die Betten ihres Vaters und ihrer Geschwister warf, überzeugte sie, daß alle ruhig schliefen, somit nicht, wie befürchtet, über ihr Ausbleiben in Sorge gewesen waren.

Sie brauchte kein Licht zu machen, so hell war es in der Stube, das kleine Fenster war nur angelehnt; Magdalena öffnete es und schaute gedanken- voll eine Weile hinaus auf die schimmernden Dächer, über die der Mond sein Silber goß, während die altertümlichen Kamine schwarz in die klare Luft hineinragten. Sie verlor sich in Gedanken; wer kann die Gefühle schildern, die in den wenigen Minuten den jungfräulichen Busen so stürmisch bewegten!

Die dumpfen, zitternden Schläge der alten Turmuhr verkündeten die erste Stunde nach Mitternacht; im anliegenden Zimmer rührte sich eines der

Kinder und murmelte unverständliche Worte im Schlafe. Magdalena erwachte aus ihren Träumen, und als hätte sie sich selbst auf einem Bergehen ertappt, schloß sie rasch die Fenster, warf noch einen Blick nach der Nebenküche, wo es wieder ruhig geworden war, entledigte sich rasch ihrer Kleider und sprang ins Bett.

Aber lange fanden ihre erregten Gedanken keine Ruhe, lange wälzte sich das blonde Köpfchen hin und her, bis sie endlich wich, nur um im Traume in diesen glänzenden Bildern vor den geschlossenen Augen aufzusteigen.

Die Sonne war schon lange aufgegangen, als Magdalena erwachte, das Frühstück zu bereiten. Zum erstenmal hatte sie dieses Geschäft verschlafen.

Der fremde Gast reiste zwar nach einigen Tagen, seinem ursprünglichen Plane gemäß, ab, kam aber am bestimmten Tage zurück und überraschte seine neuen Freunde mit der Nachricht, daß er nun die Zeit, die er zu einer Reise in das nördliche Deutschland bestimmt, hier zubringen werde, da ihm die Umgegend Sehenswürdigkeiten böte, die er dort zu finden gehofft, und da er außerdem auf diese Art die so rasch geschlossenen Bekanntschaften zu befestigen, somit das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden im Stande war.

Diese Nachricht erweckte allgemeine Freude in der Gesellschaft, selbst bei Magdalenen, ja vielleicht bei ihr mehr als bei den übrigen, obgleich sie selbst keinen eigentlichen Grund dafür finden konnte und es sich selbst möglichst zu verbergen suchte.

Der Wirt und seine Frau hatten vor allem Grund, die Nachricht mit Jubel zu begrüßen, denn nicht nur wurden die Gesellschaftsabende jetzt häufiger, sondern auch mehr Gäste aus der Stadt zog die Anwesenheit des Fremden in ihr Haus, namentlich Künstler, die mit dem Kollegen aus Paris über die Kunst in Frankreich plaudern wollten.

Die letzteren erreichten aber ihren Zweck nicht, denn der Fremde schien jeden vertrauteren Umgang mit ihnen zu vermeiden, beschränkte sich, wenn einem Gespräche nicht auszuweichen war, auf die allgemeinsten Redensarten, ohne, wie jene gehofft, über französische Kunst und Künstler Auskunft zu geben, und schien sich nur in jenem kleinen Zirkel zu gefallen.

Die enttäuschten Künstler hielten sich, da sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen einsahen, an die bekannte Fabel von den sauren Trauben, und machten ihrem Ärger in verschiedenen malitiösen Bemerkungen über die kleine Gesellschaft selbst Luft.

Leipzig war, wie erwähnt, damals sehr kleinstädtisch. Es fanden sich bald Leute genug, welche selbst die albernsten Gerüchte aufnahmen und in wozmöglich noch verbesserter Form weiterverbreiteten. So hatten die bösen Zungen bald vollauf zu tun, und schnell bildeten sich die abenteuerlichsten, dunkelsten Gerüchte über die Gesellschaft im Barfuß, ja selbst über den bisher sonnenreinen Ruf Magdalenas, die in dieser Zeit auffallenderweise häufiger als je ihre Freundin besuchte, drohte sich eine trübe Wolke zusammenzuziehen.

Aber diesmal sollten sich die Verbreiter solcher verleumderischen Reden furchtbar getäuscht sehen, denn nachdem der Fremde etwa zehn Tage seinen Aufenthalt in Leipzig genommen hatte, verbreitete sich plötzlich eine Nachricht hinter den Kulissen und bei allen Freunden und Bekannten, die alle Wolken zerstreute und die boshafte Zungen lähmte; es hieß nämlich eines Tages: Magdalena Sommer ist Braut.

Und in der That, es war so; schon am folgenden Tag, einem Sonntage, sah man sie in ihren festlichen Kleidern am Arme ihres Bräutigams spazierengehen. Der fremde Maler, Andre Biron mit Namen, erschien eines Abends bei Vater Sommer und hielt in aller Form um Magdas Hand an. Der alte Chorist

wußte nicht wie ihm geschah, solchen Sonnenstrahl des Glückes hatte er nicht mehr erwartet. Verschleucht waren plötzlich alle bösen Erinnerungen und Träume, und er bedauerte unter Segenswünschen für sein gutes Käferle, daß seine Frau das Glück nicht erlebt, und daß Hedde schon im Engagement in Augsburg war. Er setzte sich aber sofort, nachdem sein künftiger Schwiegersohn ihn verlassen, und kündigte Hedwig brieflich die Verlobung ihrer Schwester an. Umgehend antwortete Hedwig in so freudigem warmen Tone, daß Vater Sommer und Magda Tränen der Rührung über den Brief vergossen.

Es war ein schönes Paar; er, der hochgewachsene, schwarze Herr mit dem feinen, dunklen Anzuge, mit den blitzenden Ringen am Finger, und die schlanke Magdalena im Festgewande auf seinen Arm gelehnt.

Es war ein blauer, wonniger Frühlingstag; das erste Grün hatte seine schimmernde Sammetdecke über die erstarrte Erde gezogen.

Die Leute, welche Magda kannten, blieben auf dem Wege stehen und sahen dem glücklichen Paare nach, das in seligem, flüsterndem Gespräch dahinschritt, so ganz passend zu der heiteren Landschaft, die sie umgab.

Richard Wagner konnte nur mit Gewalt ein Gefühl von Neid und Wehmut zurückdrängen, das ihn bei dem heiteren Anblick überfiel und das auch der fröhliche Gruß Magdalenas und des Bräutigams nicht zerstreuen konnte. Er suchte einen einsamen Ort auf, die Tränen, die sich ihm in die Augen drängten, und deren er sich vor den Leuten geschämt hatte, im Stillen auszuweinen. Eine dunkle Ahnung stieg in seinem Gemüte auf, als könnte er nicht an das Glück Magdalenens glauben, und das heitere Bild, das er eben gesehen, erinnerte ihn immer an Faust und Gretchen, wie er sie auf einem alten Bilde, das in seines Vaters Studierzimmer hing, gesehen, Arm in Arm, im seligen Dahin-

wandeln, und hinter ihnen ihr Schatten schleichend, die dunkle Gestalt und das lauernde Gesicht des Mephisto, mit Drachensflügeln und Hörnern, die er als Kind immer mit großem Entsetzen betrachtet hatte.

Der Eindruck, den die unerwartete Nachricht auf Kollegen und Kolleginnen Magdas machte, war ein verschiedener. Die meisten zwar freuten sich über das Glück des Mädchens; doch gab es mehrere weiblichen Geschlechtes, die durch die plötzliche Nachricht nicht gerade freudig gestimmt wurden. Das war der Neid, der hinter den Kulissen der Theater mehr als an anderen Orten wohnt.

Auch über die näheren Umstände des Bräutigams, über die seither ein mystisches Dunkel geschwebt hatte, erfuhr man jetzt näheres, theils von den Besuchern des Extrazimmers bei Kirstens, theils von Magdalena und ihrem Vater selbst, zu denen sich nun alle Neugierigen mit Glückwünschen drängten. Er sei, hieß es, von reichen Eltern in Paris abstammend, die ihn zum Zweck des Studiums nach Deutschland gesandt. Ferner hieß es, habe Biron versprochen, für Magdalenens Vater und die kleineren Geschwister zu sorgen, damit der erstere von der Last des Stundengebens erlöst, seine geschwächten Kräfte pflegen und sein Alter in Ruhe genießen könnte, die letzteren aber in einer guten Schule eine anständige Erziehung erhielten.

Der alte Sommer war außer sich vor Freude über das Glück seiner Tochter und ganz entzückt von dem Benehmen seines Schwiegersohnes, der auch nichts versäumte, sich die Gunst des Alten zu erwerben. Mehrere Male in der Woche mußte die ganze Familie an der Tafel des Hotels de Pologne mit ihm speisen; an Aufmerksamkeiten für den alten Vater wie für die kleinen Geschwister fehlte es nicht.

Stärkende Speisen und Getränke, deren der kränkliche Mann sehr bedurfte, wurden täglich von

Kirstens in die Wohnung geschickt, und der gute Mann schien wirklich an Kräften zuzunehmen bei dieser zarten Pflege seines Schwiegersohnes.

Acht Wochen waren so in ungetrübtem Glück vergangen, da sagte eines Tages Biron betrübt, daß seine Eltern ihn nach Paris zurückrufen. Der Tag der Abreise hing von der Ankunft gewisser Briefe ab, die vorher anlangen sollten. Eines Abends traf auch richtig der Postbote mit den besagten Schriftstücken ein, die der Bräutigam im Hause seiner Verlobten rasch, wie es schien, mit einiger Aufregung, durchlas und hierauf erklärte, daß er am anderen Tag in aller Frühe seine Reise antreten werde, um nach kurzer Abwesenheit im Besitze der nötigen Papiere zurückzukehren, die ihn ermächtigten, die geliebte Braut als Gattin sofort in seinen neuen Wohnort abzuholen.

So vorbereitet man nun auch im Hause der Verlobten auf eine solche Nachricht war, so erregte sie doch begreiflicherweise einigen Kummer in der Brust des jungen Mädchens, der sich unverhohlen in Tränen aussprach und nur in den zärtlichen Liebkosungen des Bräutigams und in der nahen Aussicht eines baldigen glücklichen Wiedersehens einigen Trost fand. Man beschloß, die letzten Stunden vor dem Abschied in fröhlichem Zusammensein zu verbringen, welcher Beschluß denn auch von dem jungen Paar aufs traulichste durchgeführt wurde, während der alte Mann und die Kinder, dem Drange des Schlummers weichend, sich nach kurzer Zeit der für sie unentbehrlichen Ruhe überließen.

Kurz vor Tagesanbruch kam Biron in das Hotel zurück, wo noch alles im tiefsten Schlafe lag, packte eigenhändig seine notwendigsten Sachen zusammen, weckte dann den Kellner, übergab ihm seine letzten Grüße an die Wirtsleute mit dem Wunsch, sie bald und gesund wiederzusehen, und reiste mit der Expresspost ab.

Erst im Verlauf des folgenden Tages wurde seine Abreise auch in weiteren Kreisen bekannt.

Der Abschied mochte der Magdalena schwer geworden sein, denn sie hatte noch einige Tage nachher verweinte Augen, doch fand sie bald den besten Trost nicht nur in der sicheren Hoffnung des nahen Glückes, sondern auch in der unausgesetzten Beschäftigung, welche ihr die Sorge für die künftige Aussteuer gebot und der sie sich mit kindlicher Freude unterzog.

Sie ahnte nicht, das arme Kind, wie schnell und schrecklich ihr unschuldiges Glück zerstört werden sollte.

Nur wenige Wochen nach der Abreise des Fremden und kurz vor der zu seiner Rückkehr bestimmten Zeit enthielten die Blätter der Hauptstadt einen Steckbrief gegen eine mehrerer großartigen Betrügereien und versuchten Raubmords verdächtige Person, deren Signalement bis ins Detail auffallend mit Andre Biron übereinstimmte.

Woche um Woche verfloß und endlich auch der zur Rückkehr bestimmte Tag, ohne daß irgendwelche Nachricht von seiten des Verlobten zu Magdalens Ohr gekommen wäre. Schon konnten dringende Geschäfte, die Absicht einer Überraschung nicht mehr als Gründe für dieses unerklärliche Schweigen angeführt werden, wie Magdalena sich anfangs einzureden versucht hatte.

Ihre Briefe mit der von dem Geliebten angegebenen Adresse blieben unbeantwortet. Dunkle Gerüchte verbreiteten sich nach und nach in Leipzig, aber immer noch verlor die zumeist Beteiligte ihren vertrauensvollen Glauben nicht. Die Gewißheit des Unglücks traf wie ein betäubender Schlag das stille Glück der kleinen Familie.

Eines Tages kamen die Diener des Gerichtes, verfügten sich zunächst in das Hotel und in das von dem Fremden innegehabte Zimmer und belegten die wenigen daselbst von ihm zurückgelassenen Effekten mit dem Amtssiegel, von da begaben sie sich

in die kleine Wohnung Sommers, dem die erste Schreckensnachricht einen heftigen Blutsturz zugezogen hatte, um dort dieselben Vorkehrungen an der Mehrzahl der Magdalena seinerzeit von ihrem Bräutigam gemachten Geschenke vorzunehmen. An dem Abende desselben Tages enthielten die Spalten des Amtsblattes eine Aufforderung an die übrigen von der Sache betroffenen Bewohner, wozu mehrere der reichsten Kaufleute gehörten, ihre Angaben, mithin Forderungen, bei dem betreffenden Gerichte vorzubringen. Die Trauer der so schwer betroffenen Familie des alten Choristen zu schildern, wäre ein nutzloses Beginnen. Die nächste Zeit bannte Magdalena an das Bett ihres todkranken Vaters, der erst nach Monaten durch ärztliche Hilfe soweit hergestellt war, um seine Beschäftigung, die ihm bei längerer Krankheit entzogen zu werden drohte, mit knapper Not wieder versehen zu können.

Die Gefühle, die in diesen lang durchwachten Nächten, in der Stille der Krankenstube, die nur von dem einförmigen Tiktak der Wanduhr und den schweren Atemzügen des in halbem Schlummer Liegenden unterbrochen wurde, die Brust des Mädchens durchtobten, kennt nur Gott, die heißen Tränen sah nur er.

Als Magdalena zum erstenmal, durch ihren Beruf gezwungen, sich wieder im Theater zeigte, war es nicht mehr das heitere, rosige Mädchen, es war vielmehr eine hüßende Magdalena.

Die langen blonden Haare hingen wirr um das abgemagerte Gesicht, dessen Rosen verbleicht waren, die blauen Augen schienen noch größer als zuvor, aber sie blickten zerstreut und teilnahmslos und waren von roten Rändern umrahmt. Der fröhliche Zug um den Mund war einem bitteren gewichen, und die zusammengepreßten Lippen waren fahl. Die Figur war hager geworden und schien deshalb größer als zuvor; ihr Tritt war nicht flüchtig wie vordem, doch hatte er an Elastizität nichts verloren, es war

ein langsames, geisterhaftes Schweben. Das Ganze machte den Eindruck einer welkenden Blume. Das arme Kind suchte wie zuvor ihren Beruf aufzunehmen, was jetzt um so nötiger war, da die lange Krankheit ihres Vaters die letzten Mittel der Familie erschöpft hatte. Die Kollegen und Freunde sahen sie kaum an, mit Ausnahme der Familie Wagner und Richard, der sofort wieder im Hause des alten Sommer erschien, als er von Magdas Unglück hörte. Überall suchte er und seine Geschwister Magda zu verteidigen — aber es nützte nichts. So blieben ihr die Familie Geyer, in deren Achtung sie nichts verloren, die ihr ihre aufrichtigste Teilnahme zuwandten und sie auf jede Weise zu unterstützen suchten. Diese taten es selbstverständlich auf möglichst zarte Weise, um das gute Gemüt nicht zu beleidigen, und vermieden jede Berührung des unglückseligen Brautstandes.

Magdalena selbst war stumm, sie klagte nie und sprach nicht mehr, als sie notwendig mußte. Sie war noch schön, aber wenn die Natürlichkeit früher der Hauptreiz ihres Wesens war, so hatte sie jetzt etwas Übernatürliches, Erhabenes.

Der Schmerz hatte ihr Antlitz verklärt, und von dem heiteren Sonnenlicht, das darüber glänzte, war nur ein wehmütiger Schimmer übriggeblieben.

Sie sprach nicht mehr wie früher mit den Kindern; und als Richard sie besuchte und in ihr Zimmer trat, sah sie ihn nicht, und als er sie anredete, starrte sie ihn an, als wäre sie aus einem Traume erwacht; sie zitterte heftig und zum erstenmale sah er Tränen in ihren Augen glänzen. Ihm wurde bang zu Mute, wie einem armen Sünder, der die Gottheit beleidigte. Doch bald schien sich Magdalena seiner alten Anhänglichkeit an sie wieder zu erinnern und sie fragte ihn mit einer Stimme wie das Flöten einer kranken Nachtigall:

„Nicht wahr, Richard — es gibt eine Vergeltung im Leben!“

„So sagt man — und lehrt es auch“, antwortete Wagner.

„Bist du mir noch wie einst gut, Richard?“

„Wie kannst du fragen — ich habe nie aufgehört, an dich zu denken — dir gut zu sein!“

„Ich danke dir. Bewahre mir diese Liebe — und räche mich — räche mich an dem — Ach, du weißt nicht, was ich leide — wie mein Herz gemartert wird — und der arme Vater — meine armen Geschwister. Ach, ich bin elend — —“

Magda hatte den Abend zuvor, vor dem Schlafengehen, ungewöhnlich zärtlich vom Vater und den Geschwistern Abschied genommen und zum erstenmale seit lange wieder geweint. Schon hatten die Ihrigen neue Hoffnung aus diesen Zeichen geschöpft; wie erschrafen sie aber, als am anderen Morgen Magda nirgends zu finden war und ihr Bett unberührt dastand. Schreckliche Ahnungen zogen durch die Seele des Alten und verliehen den schwächlichen, durch lange Leiden ihres Marks beraubten Gliedern die Elastizität der Jugend.

Vergebens rannte der Verzweifelte am frühen Morgen umher; vergebens drang er in alle Häuser, die Magdalena je betreten, sein Kind zu suchen, man wußte nichts von ihr, und der lästige Ruhestörer wurde zum Teil barsch abgewiesen. Vergebens waren alle Nachforschungen, die endlich nach erfolgter Anzeige von der Obrigkeit angeordnet wurden; nirgends zeigte sich eine Spur von der Vermißten, weder in der Stadt selbst, noch in der Umgegend, und unverrichteter Sache kehrten die Suchenden, denen sich jetzt außer dem jammernden Vater und den weinenden Geschwistern Richard und Albert angeschlossen hatten, in später Nacht in die Stadt zurück, ohne eine Spur von Magdalena gefunden zu haben. Freilich, als sie am anderen Tage den Kanal ablenkten, da fanden sie den Leichnam am Wehr oberhalb der Mühle.

Ihre langen blonden Haare waren in dem dort angebrachten Rechen verwickelt, sonst hätte sie sicher die wilde Flut mit fortgerissen und die Mühlräder hätten unbarmherzig den schönen Leib zerfleischt. Die Kleider waren zerrissen, mit Schilf und Sand gefüllt, die Schuhe hatte das Wasser mit fortgenommen, man fand sie unterhalb der Mühle. Die beiden Hände der Armen, welche krampfhaft ein kleines Kreuz, ein Andenken ihrer Mutter, das sie stets bei sich trug, umfaßten, waren aufs Herz gedrückt, der Mund geschlossen, der Körper hatte schon eine bläuliche Farbe. Es war ein jammervoller Anblick, wie sie Magda herauszogen; herzerreißend war das Jammergeschrei des alten Vaters, der sich über die Leiche seines Kindes warf, und das Schreien der Geschwister und Richards, dem sein Käferle — starb.

Der Alte mußte mit Gewalt von der Leiche entfernt werden. Früh, ehe der Tag angebrochen war, trugen sie Käferle zur letzten Ruhe hinaus, in einer einfachen, aus gehobelten Brettern zusammenge nagelten Kiste, ohne Glockenklang, wie eine Auslädige. Vier Männer trugen ihren Sarg.

Niemand außer einigen Kollegen und Kolleginnen, Frau Geyer und ihren Kindern, der Dichter Herlosjohn und Karl Maria Öttinger begleiteten den Sarg. Richard ging nicht mit seinen Geschwistern, sondern führte den alten Sommer — der, als die Träger den Sarg in einem abgelegenen Winkel des Kirchhofs niederlegten, wo ein frisches Grab ausgeworfen war, murmelte: „Das Wasser — das Wasser, es zieht an — es läßt uns nicht los. — Nur ich will ihm trocken, ich — ich trocke ihm, lieber Richard.“

In das aufgeworfene Grab senkten sie Magdalena. Es war eine kurze Arbeit; als sie fertig waren, nahmen sie ihre Werkzeuge auf den Rücken und entfernten sich mit den wenigen Leidtragenden. Auch die Familie Wagner ging und nahm den alten Sommer mit, Lann war es still und einsam auf dem

Friedhofe. Hinter dem ihn auf einer Seite begrenzenden Hügel stieg eben die Sonne in erhabener Majestät empor und goß ihr wärmendes Licht über Kreuze und Leichensteine und über das Grab der Magdalena, darauf die Tautropfen blitzten, und die frisch aufgeworfene Erde glänzte wie pures Gold. Richard aber schlich hinein und warf sich über den Hügel und weinte.

6. Kapitel.

Rivalinnen.

Herr Hofrat Karl Theodor Rüstner, welcher vom Jahre 1817 bis zum Jahre 1827 die Direktion des Stadttheaters in Leipzig führte, einen Teil der Secundaschen Gesellschaft und die ihm von der Intendanz des königlichen Hoftheaters in Dresden empfohlenen Mitglieder, darunter Vater Sommer und seine Kinder Magdalena, Hedwig und Georg übernehmen mußte, war ein ebenso umsichtiger und gewandter Geschäftsmann wie ein wahrhaft kunstsinziger und wissenschaftlich gebildeter Bühnenvorstand; die Zeit seiner Direktionsführung war die Glanzepoche des Leipziger Theaters, und man konnte dasselbe damals in mannigfacher Beziehung als Musteranstalt für Deutschland darstellen. Rüstner konnte indessen den gesteigerten Anforderungen des Publikums mit den Einnahmen, die das Theater bot, nicht mehr entsprechen, und da man ihm jeden Zuschuß verweigerte, legte er die Direktion nieder, nachdem er dem Institute große finanzielle Opfer gebracht hatte. In Erinnerung der früheren Vereinigung der beiden Städte Dresden und Leipzig wurde die Wiederverkehr derselben lebhaft gewünscht und schon unter Rüstners Leitung projektiert, und schließlich genehmigte die Regierung auf den Antrag des Rates der Stadt Leipzig ein Hoftheater auf drei Jahre, die

Intendantur des Hoftheaters zu Dresden engagierte eine besondere Gesellschaft für Leipzig, darunter Albert, Rosalia und Klara Wagner, behielt die obere Leitung des Instituts und setzte den Schauspielers Remie als Geschäftsführer ein. Das Hoftheater eröffnete seine Vorstellungen am 2. August 1828 mit einem Prologe von Th. Hell und Shakespeares Julius Cäsar, der in der Schlegelschen Übersetzung zum erstenmal gegeben wurde. Die Verwaltung schritt möglichst im Geiste Küstners fort, gab ein gediegenes, durch zweckmäßigen Wechsel anziehendes Repertoire, eine durchaus gute Gesellschaft, mannigfache Gastspiele und eine glänzende Ausstattung. Aber die von den Hoftheatern unzertrennliche größere Kostspieligkeit der Verwaltung und des ganzen Geschäftes, dazu ungünstige Umstände, wie Handelskrisen, die Volksbewegungen 1830 und 1831, die immer drohende Cholera usw., verminderten den Theaterbesuch und führten weit früher als die Küstnersche Unternehmung zu demselben Resultate. Schon 1831 wurde, nach Erkenntnis der notwendigen großen Zuschüsse, die Auflösung des Hoftheaters in Leipzig beschlossen, und am 31. Mai 1832 beendete dasselbe seine Vorstellungen mit Goethes Iphigenia in Tauris. Albert Wagner wurde bereits Ende des Jahres 1828 aus Ersparungsgründen entlassen und nahm ein Engagement am Stadttheater in Würzburg an. Rosalia und Klara Wagner blieben unter dem Nachfolger Direktor Ringelhardt in Leipzig engagiert. Von den Einkünften der drei Kinder lebte die ganze Familie Wagner, ja man ließ sogar Richards Neigungen freien Lauf und unterstützte ihn aus der allgemeinen Kasse. Es muß gesagt werden, daß auch Richard sich bemühte, Geld zu erwerben, da er wohl sah, daß die Einkünfte der Geschwister kaum zum Unterhalt der Familie genügten, außerdem kleinen Passionen mit Freunden, darunter Heinrich Laube, Karl Maria Öttinger fröhnte, zu welchen die

Mittel nicht ausreichten. Oftmals sah sich seine Schwester Rosalia genötigt, die zu Richards Passionen nötigen Taler zu verweigern — des ewigen Haders müde, bemühte er sich selbst, als *Studioſus mus.* Geld in den Beutel zu bekommen. Wie er dies anstellte, beweisen zwei kaum bekannte Briefe, die er am 6. August 1831 und später an das Bureau de Musique und an Direktor Ringelhardt in Leipzig richtete; diese Briefe würden nach heutiger Gesetzgebung einem unlauteren Wettbewerb gleichkommen. Die Briefe lauteten wörtlich:

Euer Wohlgeboren

mögen verzeihen, wenn ich hiermit mit einem Ersuchen belästige, an dessen Erfüllung mir unendlich viel gelegen ist. Es betrifft nämlich die Bitte um Korrekturen und Arrangements für das Klavier, wovon ich besonders in betreff der letzteren Beweise meiner Tauglichkeit darbringen kann. Besonders treibt mich zu diesem Ersuchen der Mangel an Beschäftigung und der Wunsch, in eine Tätigkeit dieser Art zu gelangen. — Vorderhand erbiete ich mich, um Ew. Wohlgeboren von meiner Brauchbarkeit zu überzeugen, zu unentgeltlichen Probearbeiten in beiden Fächern, und sollte es mir glücken, dadurch Vertrauen zu erhalten, so werde ich es mir zur Ehre schätzen, zu geringeren als den gewöhnlichen Preisen Ew. Wohlgeboren dienen zu können. Pünktlichkeit und Korrektheit in meinen Arbeiten wird stets mein Bemühen sein, um mir ferneres Vertrauen zu erhalten. In der Zuversicht, sobald als möglich Probe geschickt zu bekommen, empfiehlt sich zu Diensten

Euer Wohlgeboren

ergebenst

Richard Wagner, stud. mus.

Meine Wohnung ist im Pichhof vor dem Hallischen Thor eine Treppe hoch.

Dieses Anerbieten hatte keinen Erfolg. Der Vorstand des Bureau de Musique ließ Richard kommen, sah ihn vom Kopf bis Fuß an und sagte kopfschüttelnd: „Ein so blutjunger Mensch kann doch wohl kaum Arrangements schreiben, die ältere Leute spielen — das würde mein Bureau mißkreditieren.“*)

Entrüstet verließ Richard das Bureau und wandte sich später mit folgendem Schreiben an Direktor Ringelhardt am Stadttheater in Leipzig:

Euer Wohlgeboren

dürfte ich dem Namen nach bekannt sein, da meine Schwestern die Ehre haben, unter Ew. Wohlgeboren Direktion am Stadttheater in Leipzig engagiert zu sein. Ich erbiete Ew. Wohlgeboren meine Dienste zur Einstudierung des Chores, auch zu Korrekturen und Arrangements, kurz zu allen musikalischen Arbeiten um einen weit geringeren Preis, als Ew. Wohlgeboren jetzt für derlei Dienste bezahlen. Ich ersehne den Augenblick, in welchem Ew. Wohlgeboren mich begünstigen und einer Antwort würdigen.

Euer Wohlgeboren

ergebenster

Richard Wagner, stud. mus.*)

Herr Direktor Ringelhardt ließ ihm durch Rosalia antworten, daß er ihn zur Einstudierung der Chöre, da er zu jung sei, die Leute also vor ihm wenig Respekt haben würden, nicht — beschäftigen könne, er möge sich erst in der Provinz Gewandtheit aneignen.

An der Universität in Leipzig hatte Richard Wagner unter Th. Weinlig eigentlich nur ein halbes Jahr studiert. Als er dem strengen Weinlig mitteilte, daß er seine Studien bei ihm nicht mehr fortsetzen wolle, gab ihm dieser als Schlußaufgabe den Auftrag, eine Sonate zu schreiben. Richard schrieb als Opus 1 und 2 eine viersätzigige Klaviersonate B-dur

*) Historisch.

und eine Polonaise D-dur. Der strenge Weinlig schrieb nach Durchsicht auf die kleine Partitur: „Schade um das schöne Notenpapier!“

Als Wagner die Noten mit diesem Vermerk aus Weinligs Händen empfing, entgegnete er, weit entfernt, darüber erregt zu werden: „Das habe ich mir auch gedacht. Ich kann eben nicht auf Befehl komponieren. Gestatten Sie mir, Herr Direktor, unter Ihren Augen eine Komposition nach meinem Gefallen zu schreiben, und wenn Herr Direktor noch ein Bedauern um das Notenpapier hegen, dann will ich wie mein Großvater — Schmied werden oder sonst ein ehrsamcs Handwerk lernen!“

Weinlig gefiel die Antwort und er ließ Richard sofort unter Klausur ein anderes Musikstück komponieren. Nicht lange brauchte der junge Studiosus, dann überreichte er seinem Lehrer Direktor Weinlig eine Fantasie für Klavier in Fis-moll. Weinlig sah die Komposition an, setzte sich selbst ans Klavier und spielte sie durch, dann stand er auf, ging an den Schreibtisch und schrieb auf die Partitur: „Brav! Brav! Diese Fantasie ehrt das Notenpapier!“ Lächelnd überreichte er Richard die Partitur mit den Worten: „Brav gemacht. Lernen Sie mehr und Sie werden einst noch Schönes leisten!“

Gern, sehr gern hätte Richard nach diesen Worten seines hochverehrten Lehrers an der Universität weitergelernt, aber es fehlten ihm die — Mittel, und er wollte auch nicht von Rosalias Gnaden weiter am Tische seiner Mutter essen, ohne ebenfalls Geld zu erwerben.

Mühsam erhielt er von Freunden und Verwandten Geld zu einer Reise nach Prag und Wien, um dort ein Unterkommen zu suchen. Umsonst. Statt eines Engagements brachte er den Text zu einer tragischen Oper: „Die Hochzeit“ mit, die er gedichtet. Der Inhalt war folgender:

Ein wahnsinniger Liebender steigt durch das

Fenster in das Schlafzimmer der Braut seines Freundes. Die Braut ringt mit dem Rasenden um ihre jungfräuliche Ehre und stürzt ihn in den Hof, wo er zerschmettert liegen bleibt. Bei der Totenfeier sinkt die Braut mit einem Schrei entseelt über die Leiche.

Als Rosalia das Libretto las, schrieb sie Weinlig's Urteil auf das Titelblatt: „Schade um das schöne Papier!“

Richard war darüber außer sich und wollte das Haus verlassen. Seine Mutter und sein Freund Laube beruhigten ihn endlich, denn sie freuten sich über die Introduction, den Chor und ein Sextett, welches Richard zu seiner Oper komponiert hatte. Auch Direktor Weinlig, der die Komposition durchsah, war sehr erfreut über die Fortschritte seines Schülers, trotzdem frug Rosalie geärgert Richard in Gegenwart Laubes, der gerade bei ihrem Bruder zu Besuch war: „Sage mir im Himmels Namen, wird das Geschreibe ohne Sinn noch lange so fortgehen? Der Inhalt deines Buches ist geradezu abscheulich und so sinnlich, daß ich mich an deiner Stelle schämen würde.“

„O, da gehen Sie denn doch zu weit!“ warf Laube ein. „Was Ihr Bruder schrieb, ist, das gebe ich zu, keß in der Erfindung, wohl auch von einem Hauch des Sinnlichen berührt, aber von einer entarteten Sinnlichkeit der Gedanken, deren man sich schämen muß, kann keine Rede sein.“

„Ja, Sie und Oswald und die anderen Freunde halten Richard immer die Stange, wenn man ihn tadelt“, warf unmutig Rosalia ein, während Richard ruhig das Buch nahm und mit den Worten: „Ich will dir nicht die Mühe machen, schamrot zu werden!“ in den Ofen warf.

Ärgerlich rief Laube: „Aber das hättest du nicht tun sollen.“

„Mit Richard ist ja nicht zu reden“, bemerkte

Rosalia, als sie das Buch im Ofen brennen sah, ärgerlich, „er verträgt keinen Tadel.“

„D ja“, antwortete Richard, „aber nicht deinen. Gott schütze den armen Marbach vor deiner Zunge, wenn er erst dein Mann wird!“

Rosalia warf Richard einen wütenden Blick zu und verließ das Zimmer.

Richard und Laube lachten. Trotz der Heiterkeit, welche bei den Freunden die kleine Szene hervorrief, wurde die Stimmung im Elternhause unter den Geschwistern immer ungemüthlicher. Rosalia und Richard lebten in Fehde; der arme Richard hatte kaum eine ruhige Stunde im Hause. Rosalia war ein gutherziges Mädchen und liebte Richard sehr, aber sein „Hochmut, auf zerrissenen Socken stehend“, wie sie öfter zu sagen pflegte, war ihr verhaßt, und deshalb kanzelte sie ihn als ältere Schwester, welche damals am Leipziger Theater erste Liebhaberin spielte und sich der Hochachtung des Publikums erfreute, tüchtig mit den Worten ab: „Leiste erst etwas im Leben, verdiene dein Brot, dann, meinerwegen, sei stolz — aber als Müßiggeher Hochmut zur Schau tragen, paßt sich nicht für einen so jungen Menschen.“

Der „junge Mensch“ ärgerte Richard besonders. Er wollte gern älter erscheinen als er war — besonders wenn Freunde und Damen zugegen waren. Nach derartigen Szenen im Hause flüchtete Richard in das kleine Stübchen seines Freundes Heinrich Laube in der Nikolaigasse, des jungen Studenten, der an der Universität Theologie studierte und dazu mit seinen Kommilitonen Rheinwein und Punsch trank. Dort wurde mit noch einigen Freunden allen Philistern und Philisterinnen Rache geschworen; Laube versprach seinem Freunde nach jener Szene mit Rosalia, in welcher als Opfer das Buch „Die Hochzeit“ in Flammen aufging, einen Operntext zu schreiben. Da die Begeisterung für das kämpfende

Polen damals in Deutschland, namentlich unter der Jugend, groß war und auch Albert Vorkings Lieder spiel „Der Pole und sein Kind“ ein Lieblingsstück der Leipziger war, so kam Laube im Kreise der Freunde auf die Idee, daß Wagner den polnischen Helden „Koszinsco“ dramatisch vertonen solle. — Heinrich Laube wollte ihm in einigen Wochen den Text für diese Oper schreiben; er ging auch sofort an die Arbeit und besprach mit Richard Szene für Szene. Als anderthalb Akte des Operntextes fertig waren, kam Richard eines Tages, nachdem er mit Rosalia wieder Streit gehabt, und teilte Laube mit, daß es ihn im Elternhause nicht mehr dulde und er gesonnen sei, eine Einladung seines Bruders Albert, welcher als Schauspieler, Tenor und Regisseur der Tragödie in Würzburg engagiert sei, anzunehmen, um so mehr, als ihm der Direktor des dortigen Stadttheaters als Chorleiter anstellen wolle. — Richard verabschiedete sich kurz von Laube und seinen Freunden und reiste mit dem Engagementsvertrag in der Tasche zu Bruder Albert nach Würzburg.

Richard Wagner war nur auf Fürsprache seines Bruders Albert, den seine Mutter und Rosalia darum ersuchten, damit Richard in Leipzig nicht müßig sei, als Chorleiter, Schauspieler und für stumme Rollen im Ballett für das Stadttheater in Würzburg engagiert worden. Doch wir wollen den noch nie veröffentlichten Vertrag zwischen der Direktion und Richard Wagner im Original wiedergeben:

Engagementsabmachung.

„Unter Bürgschaft der Frau Johanna Geyer, Rosalia Wagner, Schauspielerin, in Pichhof in Leipzig seßhaft, und des Herrn Albert Wagner, Sänger, Schauspieler und Regisseur, in Würzburg seßhaft, für Pünktlichkeit, Gehorsam des minorennen Richard Wagner, bisher Student der Musik in Leipzig, Sohn der Schauspielerwitwe Johanna Geyer, wird der-

selbe vom Tage der ersten Tätigkeit bis Sonntag vor Palmareum 1834 als Choreinstudierer für das Stadttheater in Würzburg aufgenommen. Richard Wagner wird hauptsächlich als Choreinstudierer beschäftigt werden. Derselbe hat aber, wozu er und die Bürgen für seinen Fleiß die Genehmigung und Zusicherung erteilen, nötigenfalls auch als Mitwirkender Sprechender und stummer Rollen in Schauspielen, Tragödien und allenfalls in mimischen Gruppen im Ballette, soweit erforderlich, sich nützlich zu machen. Im Falle Ungehorsam, Unbotmäßigkeit steht der Direktion zu, Herrn Richard Wagner nach den Theatergesetzen zu strafen. Sollte erforderlichenfalls das Einkommen des Richard Wagner die über ihn verhängten Strafen nicht decken, so verpflichten sich die obengenannten Bürgen, der Direktion die Buen für Richard Wagner zu bezahlen.

Richard Wagner hat seine ganzen Kräfte und Dienste, soweit sie gebraucht werden, zu jeder Zeit der Direktion des Stadttheaters zur Verfügung zu überlassen, wofür ihm nach punktllicher Erfüllung allmonatlich 10 Gulden, sage schriftlich Zehn Gulden, Rheinisch von der Direktion als Verdienst ausbezahlt wird.“ — — — — —

Richard fand nicht nur bei seinem Bruder Albert, der sich kurz vorher in Würzburg verheiratete, eine herzliche Aufnahme. Er traf auch dort alte Bekannte. Hedwig Sommer war als Primadonna am Würzburger Stadttheater sehr beliebt. Hedwig hatte ihren alten Vater und zwei Geschwister nach Magdas Tode, nachdem sie das Stadttheater in Augsburg verlassen und nach Würzburg engagiert worden war, dahin kommen lassen. Vater Sommer wurde von der Direktion als Souffleur engagiert, und auch die anderen Geschwister fanden Beschäftigung im Theater.

Man gab Heinrich Marschners Oper: „Der Vampyr“.

Es dürfte nicht uninteressant sein, gerade an diesem Abend, eine halbe Stunde vor Anfang, die Bühne des Stadttheaters in Würzburg zu betreten, und wir folgen einer Beschreibung H. Mannerts:

Unbehagliches Halbdunkel lag auf dem Podium, an welchem nur nach und nach einige Sterne aufgingen, je nachdem sie die lichtbringende Kunst des Lampenanzünders zu verteilen beliebte. Allmählich wurde es auch auf der Bühne etwas heller und ließ die Gruppen unterscheiden, welche durch die Vorbereitungen zu der Vorstellung dieses Abends sich bildeten. Man sah, wie die Kunst in sehr prosaischer Stimmung Stück für Stück ihr Rüstzeug anlegte, um neue Eroberungen im Parterre und in den Logen zu versuchen und wie sie sich nach allen Regeln des Schlendrians mit jenen Illusionen umgürteten, an welche sie selbst zu glauben keineswegs gesonnen waren. Das Ankleidezimmer, welches die Scheren und Brenneisen des Friseurs zu einer kleinen Marterkammer umgestalteten, entließ die vornehmsten seiner Opfer, um mit ihnen die Bühne zu bevölkern. Der Unternehmer des Würzburger Musentempels, welcher mit der höchsten Stimme als Direktor zugleich die tiefste als Bassist vereinigte, lief suchend aus einer Kulissee in die andere und ordnete laufend sein Kostüm, als Sir Laird von Devonaud in Heinrich Marschners romantischer Oper „Der Vampyr“. Ein neuer Barton sollte als Lord Rutheven auftreten; ferner sang Herr Albert Wagner als Edgar Aubry eine von seinem Bruder Richard Wagner, dem neuen, jungen Chordirektor, komponierte Einlage, und die Brüder waren sehr erregt. Albert, weil er im Text nicht sehr sicher war, und um seinen Bruder Richard, dessen erster dramatischer Versuch die Einlage bildete, sich Sorgen machte. Richard wieder war sehr zerstreut, weil er, wie erzählt, kurz vorher mit Lorezza

Castoni, der schönen Primaballerina des Würzburger Stadttheaters, einen heftigen Wortwechsel hatte. Der Direktor war bereits zum Teile in sein schottisches Kostüm des 17. Jahrhunderts gekleidet; nur auf dem Kopfe trug er noch den kleinen türkischen Fetz, welche Kopfbedeckung ihn während der Proben gewöhnlich vor Zugluft schützen mußte, aber sich zu dem schottischen Kostüm sehr possierlich ausnahm. Sir Berkley, von dem Opernregisseur Fridolin Krähe, dem Faktotum der Direktion dargestellt, ging im angelegentlichen Gespräche ihm zur Seite, einen kleinen Handspiegel und Farbennäpfchen in der Linken, einen Pinsel in der rechten Hand, womit er während des Sprechens sich noch schminkte. Im Hintergrunde tränkte ein Maschinist den vom langen unbenuzten Liegen etwas erloschenen Mond, der im ersten Akte aufgehen sollte, mit Öl, damit er mittels der dahinter zu stellenden Lampe besser leuchte. Unter den leinernen Himmelskörper gelagert räusperte sich der Chor der Spukgeister, die im ersten Akt in der Höhle der wilden Felsgegend ihr Wesen treiben und jetzt ihre Kehlen versuchten. Der Direktor, ein eifriger phantasievoller Regisseur, hat, da man in jener Zeit Spuk und Geisterzauber auf der Bühne liebte, angeordnet, daß in der schaurigwildten Felsgegend im ersten Akt wilde Tiere über die Bühne ziehen. Die beweglichen Schlangen wurden eben an Schnüren befestigt. Der Theatermeister frug den Direktor, ob er den Darsteller des Bären nicht gesehen. Einige Chordamen umstanden, Strickstrümpfe in der Hand, die Frau Direktrice, welche, wiewohl schon etwas vorgerückt an Jahren, sich es sich dennoch nicht nehmen ließ, weniger aus Anhänglichkeit für die Partie, als aus Vorliebe für das kurze schottische Kleid, das, nach ihrer Meinung, sie besonders gut kleidete, obgleich sie, bei täglich zunehmender Korpulenz, es bereits einigemal hatte müssen erweitern lassen. Die war in der

angenehmen Beschäftigung begriffen, sich über die Primadonna Demoiselle Hedwig Sommer zu mokieren, welche in der Garderobe noch ihren Fuß und den unverzeihlichen Fehler hatte, jung, schön und gefeierter zu sein, als die Sprecherinnen. Im Vordergrunde probierte einer der Löwen, aus zwei Statisten zusammengesetzt, mit seinen zweien Willen gehorchenden Beinen, sich im übereinstimmenden Schritte zu halten und wurde wegen seines begreiflicherweise etwas genierten und schwerfälligen Ganges von dem Inspizienten, dem das Einexerzieren der theatralischen reizenden Tiere anvertraut war, mit einigen Schimpfworten insultiert, welche der König der Tierwelt mit musterhaftem Gleichmut hinnahm. Während bald in der Tierwelt Ruhe und Einigkeit herrschten, schien es unter den Menschen, welche sich in dieser bunt zusammengelassen und zusammengeleimten Natur bewegten, nicht so friedlich abgehen zu wollen. Der Direktor ruderte in seinem Kostüm und Eifer noch immer von Kulisse zu Kulisse, im Vorbeigehen hin und wieder eine Grobheit nach einzelnen Mitgliedern schleudernd, die ihm eben in den Weg kamen. Sir Berkley — Krähe — sein Faktotum, im Leben ein scheinheiliger Patron, lief getreulich neben ihm her, wiederholte nieselnd die Flüche des Bühnenoberhauptes und versah sie mit einigen verstärkenden Akzenten.

„Wir finden ihn nicht“, knirschte der Direktor und stampfte mit seinen Füßen so heftig gegen eine Vertiefung, daß diese beinahe aus ihren Fugen gewichen wäre und den Zornigen mitten unter seinen Verwünschungen in ihren hölzernen Abgrund gezogen hätte. „Der Satan weiß, wo wieder einmal dieser verdammte Sommer steckt. Wäre meine Primadonna nicht seine Tochter, ich hätte ihn längst zum Teufel gejagt. Der Alte lebt ja im ewigen Traume. Wenn er nur wenigstens das Souffleurbuch nicht bei sich hätte! Wie soll ich ihm nun die Änderungen der Einlagen hineinschreiben? Wenn Sommer nach dem

alten Texte souffliert, so gibt es eine heillose Verwirrung.“

„Vielleicht wird er dort sein, wo wir ihn eigentlich zuerst hätten suchen sollen, ich meine: im Souffleurkasten“, sagte das Faktotum Krähe, von einem klugen Gedanken erleuchtet, der sonst selten bei ihm zu suchen war. Dabei riß er dem Lampenanzünder, der eben Licht über das Orchester verbreiten wollte, das Lichtstümpfchen aus der Hand, und leuchtete mit seiner knöchigen Hand so tief in den Kasten hinein, als es nur die Länge seiner Arme zuließ.

„Auf meine Ehre!“ rief er dann, mit einem leichten Schrecken zurückfahrend, „es ist, wie ich gesagt habe. Drinnen im Souffleurkasten sitzt er und hat eine Flasche Wein bei sich und trinkt wie gewöhnlich auf das Wohlsein der ganzen Welt, während wir mit Fug und Recht ihm die Pest an den Hals wünschen.“

Bei diesen Worten langten die schwarzen Arme noch tiefer in den Grund des Kastens hinein, willens, den unterirdischen Trinker auf die Oberwelt zu ziehen.

Der Inwohner des Kastens entzog sich durch eine geschickte Wendung den Klauen seines Gegners, so daß dieser von seinen bösen Gelüsten abließ und sich schwerfällig vom Boden erhob.

„Was gibt es? Was sucht man hier?“ rief der Souffleur barsch heraus.

„Was wir suchen?“ wiederholte das Faktotum, doppelt ingrimmig darüber, daß sein Fang ihm nicht gelungen. „Eine naive Frage. Während Direktion und Regie“ — dabei tupfte er, um die Personifikation zu erläutern, mit dem Finger erst auf den Direktor, dann auf sich selbst — „Sie vom Schnürboden bis herab in die Versenkung wie eine Stecknadel suchen und alles in voller Arbeit ist, sitzen Sie ruhig in Ihrem Maulwurfsloche und schlemmen.“

„Aber Sie werden doch einem alten Manne gestatten, sich mit einem Glase Wein zu seinem schwierigen Werke zu stärken?“ sagte Sommer begütigend.

„Hahaha!“ lachte das Faktotum giftig. „Jetzt redet gar der Souffleur von seinem schwierigen Werke!“

„Allerdings, Herr Regisseur“, bestätigte Sommer mit Nachdruck.

„Und fast noch mehr gefährvoll, als schwierig. Mit dem bloßen Soufflieren, nun, da hätte man freilich leichtere Arbeit. Denn einen Souffleur, wie ihr Bühnenleute in der Provinz ihn eigentlich braucht, mögt ihr nicht haben und duldet ihn nicht. Ich war jahrelang am königlichen Hoftheater in Dresden, und in Leipzig habe ich dem großen Devrient souffliert. Eine Zeitlang war ich auch ein optimistischer Souffleur und gab mir Mühe, euch mit den richtigen Worten auch zugleich die richtige Betonung zu soufflieren. Aber es hat blutwenig geholfen und mir viel Ärger gemacht. Unsere Schauspieler, die es überhaupt nicht leiden mögen, daß ein anderer als sie den Ton angebe, haben auch auf mein Vorkazentuiieren nicht geachtet, sie haben nach wie vor den Ton auf das Beiwort, statt auf das Hauptwort gelegt, immer nur von einem starken Geiste, mächtigen Könige, klugen Feldherrn, statt von einem starken Geiste, mächtigen Könige, klugen Feldherrn gesprochen, daß man immer meinte, es müßte noch ein Gegensatz folgen. Ach, und gerade Sie, Herr Regisseur, haben, wenn Sie bisweilen im rezitierenden Schauspiele aushalfen, meinen Ohren am wehesten getan, und ich denke noch immer mit Schrecken daran, wenn Sie trotz der pfunds schweren Akzente, die ich beim Soufflieren eingesetzt habe, als Sir Amias Paulet jederzeit hartnäckig versicherten: „Jetzt ist sie zu Bewahrung mir vertraut“, statt: „Jetzt ist sie zur Bewahrung — mir vertraut.““

Der Herr Regisseur der Oper, das Faktotum der Direktion, hatte dem Eingange der langen Replik des Souffleurs mit übereinandergeschlagenen Armen und spöttischem Kopfnicken zugehört. Als er aber am Schlusse unmittelbar sich selbst berührt fühlte, stieß er einen Fluch aus und wollte mit irgend einer derben Grobheit entgegnen; aber der Direktor gab ihm einen Wink und zischelte ihm zu: „Ruhig — unsere Primadonna ist seine Tochter und die Brüder Wagner schützen den Menschen, Gott weiß aus welchem Grunde. Laßt den verwirrten Souffleur gehen, es ist seine Art so, und wenn er einmal ins Parlamentieren gerät, so wird er nicht fertig. Niemand kommt gegen seine Sophismen auf.“

Nachdem der Direktor auf solche Weise den ergrimten Opernregisseur zum Schweigen bewogen hatte, warf er sich in die Brust, und verwies dem Souffleur seine strafwürdige Kühnheit. „Herr Sommer“, sagte er, „ich verbiete mir ein für allemal jede ungehörige Einmischung von Ihrem Souffleurkasten aus. Wir, die wir auf der Bühne stehen, machen uns unsere Akzente, wie wir sie brauchen, und nicht, wie Sie gerade sie haben wollen. Das merken Sie sich und lassen Sie künftig alle Bemerkungen unterwegs, die sich nicht für Sie ziemen.“

„Und die obendrein nichts helfen“, ergänzte Sommer, „weil unsere Bühnenleute die merkwürdige Eigenschaft besitzen, daß bei ihnen das Lob alles verdirbt und der Tadel doch nichts fruchtet.“

„Ich weiß es schon, Sie müssen jederzeit das letzte Wort haben“, sagte der Direktor, seinen Zorn bemeisternd. „Wir wollen nicht weiter streiten. Nur geben Sie schleunigst das Soufflierbuch her.“

„Das Soufflierbuch? Und wozu?“ fragte Sommer, das Buch hervorsuchend.

„Weil Einzelheiten geändert werden sollen, wenn Sie es denn durchaus wissen müssen.“

„Geändert werden?“

„Ja, Herr Chordirektor Richard Wagner hat für seinen Bruder, der den Aubry singt, eine Einlage geschrieben; Herr Albert Wagner fand, — Gott, der Herr hat immer eigene Ansichten — den Schluß der Arie Nr. 15:

Wie ein schöner Frühlingsmorgen,
Lag das Leben sonst vor mir,

wie ihn Marschner schrieb, nicht wirksam. Nun hat sein Bruder statt der 28 Takte des Originals 142 Takte geschrieben. — — —

„Nur damit die Oper länger dauert und mehr Öl verbraucht wird“, warf spöttisch Regisseur Krähe ein.

Der alte Sommer warf ihm einen giftigen Blick zu und verschluckte die sarkastische Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte.

„Also Sie sollen das Anhängsel“, fuhr der Direktor fort, „Herrn Albert Wagner gut soufflieren.“

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, das, was unser Richard Wagner schrieb“, entgegnete Sommer scharf, „ist kein bloßes Anhängsel, sondern ein ausführliches Allegro in F-moll. Ein ausgezeichnetes Stück, zu welchem unser Richard auch die Worte gedichtet hat. Ich hätte auf der Probe auffpringen mögen, als ich das originelle feurige Allegro hörte. Ich werde unserem Albert schon gut soufflieren.“

„Hier haben Sie den Text, Sommer. Er ist nicht den Noten unterlegt, daher passen Sie gut auf.“

Sommer nahm den Text, sah hinein und begann ziemlich laut den Anfang zu deklamieren, um sich einzuüben, da Richard Wagners Schrift ziemlich undeutlich war.

Plötzlich schrie der Regisseur ihn an: „Ich glaube gar, Sie wollen das Zeug uns hier vordeklamieren. Tun Sie das für sich in Ihrem Souffleurkasten.“

Die letzten Worte accentuierte der Herr Regisseur so stark, daß seine Stimme einem gelinden Donner

glich. Die dadurch aufgeschreckte Directrice kam in ihrem bunten schottischen Kleidchen herangesflogen, um zu sehen, was es gäbe; die drei Damen ließen alle Maschen, und dann die Strickstrümpfe selbst fallen und eilten wie ängstliche Küchlein ihrer Führerin nach.

„Aber Mann, wie kannst du solchen Spektakel leiden?“ sagte die Directrice verweisend zu ihrem Mann, und dann, zum Regisseur gewendet, fügte sie hinzu: „Herr, brüllen Sie nicht so unanständig; ist das ein Benehmen für einen Regisseur, der den anderen Mitgliedern in Vernunft und guter Sitte vorangehen sollte?“

Herr Krähe wurde so feuerrot, daß man es selbst durch den Schminkeüberzug wahrnehmen konnte, der auf seinem Gesichte lag.

„Aber Frau Direktor“, stammelte er — denn wie bei allen Theaterfaktotums, die ihre künstlerische Minderwertigkeit durch Kriecherei und Strebertum beim Theater wett machen wollen, gab es auch bei ihm nur eine äußerste Brutalität und eine äußerste Furchtsamkeit — „Sie wissen gar nicht, wie augenscheinlich unser Souffleur es darauf abgesehen hat, mich und uns alle aus der Fassung zu bringen. Erstlich will er nicht so soufflieren, wie wir reden“ — —

„Wenn Sie mir versprechen, immer so zu reden, wie ich souffliere, so gelobe ich Ihnen, auch nicht anders zu soufflieren, als Sie reden!“ parierte Sommer unerstickt.

„Schweigen Sie! Herr Sommer“, schrie der Direktor ärgerlich.

„Schweigen Sie, Herr Sommer!“ schrie Krähe.

„Seien Sie still, Herr Sommer“, sagte die Directrice etwas sanfter, „lassen Sie uns reden!“

„Auch mein Spiel ist ihm nicht recht“, fuhr Krähe gekränkt fort. „Ich verkehre, wie er behauptet, mit lauter falschen Accenten, und der Teufel

mag es besser machen, wenn man, so wie ich, bald in der Oper, bald im Schauspieler aushelfen muß. Man verlernt da endlich das Singen über dem Spielen — und das Spielen über dem Singen.“

„Ach, Schnickschnack!“ fiel die Direktrice, die plötzlich den Krieg auf ihr Gebiet hinübergespielt sah, abbrechend ein. „Sie werden doch nicht verlangen, Herr Krähe, daß mein Mann bei den jetzigen schweren Zeiten ein besonderes Personal für Oper und Schauspiel zahle? Wenn mein Mann, als Direktor, zugleich singt und spielt, und ich, seine Frau, ein gleiches tue, so werden die Mitglieder sich wohl auch nicht dagegen zu sträuben brauchen. Es ist auch gar kein so großer Unterschied dabei; höchstens nimmt man sich einen anderen Taktmesser für sein Mienenspiel und seine Aktionen. Im Schauspiel wechselt man mit beiden, wie es einem eben gefällt, und je mehr man sich dabei gehen läßt, desto besser wird es gelingen. In der Oper macht man es ungefähr ebenso, nur braucht man sich da noch weit weniger zu denken, denn die Aktion ist hier eigentlich nur eine Balancierstange, um sich mit dem Tone im Gleichgewicht zu erhalten. Man läßt Stimme und Arme symmetrisch miteinander steigen und fallen, und wenn man sich etwa noch eine hübsche Abgangsbewegung einstudiert, um das Volk leichter zum Applaudieren zu bringen, so weiß man genug und kommt durch die ganze Welt. Und was Ihre falschen Accente anbelangt, so kommen diese nicht vom Spiel, sondern von Ihrem Nasenfehler. Sie brauchen deshalb nicht beleidigt zu sein, lieber Krähe, nun, ich erwähnte ihn bloß, damit Sie künftig nicht — Ihren Fehler anderen in die Schuhe schieben.“

Nach dieser kurzen inhaltreichen Abhandlung, welche der Frau Direktor erstaunlich leicht über die Lippen floß und die von den umstehenden Mitgliedern mit ehrerbietiger Gelehrigkeit aufgenommen wurde, wendete sich die Direktorin wieder zu Sommer:

„Sommer, Ihre Tochter sieht heute wieder zum Entzücken aus“ — —

Sommers Augen strahlten bei diesen Worten, während die Direktorin fortfuhr: „Sie versteht es, sich zu kleiden — das muß wahr bleiben — selbst im einfachsten Kleidchen sucht sie zu gefallen —“

„Schade“, warf Krähe in seinem näselnden Tone ein, „daß man nicht weiß, ob es für den jungen Chorleiter Richard Wagner oder das Theaterkomiteemitglied Solling geschieht.“

Als ob Sommer plötzlich von einer Tarantel gestochen worden wäre, fuhr er auf, faßte blitzschnell Krähe am Arm und schüttelte ihn heftig: „Wagen Sie es, mein Kind mit Ihrem Geifer zu beschmutzen, und Sie sind gewesen — Herr Regisseur!“

Krähe suchte sich ängstlich aus Sommers Händen zu befreien und flüchtete, nachdem es ihm gelungen, in die nächste Kulissee.

Die Direktorin suchte Sommer zu beruhigen, während das Oberhaupt des Würzburger Musentempels Krähe ernstliche Vorwürfe machte, daß er Solling erwähnt.

„Was fällt Ihnen ein, Herrn Solling vor dem Theaterpersonal bloßzustellen. Ein Mann, der nicht nur im Theaterkomitee sitzt, sondern steinreich, und der Schatten unserer Primadonna ist, der beinahe mit seinem ungeheuren Anhang allein schon unser Theater täglich füllt, ohne die sechstausend Gulden, die er mir großmütig vorgestreckt, hätte ich längst meinen ganzen Kram aufgeben müssen.“

In dem Augenblick, als er Krähe verlassen wollte, trat ein junger elegantgekleideter Mann, der bisher nachlässig in einer Kulissee stand und mit dem jungen Chordirigenten Richard Wagner plauderte, auf die Bühne. Rasch drehte sich der Direktor zu seinem Regisseur und raunte ihm zu: „Wenn man den Wolf nennt —“ Den Satz nicht vollendend,

rief er fast erschrocken: „Gott, wenn Herr Solling gehört hätte, was Sie vorhin sagten —“

Der Direktor und seine Gattin beeilten sich, Solling zu begrüßen. Während dieser sich bald von dem Direktorspaar und den Damen umringt sah, trat Richard Wagner an Lorezza Castoni heran, die eben aus ihrer Garderobe trat. Lorezzas hohe, schlanke Gestalt, die Majestät ihrer Bewegungen, welche durch die, den Tänzerinnen eigene Federkraft des Ganges beschwingt wurde, die raffinierte Eleganz ihres Anzuges ließen sie unter den teils nachlässig gekleideten, teils mit den armselig abenteuerlichen Fetzen des Theaterkostüms behangenen anderen Bühnenleuten wie eine Königin erscheinen.

Es lag etwas Schönes, aber nichts Wohltuendes in dem edelgeformten, bleichen Gesicht der Tänzerin; das durch schwarze Locken von phantastischem Wurfe verbrämt war. Das große dunkle Auge verriet Stolz und Unruhe, ein Verlangen, rund um sich zu spähen mit dem Streben, sich selbst zu verbergen.

Das Erscheinen der Tänzerin brachte einen zwar bloß momentanen, aber desto entschiedeneren Eindruck auf jene Personen hervor, welchen sie sich näherte. Richard, von einer plötzlichen Regung hingerissen, sprang Lorezza entgegen und küßte ihr die Hand, sah dann aber, ebenso schnell sich besinnend, zu Hedwig Sommer, die eben aus ihrer Garderobe trat und von Solling begrüßt wurde, fast scheu hinüber.

Bei Solling brachte das Auftreten Lorezzas gar keine Änderung hervor; er grüßte sie, hatte aber dann keinen Blick mehr für sie. Dagegen hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, wie die Tänzerin, welche von den Eindrücken, die sie augenscheinlich auf die übrigen hervorbrachte, selbst nicht von Richard, der mit bewundernden Augen an ihren Bewegungen hing, so viel wie keine Notiz nahm, von Sollings Gleichgültigkeit unangenehm berührt

wurde. Ihr späherender Blick traf ihn, zwar nur auf einen Moment, aber scharf und durchdringend wie ein Pfeil, und als sie gewahrte, daß der junge Mann nach einer ganz andern Seite hinsah, wehte ein flüchtiges Rot über ihr stolzes, bleiches Gesicht; ihr Mund vergaß für einen Augenblick zu lächeln, und als er unmittelbar darauf wieder zu jenem angewöhnten stehenden Ausdrucke zurückkehrte, war es ein anderes, mühsameres und beinahe bitteres Lächeln, das sich zeigte. Doch schnell besann sie sich. Sie schien beinahe zu erschrecken, auf einen Moment die wahre Farbe ihrer Seele preisgegeben zu haben, und blickte um sich, ob sie beobachtet sei. Erst als sie sich überzeugt hatte, daß außer Solling niemand in der Nähe sei, erschien sie beruhigt und heiter. Freude und Grazie hatten sich wieder auf die schön gebildete Stirn gelagert, und um den reizenden Mund spielte anmutvolle Schalkheit und liebenswürdigster Mutwillen.

Eben wollte sie, mit dem ganzen Scheine der Munterkeit und Ruhe, ein Gespräch mit Solling beginnen, als Hedwig Sommer im Kostüm der Malwine hinzutrat. Hedwig, die jetzt 19 Jahre zählte, hatte sich, seitdem sie aus dem Vaterhause und Leipzig ging, sehr entwickelt; es lag über ihrem Wesen und ihren Zügen der volle Zauber der Seelenfrische und Unbefangenheit. Alles lebte und blühte an dieser jugendlichen schönen Erscheinung; jeder Gedanke, jedes Gefühl traten, ohne den Umweg einer Verstellung zu kennen, unmittelbar in ihr offenes, heiteres Auge. Ihr schottisches Kostüm, das sie trug, zog sich wie ein Rahmen um dieses lachende Bild und hob es durch seinen Gegensatz noch mehr hervor.

Lorezza eilte Hedwig entgegen und schloß sie mit einer Herzlichkeit, welcher auch der argwöhnischste Beobachter keine Spur von Affektation angemerkt haben würde, in die Arme. Sie konnte sich gar nicht satt an ihr sehen, sagte ihr tausend schöne Dinge über

ihre Liebenswürdigkeit und über die Wahl ihrer Kleidung. Hedwig gab diese Liebkosungen mit Wärme zurück, und die zärtlichen Tändeleien der beiden schönen Mädchen hätten wohl noch länger gedauert, wäre nicht Lorezza durch den Theaterdiener zum Direktor beschieden worden. Sie drückte Hedwig die Hand, warf im Gehen einen Blick auf Solling und eilte fort. Hedwig und Solling sahen einander schweigend an, jene heiter, dieser ernst und fast vorwurfsvoll. Keines von beiden wollte zuerst sprechen, als die Glocke des Regisseurs ertönte, welche die Bühne zu räumen gebot. Hedwig und Solling flüchteten in die Kulisse.

„Sie sagen mir kein Wort, wie ich Ihnen heute gefalle“, sprach Hedwig endlich mit einiger Empfindlichkeit. „Alle anderen loben mich, nur Ihnen, von dem ich doch am liebsten ein freundliches Wort der Anerkennung höre, muß ich es erst abverlangen. Hat mein Anzug nicht Ihren Beifall?“

„Nein!“ entgegnete Solling kurz, indem er einen kalten, fast verächtlichen Blick auf das Kostüm warf. „Wie können Sie mich auch fragen, ob mir etwas gefällt, was diesem Theaterplunder angehört. Ich hasse alles, was mich daran mahnt, wenigstens an Ihnen.“

„O, ich weiß schon, Sie haben nie ein Lob für mich“, sagte Hedwig schmollend.

„Sagen Sie lieber, Sie sind mir zu gut für das, was ich an Ihnen finde. Sie kennen meine Ansichten über die Bühne und über alles, was mit derselben zusammenhängt. Warum fragen Sie mich um Dinge, die mir zuwider sind?“

Hedwig wollte mit einiger Heftigkeit antworten; aber sie bezwang sich.

Solling ergriff plötzlich Hedwigs Hand und fragte bittend: „Könnte ich Sie heute nach der Vorstellung sprechen?“

„Wenn mein Vater zugegen sein darf, ja.“

„Nicht allein?“

„Nach der Vorstellung — abends zehn Uhr — nein! Am Tage, vor aller Welt, gestatte ich Ihnen, uns zu besuchen.“

„Aber Herr Richard Wagner ist, wie ich erfuhr, oft auch nach der Vorstellung in Ihrer Gesellschaft.“

„Richard und Albert Wagner und dessen Frau, wollen Sie wohl sagen. Das sind Jugendfreunde — Kollegen. Halten Sie mich nicht für prude — aber ich habe außer meiner Kunst nur meine Ehre!“

„Man sagt, daß Sie Herrn Richard Wagner auffallend bevorzugen.“

Hedwig wurde feuerrot, und erst nach einer kleinen Pause antwortete sie: „Man sagt. Man spricht beim Theater viel.“

„Aber ich muß Sie noch heute sprechen — sei es denn — in Gegenwart Ihres Vaters!“

„Dann kommen Sie.“ — „Werden Sie aber dann freundlicher und artiger mit mir sein als in diesem Augenblicke?“

Hedwig zuckte die Achseln. „Mein Himmel, ich muß viel Geduld mit Ihnen haben“, fuhr sie halb unmutig, halb scherzend fort. „Hier ist nicht der Ort und die Zeit, um Sie auszuzanken, wie Sie es verdienen. Ich werde es nach der Vorstellung einbringen, machen Sie sich darauf gefaßt.“

Sie reichte ihm die Hand, die er küßte, und ging mit einem freundlichen Kopfnicken von ihm. Ernst und verstimmt blickte Solling ihr einige Minuten nach und verließ dann die Bühne, um in seine Loge zu gehen.

Der Taktstab des Kapellmeisters gab das Zeichen, und die Musik zum „Vampyr“ begann.

Hedwig, welche als Malvine erst in der Verwandlung des ersten Actes aufzutreten hatte, ging nach der anderen Seite der Bühne und traf dort Richard. Sofort ging sie auf ihn zu. „Du hast heute wohl Vampenfieber?“

„Weshalb?“

„Nun, die Unruhe über den Ausfall deines ersten dramatischen Versuches soll dir wohl Angst bereiten!“

„Warum soll mir das Lampenlicht der Bühne mehr Angst bereiten als das Licht des Konzertsaales? Ich wohnte im vorigen Jahre der öffentlichen Aufführung meiner viersätzigen C-dur-Symphonie im Prager Konservatorium, die zu Weihnachten in Leipzig „Die Euterpe“ aufführt, bei. Die Symphonie kam auch am zehnten Januar, wie du weißt, im Gewandhause dem Publikum zu Gehör. Nicht ich hatte bei diesen öffentlichen Aufführungen Angst, sondern die Mutter und Rosalia, und heute hat wieder Albert statt meiner das Lampenfieber. Ich kenne das Gefühl wirklich nicht.“

„Richard — ich habe eine Bitte an dich!“

„An mich, Hede? Heraus damit! Soll ich ins Parterre gehen und nach deinem Duett mit Aubry „Du bist's, du bist's, es ist kein Traum“ applaudieren?“

„Nein, ich danke. Ich — wollte dich nur bitten, heute nach der Vorstellung den Abend bei uns zu beschließen.“

„Heute? — Das ist mir fatal; gerade heute haben ich und Albert Fräulein Lorezza Canstoni, die zur Feier ihres Geburtstages nach der Vorstellung einige Freunde und Kollegen zu sich geladen, zugesagt, zu kommen.“

„Du würdest mich sehr verbinden! Ich bitte dich darum!“

„Ja, wenn du bittest, Hede, dann komme ich bestimmt, aber — etwas später. Und darf ich fragen, weshalb ich gerade heute zu euch kommen soll?“

„Herr Solling will heute Abend zu uns kommen, und — — —“

„Ah!“

„Ich fürchte mich, mit ihm allein zu sein.“

„Solling ist, soweit ich ihn kenne, ein Ehrenmann.“

„Ja — aber ich ahne, weshalb er kommt.“

„Man sagt, daß er dich liebt.“

„Aber ich — ich, Richard, ich aber liebe ihn nicht.“

„Du liebst einen anderen?“

Hedwig zuckte zusammen und gab keine Antwort.

„Und wer ist dieser andere, wenn ich dich fragen darf? Liebt er dich auch?“

„Ich glaube, er ist mir gut.“

„Gut! — gut! Das ist ein ganz schönes Wort, Hede, aber ich glaube nicht, daß mit dem bloßen „Gutsein“ das Herz ganz zufrieden ist. „Gutsein“ ist noch keine Liebe. Deine Schwester, 's Käferle“, bei diesen Worten nahm Richards Ausdruck einen schmerzlichen Ton an, „war mir auch gut — sehr gut — aber sie — sie liebte einen anderen.“ Richard atmete nach diesem Satz tief auf und fuhr dann in dem Tone fort: „Ich liebte Magda tief und innig — und sie — sie war mir bloß gut. — Pah, Liebe! Heinrich Laube erklärte mir, als ich ihm mein Leid um Magdas Ende klagte, Liebe sei nichts als ein augenblicklicher Wahnsinn, dem man einmal und nicht wieder verfallen soll, die anderen Male soll man den Liebeswahnsinn — dem Weibe überlassen. Diese Einteilung der Herzenspsychologie ziere den Mann. Ich zum Beispiel bin dir ganz gut — aber — das fühle ich wohl, daß ich trotzdem dabei eine andere lieben kann!“

Hedwig sah Richard starr an und wich zitternd bis zur Kullisse zurück; dann fragte sie zögernd: „Du — liebst also —“

Richard fühlte in diesem Augenblick ein eigenartiges Unbehagen, das sich in Verlegenheit kundgab, und fast schüchtern entgegnete er: „Mein — ich — ich meinte nur!“

Hedwig atmete tief, dann schlug sie die feucht-

schimmernden Augen zu Richard auf und blickte ihn mattlächelnd an, während Wagner fortfuhr: „Wenn also Solling dich wahrhaft liebt — und — dich zur Frau nehmen würde, wäre niemand mehr darüber erfreut als ich, Albert, dein Vater, kurz alle, denn du — du verdienst es, glücklich zu sein. Gewiß, du verdienst es.“

Es war ein Glück, daß die Bühne hinter den Kulissen halb dunkel war und Richards Augen in diesem Augenblick durch den Anblick Lorezzas, die im Hintergrund mit einer Kollegin sprach, abgelenkt wurden — sonst hätte er in den Zügen Hedwigs gelesen, was sie bei diesen Worten des Mannes, den sie seit ihrer Jugend über alles liebte, empfand.

7. Kapitel.

Das Recht auf Liebe.

Die Vorstellung des „Vampyr“ war beendet. Die wenigen Wagen, welche damals Würzburg zählte, verrollten nach verschiedenen Richtungen auf dem holperigen Straßenpflaster wie ein schlechtgestimmter Theaterdonner, und die gute Stadt, in welcher es zeitig Nacht zu werden pflegte, schlief friedlich mit dem Eindrücke des letzten Finales ein. Hedwig war bereits mit Vater Sommer in ihrer Wohnung angekommen. Sie eilte, sich des Straßenkleides zu entledigen. Es machte einem niedlichen Hauskleide von heller Farbe Platz. Hedwig bereitete dann selbst ihrem Vater das Abendbrod und plauderte mit ihm über den Erfolg von Richards Einlage, die, von Albert Wagner trefflich gesungen, starken Beifall errang. Vater Sommer zog sich bald zurück, da er sich stark ermüdet fühlte, und Hedwig warf sich in das Sofa und ihr munteres Auge verweilte mit einiger Zufriedenheit auf einem großen, schönen Blumenkranze, den ihr ihre Hauswirtin mit ehrerbietiger Behutsamkeit auf einen Sessel legte. Aber ihre Aufmerksamkeit wurde nur oberflächlich davon angezogen, ihre Gedanken waren bei einem anderen Gegenstande; sie dachte an Richards Worte: „Ich bin dir gut, liebe aber eine andere!“ Wer war diese andere? Hedwig bewegte sich so wenig im Kreise ihrer

Kollegen, daß ihr das Gerücht, wonach Richard zu den eifrigsten Verehrern Lorezzas gehörte, fremdblieb. Richards heutige Worte hatten sie verlekt — sie kamen ihr so zynisch, so häßlich vor. „Richard hat die Gesellschaft in Leipzig ganz verändert.“ — Im Nachdenken wurde sie durch ein Klopfen an der Türe unterbrochen. Auf Hedwigs „Herein!“ trat Solling in das Zimmer.

Der Gruß war von beiden Seiten etwas befangen, und auch als sie auf dem Sofa nebeneinander saßen, wollte sich kein Gespräch entspinnen. Solling warf einen fast feindseligen Blick auf die im Zimmer umhergestreuten Garderobestücke. Endlich fand Hedwig, die Richard als Gesellschafter vor Solling erwartet hatte, sich daher etwas beklommen fühlte, einen Anknüpfungspunkt und damit ihren gewohnten natürlichen Ton wieder.

„Die ersten Beilchen, die ich in diesem Jahre sehe“, sagte Hedwig endlich, indem sie einen kleinen Strauß solcher Blumen aus Sollings Knopfloch zog.

„Waren die Blumen für mich bestimmt?“

„Für Sie bestimmt oder nicht, genug, sie gehören Ihnen; behalten Sie den Strauß“, erwiderte er zerstreut, und wieder geriet das Gespräch ins Stocken.

„Sie haben mir noch nicht gesagt, wie Sie mit der heutigen Vorstellung zufrieden waren?“ fragte Hedwig nach einer Pause.

„Sie wissen, daß ich kein Urteil über solche Dinge habe und daß das Theater, das man in der Provinz sehen muß, mir in tiefster Seele zuwider ist“, antwortete er mit Unlust. „Ich glaube, es ist immer am vernunftgerchtesten, wenn möglichst schlecht Komödie gespielt wird; denn einen Unsinn mit Ernst und Gewissenhaftigkeit betreiben, erscheint mir beinahe strafwürdig. Doch wie gesagt, ich maße mir kein Urteil an und verlange mir auch keines. Übrigens kam es mir vor, als hätten Sie bei der Stelle „Wer

Gottesfurcht im frommen Herzen trägt“ im zweiten Akt einmal gefehlt.“

„Es kam Ihnen nur so vor!“ wiederholte Hedwig mit einem Anfluge von Laune. „Verstellen Sie sich nicht. Ich weiß, daß ich im Gesange einmal schwankte. Aber Ihr Benehmen dabei entging mir selbst auf der Bühne nicht; o! ich habe Sie recht wohl beobachtet! Den ganzen Abend hatten Sie stumm und finster in Ihrer Loge gesessen. Jeder Beifallsruf, jedes Bravo, das mir zuscholl, machte Ihr Gesicht nur noch viel ernster und zorniger. — Wissen Sie, daß ich das nicht hübsch fand?“

„Allerdings, Hedwig, ich hasse den Beifall, der Ihrer Torheit schmeichelt, Sie in Ihrer Liebe für das tolle Ding bestärkt, das wir in kleinen Provinzstädten auch die Bühne nennen und welchem ich stets meine ganze Abneigung zuwenden werde.“

„Und als einige Übelwollende den Anlaß benutzten und zu lichern und zu zischen anfangen, da verklärte sich Ihr Gesicht; Sie lächelten, — ja, Sie haben vielleicht meinen Gegnern lachen geholfen.“

„Ich lächelte, das ist wahr, nicht aus Schadenfreude, sondern weil ich es in der Ordnung fand, daß die alte Lügnerin, die Bühne, die Ihnen bisher nur ihre gleißende Seite zeigt, ihre schlimme Natur nicht auf immer verleugnen könne, sondern auch gegen Sie die Zähne fletschte. Es bemächtigte sich meiner eine Hoffnung, daß diese Erfahrung in Ihnen eine heilsame Reaktion, einen Widerwillen gegen den ganzen Theaterspuk bewirken könne, und da lächelte ich unwillkürlich.“

„Ihre Hoffnung muß sehr starker Art gewesen sein“, entgegnete Hedwig, indem sie sich von ihrem Platze erhob und ihren Freund scharf ins Auge faßte, wobei eine tiefe Röte in ihre Wangen schoß, „denn leugnen Sie es nicht, aus Ihrer Loge erscholl zuerst ein lautes Gelächter, das auch jenen den Mut zum lauten Lachen gab, die es anfangs nur mit

einem manierlichen Richern zu versuchen gewagt hatten.“

„Ebenfalls wahr“, entgegnete Solling ruhig, indem er gar nicht zu bemerken schien, daß Hedwigs Blick durchdringend auf ihn gerichtet war. „Aber wenn Sie von der Bühne aus in den Hintergrund meiner Loge hätten blicken können, so würden Sie wahrgenommen haben, daß dort in jenem Momente der Logendiener stand, der mir eine Einladung zu Lorezza Castonis Geburtsfestgesellschaft für heute Abend brachte, und daß ich den Kerl bei der Brust faßte und ihn umzubringen drohte, wenn er nicht auf der Stelle zu lachen aufhöre. Ich erkannte auch ganz genau alle, die mit und nach ihm lachten; es waren Anhänger und Anbeter Lorezzas.“

„Die Sie wohl alle aus früherer Zeit sehr genau kennen“, bemerkte Hedwig mit Laune.

„Ihre Bemerkung läßt darauf schließen, daß Ihnen das Gerücht, welches mich früher in Beziehungen zu Fräulein Lorezza brachte, zu Ohren kam. Hoffentlich werden Sie meinen Worten glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich noch nie Beziehungen zu der Dame hatte. In den Provinzstädten wählt man gerne junge Männer in Theaterkomitees, damit sie frisches Leben in das Theater, das nun einmal unterstützt werden muß, bringen sollen. Dies veranlaßt, daß man dann als Komiteemitglied mit mehr oder weniger hübschen Damen in Verkehr kommt, die als Bodensatz in unseren Herzen eine Dosis Dankbarkeit mit sehr viel bitteren Gefühlen zurücklassen. Weshalb lächeln Sie so spöttisch?“

„Ich dachte über die Worte nach, die Sie eben aussprachen, daß Sie als Theaterkomiteemitglied so viel mit Damen verkehren müssen. Also doch wohl auch mit Fräulein Castoni?“

„Sie sind grausam, meinen Worten Gedanken zu unterschieben, die sie kaum verdienen. Ich bereue gar nicht den Verkehr, zu welchem mich oft mein

„Amt zwingt, denn eines Tages bricht früher oder später der Tag an, an dem man auch an dieser Stätte einem jungen, einfachen Wesen begegnet, welches in Charakter und Art ganz verschieden von denen ist, bei welchen der herbe Nußgeschmack ihres Ichs als pikantes Gewürz mit in den Kauf genommen werden muß.“

Hedwig sah Solling an; ein leichtes Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Sie können mir glauben“, fuhr der junge Mann fort, „daß ich keine derjenigen Frauen geliebt habe, die ich eben erwähnt. Aber diejenigen Frauen, welche ich beim Theater kennen lernte, haben nur dazu beigetragen, mich die ganze Leere der Theaterexistenz erfassen zu lassen — und gerade Lorezza —“

„Sie ist meine Freundin!“

„Freundin! Gibt es beim Theater Freunde und Freundinnen, Fräulein Hedwig? Ich glaube, daß die Ellenbogen, mit denen sich hinter den Kulissen jeder vordrängt, um schnellstens vor das Publikum treten zu können, jeden Freund und jede Freundin verdrängen. In keinem Beruf herrscht wohl der Egoismus so sehr wie im Künstlerstand!“

„Mag sein — aber mir begegnete Fräulein Lorezza immer liebevoll, und darum erkenne ich sie als Freundin an, trotzdem auch der Vater sie geradezu haßt. In seiner Gegenwart darf ich ihren Namen kaum nennen. Er hat eine unbegreifliche Aversion gegen Lorezza — was bei mir nicht der Fall ist.“

„Weil Ihr Vater die Italienerin durchschaut. — Und ich sage Ihnen, die Lorezza haßt Sie — weil Sie ihr nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben durch die Erfolge, die Sie erringen, im Wege sind. Und Sie suchen beim Theater Herzlichkeit und Wahrheit bei Rivalinnen im Erfolg? Armes Kind, ich weiß nicht, ob ich Sie darum bemitleiden oder glücklich preisen soll. Sie sind ein Theaterkind und wissen nicht, wo die Intrigue wohnt?“

„Der Vater hat uns Kinder streng erzogen, und wenn der Beruf uns nicht hinter die Kulissen bannte, von diesen immer ferngehalten. Wir lebten sowohl in Dresden wie in Leipzig nur für uns, fast abgeschlossen von allen Kollegen.“

Hedwig hatte die letzten Worte in Erinnerung des Vorurteils, welches auf ihrer Familie lastete und zur Abschließung führte, leise und mit einer gewissen Verlegenheit gesprochen.

„Daran tat Ihr Vater wohl, denn Sie widmeten sich einer Kunst, die durch Täuschung wirkt, und sind selbst so wenig vor der Täuschung sicher. Wer so leicht belogen wird wie Sie, Hedwig, der lernt die Lüge nicht, und Ihr Beruf ist Lüge. Sie sind nicht für die Bühne geschaffen.“

Hedwig schwieg einige Augenblicke; es schienen Zweifel in ihrer Seele aufzusteigen. „Ich bedauere“, sagte sie nach einer Pause, „daß man Ihnen die Freude verdorben hat und daß die Lacher und Zischer, denen Sie heimlich mit Ihrer Überzeugung beitraten, nicht gegen die wohlwollende Mehrheit aufkamen. Sie sahen, wie ein allgemeiner Beifallsturm jene vereinzelt Zeichen der Mißgunst übertäubte, wie das ganze Publikum Partei für mich nahm und wie zum Ersatz mir ein Lorbeerkranz zuslog.“

„Ein Kranz! Nun freilich, der hat in unseren Tagen viel zu bedeuten“, fiel Solling wegwerfend ein. „Einst konnten nur Kaiser und Papst ihn verleihen. Aber in heutiger wohlfeilen Zeit wird die letzte Galerie zum Kapitol verwandelt und jeder Laffe besitzt das Recht, Lorbeerkrönungen zu diktieren und Kränze zu spenden.“

„Sie gehen doch wohl etwas zu weit. Ein Laffe scheint der Unbekannte nicht zu sein, von welchem der Kranz kam. Es ist ein Gedicht dabei, das einen geistreichen, gebildeten Mann verrät.“

Solling stand auf, nahm den Kranz vom Sessel und überflog das Gedicht. Seine Miene wurde noch

ernster oder vielmehr schmerzlicher. Die Überschrift: „An Hedwig Sommer, dem Liebling der Erwählten.“ — „Die Überschrift birgt einen Doppelsinn in sich. Auch ist die Schrift -- ja, ja, ich erkenne sie. Es ist die Handschrift eines Verehrers der Lorezza Castoni.“

„Ah, Sie sehen überall Feinde.“

„Und treffe sie, wo ich sie treffen will. Ich bitte, überlassen Sie mir das Gedicht“, setzte er plötzlich hinzu.

„Ihnen? Mein Gott, was könnte Sie ein Gedicht interessieren?“

Ehe Hedwig noch eine Einwendung machen konnte, hatte Solling das Gedicht von dem Kranze herabgerissen und schnell in seine Tasche gesteckt.

„Sie sind heute in einer sehr fatalen Stimmung, mein Freund“, sagte Hedwig nach einer Pause, während ihre Empfindlichkeit eher zu- als abgenommen hatte. — „Und haben Sie“, fuhr sie scheinbar leicht hin, doch mit einer gewissen schärferen Betonung fort, „Lorezzas Einladung angenommen?“

„Nein, denn ich hätte ihr nicht Wort halten können.“

„Und warum nicht, wenn man fragen darf?“

„Erstens, weil ich der Gesellschaft des Fräulein Lorezzas so weit als möglich aus dem Wege gehe, und zweitens, weil ich morgen nach Paris reisen muß. Mein Vater will unsere dortige Fabrik erweitern und mich zum Chef derselben ernennen. Ich will daher meine Übersiedelung nach Paris vorbereiten.“

„Sie verlassen Würzburg?“

„Ja!“

Hedwig blickte zu Boden. Solling faßte ihre Hand und fuhr fort: „Ich kam, um von Ihnen Abschied zu nehmen, Hedwig. Ich verreise morgen auf lange Zeit und wollte, bevor ich scheide, mir eine freundliche Antwort von Ihnen erbitten. Sie

wissen, was ich meine; lassen Sie mich nicht wiederholen, was ich schon oft, leider immer vergebens, sagte und bat. Geben Sie einen Beruf auf, für welchen Sie trotz allen Talentes nicht passen, für den Sie zu gut sind. Verlassen Sie die Bühne, kehren Sie von der Lüge dieses Puppenspieles zur Wahrheit der Liebe zurück; werden Sie mein, Hedwig!“

Hedwig trat einen Schritt zurück und sah Solling wie im Traume an. Sie war in diesem Augenblick, trotzdem sie wußte, daß Solling sie liebte, doch auf einen förmlichen Antrag nicht gefaßt.

„Sie antworten mir nicht?“ frug Solling nach einer kleinen Pause.

„Herr Solling, ich denke nach, wie ich die Worte stellen soll, Ihnen begreiflich zu machen, — daß — daß —“

„Sie lieben einen anderen?“

Hedwigs Herz zog sich krampfhaft zusammen, dann richtete sie sich empor, sah Solling fest ins Auge und entgegnete langsam: „Ich liebte. Doch dies ist vorbei. Ich empfang jene Selbsttäuschung, die wohl keinem Mädchen erspart bleibt, und dieser folgte eine Öde und, wie ich glaube, die Unfähigkeit zur zweiten Liebe.“

„Dann tragen Sie noch das Bild jenes Mannes im Herzen? Sie antworten nicht?“ forschte Solling.

„Ich möchte keinen Mann betrügen.“

Nach diesen Worten entstand eine peinliche Pause; während dieser ging Hedwig ans Fenster und öffnete es. Ein fröhlicher Sang, unterbrochen von schallendem Lachen, tönte in das Gemach. Solling sah das Weib, dem sein Herz gehörte, mit glühenden Blicken an. Plötzlich wendete sich Hedwig zu ihm: „Man scheint in unserer Nachbarschaft sehr lustig zu sein.“

„Ihre Nachbarin und Freundin Fräulein Castoni gibt ja heute zur Feier ihres Geburtsfestes nach

dem Theater eine kleine Gesellschaft. Sie können übrigens“ — bei diesen Worten trat Solling ans Fenster — „wenn Sie Ihre Augen anstrengen, die Personen drüben genau erkennen. — — Sehen Sie dort den Referendarius Schott und — — ja, ja — das ist Ihre Kollegin, die Liebhaberin Schamberg — auch der Herr Direktor und Gemahlin nebst seinem Schatten, der unermüdlischen Krähe — und da sehen Sie Fräulein Castoni und Herrn Richard Wagner in der Fenstervertiefung allein im eifrigsten Gespräch.

„Wer?“ rief Hedwig mit fast heiserer Stimme.

Solling sah sie verwundert an und betonte nochmals: „Herr Richard Wagner und Fräulein Castoni in intinem Gespräch bei hellerleuchteten Fenstern. Es scheint, daß der arme junge Mann jetzt der Erforene der Tänzerin ist.“

„Glauben Sie?“ fragte Hedwig, ihre Aufregung mühsam verbergend.

„Man sprach davon in jener Welt des Scheins, welche Sie so anzieht — und es muß wohl so sein, — denn wenn Sie jetzt einen Blick durch die Scheiben zu Ihrer Kollegin hinüberwerfen, so bemerken Sie, daß das Paar abseits der Gesellschaft in der Fenstervertiefung steht und der gute Junge seinen Arm um den schönen Nacken der Tänzerin legt und —“

Hedwig biß sich auf die Lippen, war aber doch unwillkürlich der Weisung Sollings gefolgt und hatte einen Blick durch die Scheiben zur Wohnung der Tänzerin geworfen. Sofort schlug Hedwig das Fenster zu. Solling wendete sich um und blickte in das verstörte Gesicht Hedwigs.

„Was haben Sie?“

„Nichts! Nichts!“ flüsterte Hedwig kopfschüttelnd, ließ sich in den Stuhl sinken und verbarg das Gesicht in den Händen. Solling ging leise zu ihr, nahm ihr die Hände von den Augen und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Hedwig ließ es willenlos

geschehen und neigte nur den Kopf wie unter der Last eines stillen Schmerzes. Langsam legte Solling den Arm um ihre Schulter und drückte Hedwig an sich.

„Fräulein Hedwig — liebe Hedwig, Sie haben gehört, was ich Ihnen vorhin sagte. Können Sie mir denn nicht ein wenig gut sein? Ich will Sie auf Händen tragen und Sie so glücklich machen — so übergücklich, wie ich selbst wäre, wenn Sie mich zum Manne wollten.“

Hedwig antwortete nicht, ließ es jedoch geschehen, daß Solling sie mehr an sich zog. Nach einer Pause sprach Solling weiter:

„Sie antworten mir nicht? Wollen Sie meine Frau werden und mich zum glücklichsten Menschen machen?“

„Ich — das Theaterkind — ich, Hedwig Sommer, die arme Komödiantin — und — der Sohn des reichen Fabrikanten Eduard Solling?“

„Desselben!“ betonte Solling. „Wissen Sie denn, was der reiche Patrizier, mein Vater, war? Ein armer Handwerker, der sich durch Geist und Fleiß zu dem gemacht, was er heute ist — zum reichen Fabrikherrn, der Filialen in Paris und London unterhält. Und wissen Sie, was mein Vater zuerst tat, als die erste Fabrik, welche er errichtet hatte, fertig dastand und man ihm von allen Seiten mit Heiratsanträgen kam? Er antwortete nicht, sondern trat vor die Erwählte seines Herzens, die Tochter eines seiner Werkführer, ebenso wie ich heute vor Sie hintrat, und sagte: ‚Ich hab dich lieb — willst du mich zum Manne, und ich will dich auf Händen tragen und lieb behalten, bis Gott uns abrufft!‘ — Und der reiche Fabrikherr und seine Frau lebten glücklich. Als meine Mutter auf dem Sterbebette lag, sagte sie, mir und meinem Vater die Hände reichend: Alex, wenn du einst ein Weib nimmst — wähle nach deinem Herzen — und du wirst glücklich

sein, wie wir es waren, und dein Vater wird den Bund segnen — denn auch wir wählten nach dem Herzen. — Und ich habe gewählt, Sie — und keine andere, Hedwig — wenn Sie mich wollen — und mir gut sind! Hedwig, bist du mir gut?“

Da schlug sie die feuchtschimmernden Augen zu ihm auf und blickte ihn mit sanftem Lächeln an.

„Bist du mir gut?“

„Ja, ich bin dir gut!“

„Liebst du mich, Hedwig — wie ich dich liebe?“

Errötend neigte sie den Kopf und ließ ihn, ohne eine Antwort zu geben, auf seine Brust sinken.

„Hedwig!“ jauchzte er auf, faßte mit beiden Händen ihren Kopf und küßte sie. Wie kalt ihre Rippen waren — aber er fühlte es nicht und küßte stürmisch weiter, als gälte es, Leben und Wärme einzuhauchen.

Ein Zittern ging durch Hedwigs Körper, und sie wand sich aus den Armen Sollings und sah ihn fast feindselig an.

„Hedwig! Meine süße, liebe Hedwig!“

Eine Pause entstand. Aus Sollings Augen leuchtete es so treuherzig. Sie hielten sich bei den Händen und sahen sich in die Augen. Aus Fräulein Castonis Wohnung klang die Stimme Albert Wagners herüber, welcher bei Klavierbegleitung sang:

Die Liebe gib mir wieder, du, der Stunden

Fruchtbare, ewige Mutter, Zeit,

Und alles, was mit deinem Strom entschwunden,

Gibst du mir wieder, Glück und Seligkeit.

Hedwigs tränenfeuchter Blick begegnete demjenigen Sollings.

„Der Sänger lügt“, flüsterte er leise. „Hier ist die Liebe nicht entschwunden — sie beginnt für uns ein neues Leben!“

Der Sänger sang weiter:

Soll dereinst mein Herz gesunden,

Gib mir zurück der Liebe Seligkeit,

Fruchtbare Mutter du der trüben Stunden,
Sowie der frohen ew'ge Mutter, Zeit.

Hedwig wankte und zitterte. Solling wollte sie unterstützen. Sie aber streifte plötzlich die Schwäche ab und sagte scharf: „Morgen — sprechen wir weiter!“

„Und verkünden unser Glück!“ rief Solling zum Abschied, herzlich seine Braut umarmend.

„Unser Glück!“ murmelte Hedwig tonlos, als Solling sich entfernt hatte, und sank bitterlich weinend in den Stuhl am Fenster nieder, während drüben die Stimme sang:

Es kann mich nichts ans schöne Leben binden,
Und eine Wallfahrt ist mir's ohne Ziel,
Mich selber weiß ich nirgends mehr zu finden,
Erloschen ist, erstorben mein Gefühl.

Die Verlobung des reichen Patriziersohnes Alexander Solling mit der schönen Sängerin Hedwig Sommer hatte in Würzburg das größte Aufsehen erregt.

Vielen Familien hatte die Verlobung Alexanders Hoffnungen für ihre heiratsfähigen Töchter zerstört.

Das gangbarste Geschäft auf Erden ist nämlich die Fabrikation menschlicher Hoffnungen. So unverwüßlich der Artikel, so unerschöpflich ist sein Material — namentlich bei mit Töchtern gesegneten Müttern, die alle Mittel anwenden, einen reichen Mann wenigstens für die jüngste Tochter zu erlangen. Aber hier heißt es meist: Geschicklichkeit ist eine Gottesgabe, um deren Erlangung selbst die flügste Mutter für ihre Töchter vergebens mit dem Himmel kämpft.

Es war kein Wunder, daß man es nicht an pikanten Bemerkungen über die Verlobung der Sängerin mit Alexander Solling fehlen ließ. Im Theater brachte die öffentliche Verlobung eine kleine Revolution der Damen hinter den Kulissen hervor, die noch stärker wurde, als es bekannt ward, daß

Solling dem Direktor sogar eine Summe dafür gab, daß er sofort seine Braut, ihren Bruder und Vater von dem Vertrage mit ihm entbinde.

Nur mühsam hatte Hedwig bei ihrem Bräutigam durchgeseht, daß er sie noch einmal zum Abschied als Camilla in Herolds Oper „Zampa oder die Meeresbraut“ die Bühne betreten lasse. Zur Feier des Abends arrangierte der Direktor, daß Fräulein Lorezza Castoni im dritten Akt eine Einlage, einen Tandango, tanzen solle.

Vater Sommer schüttelte den Kopf, als sein künftiger Schwiegersohn bei ihm am nächsten Morgen nach der Aussprache mit Hedwig in aller Form um die Hand seiner Tochter anhielt. — In seinem alten Kopf tauchten Erinnerungen auf: „Schon einmal kam ein vornehmer Mann zu mir — hielt um die Hand meiner Ältesten an — und mein Kind, mein armes Kind starb an dem Glück.“ — So begrüßte er denn mit gemischten Gefühlen, in denen eine wahre Herzensangst um seine „Hede“ stark hervortrat, das „Glück“, das ihm Alex mit seinem unerwarteten Besuch bringen sollte. Nachdem Solling um Hedwig angehalten, reichte er ihm die hagere Hand, die eiskalt war, trotzdem ein warmer Märzsonnenstrahl durchs Fenster quoll, und bat ihn zitternd, seine gute „Hede“ glücklich zu machen.

Albert Wagner und dessen Frau wünschten Hedwig von Herzen auf der Bühne, wohin sich Hedwig zur Probe begeben, Glück.

Auch Richard kam und entschuldigte sich, daß er am selben Abend nicht, wie er zugesagt, nach der Vorstellung gekommen war. „Der Geburtstagsabend der Castoni hat ein bißchen lange gedauert — ich konnte wirklich nicht fort.“

Hedwig antwortete nicht, sondern sah ihn nur mit eigenartigem Blick an.

„Ich hätte schließlich“, fuhr Richard fort, „doch nur gestört bei der Unterredung zweier Liebenden

vor einer offiziellen Verlobung — da stört doch ein dritter; nicht? Na, ich wünsche dir Glück, Hede, — viel — recht viel Glück. Du weißt ja, ich bin dir immer gut gewesen — bei mir kommt der Wunsch also aus dem Herzen. Solling sagte mir heute, strahlend vor Freude, daß sein Vater die Wahl, die er getroffen, billige, daß er nach der Hochzeit mit dir nach Paris übersiedele, daß er dich auf den Händen tragen und dir treu bis zum Tode bleiben werde.“

Da Hedwig noch immer schwieg, fühlte er sich beengt, fuhr aber lächelnd fort: „Bis zum Tode — dünkt dir die Zeit nicht zu lange?“

„Ich danke dir“, antwortete Hedwig kalt und drehte ihrem Jugendfreund den Rücken, um sich auf die Bühne zur letzten Probe zu begeben.

„Ihr künftiger Gatte“, bemerkte die Direktorin zu Hedwig, „ist ein braver Mann — und so vornehm! Eine Frau, die von solchem Manne geliebt wird, muß ja glücklich werden. Mein Gott, wie manche neidet Ihnen im stillen Ihr Glück.“ Dabei warf die Direktorin einen Blick auf das in der Nähe stehende Fräulein Castoni und fuhr fort: „Hüten Sie Ihren braven Mann, mein liebes Kind, und achten Sie auf kokette Frauen!“

Die Tänzerin warf ihrer Direktorin einen giftigen Blick zu, der jedoch sofort verschwand, als sie merkte, daß ein Schatten über Hedwigs Antlitz huschte, und dabei glauben mußte, daß die Direktorin eben bei der Braut Sollings einen wunden Punkt berührt habe.

„Sie ist eifersüchtig“, dachte Lorezza, „nun, dann wird sie noch manches erleben.“ Sofort wandte sich Fräulein Castoni, die eben mit Richard sprach, dem allein vorhin der Schatten, welcher über Hedwigs Züge huschte, galt, der Braut zu, wünschte ihr von Herzen Glück. „Und darin“, fuhr sie fort, „muß ich unserer lieben Frau Direktorin zustimmen, daß man nicht nur koketten, sondern allen Frauen

mißtrauen soll, und vor allem suchen Sie sich auch keine vertraute Freundin. Die Freundinnen sind die gefährlichsten Personen in einem Ehestande. Solling ist in Sie verliebt, man sieht das auf den ersten Blick; solange der Honigmond währt, haben Sie also nichts zu fürchten, da sollen die Männer wahre Engel sein — sobald aber die schönste Zeit der Ehe schwindet — na, ich will Ihnen nicht das Herz schwer machen — wenn nur dieses verwünschte Paris nicht wäre, wohin Sie ja nach Ihrer Verheiratung, wie man hört, übersiedeln — es hat schon die besten Ehen entzweit. Und soll ich Ihnen raten — so bleiben Sie immer durch Ihre Schönheit dem Manne begehrenswert. — Reizen Sie ihn durch Koketterie, seien Sie berechnend, grausam, halten Sie das Verlangen nach Ihrem Besitz stets in ihm wach, es ist dies das einzige Mittel, eine Abstumpfung bei den Männern ihren Frauen gegenüber zu verhüten.“

Hedwig, welche die fortwährende Nähe Richards bei Fräulein Castoni vorhin nervös machte, antwortete gereizt: „Sie scheinen viel Kenntnisse in diesen Dingen zu besitzen.“

Fräulein Castoni fühlte den Stich, verzog aber keine Miene, sondern erwiderte mit malitiöser Ruhe: „Gewiß, ich lernte sie in Gesellschaft des Herrn Alexander Solling. Wissen Sie denn nicht, daß Ihr Bräutigam' mir früher sehr stark den Hof gemacht?“

Mit diesen Worten verabschiedete sich Fräulein Castoni, freundlich Herrn Solling grüßend, der eben, aus der Kanzlei des Direktors kommend, die Bühne betrat und Hedwig aufgeregt durch die Worte der Tänzerin fand.

„Was fehlt dir, mein Kind, du bist ganz bleich!“ damit zog er Hedwig in eine Seitenkulisse, um unbeobachtet mit ihr sprechen zu können.

Erregt erzählte ihm Hedwig die letzten Worte der Tänzerin. Aber er zog sie an sich und entgeg-

nete: „Du siehst wieder, daß ich dieses Weib richtig eingeschätzt habe. Ich habe dir nicht verhehlt, mein Kind, daß ich mich früher in Gesellschaft derartiger Damen des Theaters bewegte. Aber von dem Augenblick an, als ich das Glück hatte, dich kennen zu lernen, hatten jene Frauen für mich zu existieren aufgehört, ich kannte und sah nur dich — mein Herz hatte die Unbeständigkeit verloren, denn in seinen verborgenen Tiefen hatte ich die wahre Liebe zu dir gefunden.“

Hedwig sah empor in seine treuen Augen und reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen preßte.

Lorezza sah heute in ihrer Toilette besonders schön aus, wenigstens dachte es Richard, als er nach der Probe in das Zimmer der Tänzerin trat. Und der junge Mann hatte wirklich für seine Jugend ein sehr geübtes Auge für die Toilettenkünste einer schönen Frau. In der That, das enganliegende Kleid brachte die Formen Lorezzas vorteilhaft zur Geltung, und im ganzen war die Toilette eigentlich doch einfach. Es gehört eben ein ganz besonderer Verstand dazu — sich zu kleiden. Ein Mädchen kann noch so klug, noch so wissenschaftlich, musikalisch gebildet sein, alle Männer im Geiste übertrumpfen, und doch kann ihr gerade jener Verstand fehlen, oft mit — kleinen Mitteln durch Kombination eine anmutige Toilette zu machen, für welche alle Männer trotz Ablehnung immer ein prüfendes Auge haben. Also Lorezza sah heute bezaubernder als je aus. Spielend saß sie vor dem Spinett, als Richard eintrat.

„Ach, Sie sind es! Nun, ist die Probe schon zu Ende?“

„Soeben. Ich eilte direkt aus dem Theater zu Ihnen.“

„Und der Direktor überließ Ihnen wirklich die Leitung der Oper?“

„Ich werde also auch Ihren Tanz dirigieren. Hedwig — Fräulein Sommer hat den Direktor, bei

ihrem Abschied von der Bühne mich die Oper dirigieren zu lassen.“

„Mir ist es fatal“, bemerkte Lorezza, „daß der Direktor auf die Idee kam, auch mich am Abschiedsfestabend des Fräulein Sommer zu beschäftigen.“

„Ich werde also auch Ihren Tanz dirigieren. Sie dürfen überzeugt sein, daß ich mir bei Ihrem „Tandango“ besonders Mühe geben werde.“

„Daran zweifle ich nicht — aber bei der Abschiedsovation, die wahrscheinlich Herr Solling, der ja seine Reise nach Paris deshalb verschob, arrangieren wird, spielt man immer, auch bei guter Leistung, eine Nebenrolle — schon der Gedanke ist mir peinlich.“

„Sie werden auch an diesem Abend glänzen, wie immer.“

„Ich bin gewohnt zu siegen — und möchte mich nicht bloß mit den Blättern, die aus den Kränzen des Fräulein Sommer an jenem Abend fallen, begnügen.“

„Sie werden auch an diesem Abend siegen.“

„Das, mein Lieber, liegt in Ihrer Hand.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wir sprechen noch darüber. — Kommen Sie jetzt noch viel in das Haus des Fräulein Sommer, Herr Wagner?“

„O ja; ich gönne Hedwig — Fräulein Sommer das Glück, das ihr bevorsteht.“

„So!“ warf Lorezza leicht hin. „Es scheint, daß Sie doch sehr viel an Fräulein Sommer denken?“

„Ja, mein Gott, wenn man zusammen aufgewachsen ist, und — ich freue mich, daß Hedwig einen guten Mann bekommt, der auch für den Vater und die Geschwister zu sorgen versprach. Herr Solling ist wirklich ein braver Mann!“

Mit einer Dissonanz schloß Lorezza ihr Spiel, schlug die Decke des Spinetts zu und erhob sich.

Verwundert blickte sie Richard an. „Sie sind heute nicht bei Laune, verehrte Freundin!“

„Finden Sie? Und ich spielte eben die Noten Ihrer Oper „La donna serpente“!“*)

„Das ist gerade keine Schmeichelei für mich“, entgegnete Richard.

„Warum“ — und bei diesen Worten stellte sich Lorezza dicht an Wagner und sah ihn mit ihren feurigen Augen an — „hängen Sie in Ihrer Oper den Ausgang an den Kuß einer Frau?“

„Weil der Kuß das erste und letzte Wort der Liebe ist.“

„Und ich finde ihn als Mittel der Entzauberung, wie ihn unser Gozzi in seinem Märchen „La donna serpente“ anwendete, für die Leidenschaft, die der Italiener mit zur Welt bringt, die sich auch in dem Kuß, den wir Frauen dem Mann spenden, äußert, begreiflich. Für die Deutschen aber, die in dem Kuß nicht wie wir die Seele einer fieberhaften Leidenschaft, sondern das Hors d'oeuvre — das Reizmittel zum Appetit erkennen, dürfte diese Entzauberung — gewöhnlich wirken. Eine Fee ist bereit, der Unsterblichkeit zu entsagen; sie kann die Sterblichkeit nur gewinnen durch Erfüllung harter Bedingungen, welche dem Geliebten gestellt werden. Löst er dieselben nicht, dann verfällt sie dem härtesten Lose. Wie grausam sie ihn auch behandelt, wie schlimm sie ihm erscheinen möge, nie soll der Erwählte die Fee von sich stoßen. Er besteht die Probe nicht, und die Fee wird in eine garstige Schlange verwandelt, deren Entzauberung durch einen glühenden Kuß des Reuigen gelingt und das Paar vereinigt.“

„So schrieb es Ihr Landsmann Gozzi vor!“

„Für uns Italiener; er konnte nicht ahnen,

*) Wagner nannte zuerst seine dreiaktige später nur in München und Prag aufgeführte Oper nach Gozzis Märchen: La donna serpente (Die Frau als Schlange). Erst später änderte er den Titel in: „Die Feen“ um.

daß sein Märchen von einem zwanzigjährigen Deutschen für ein Opersujet verwendet und mit einer hübschen Musik versehen wird.“

„Die Musik meiner Oper gefällt Ihnen?“ frug Richard lebhaft.

„Soll ich Ihnen schmeicheln? — Sie werden ohnedies von den Damen zu sehr verwöhnt. Aber lassen Sie in Ihrer Oper wenigstens den Mund der Fee ungeküßt.“

„Sie gönnen der armen Fee das Hors d'oeuvre des Schmauses nicht. Ah, ich hab's! Sie sollen Ihren Wunsch erfüllt sehen! Ich ändere den Schluß: Die in einen Stein verwandelte Fee werde ich durch den Gesang des Liebenden entzaubern und den glücklichen Sängern alsdann in die wonnige Welt des Feenreiches aufnehmen lassen. Was sagen Sie zu diesem Schluß meiner „Feen“?“

„Soll ich schmeicheln?“

„Nein, aber ich bin Ihnen Dank schuldig.“

„Wofür?“

„Nun, für Ihre Idee, meine Fee durch den Gesang des Liebenden entzaubern zu lassen!“

„Diese Idee ist die Ihre — ich war nur eine Feindin des Russes — bei Trompetenschall und Paukenschlag, wie dies in Ihrer Oper geschieht. Der gleichen Liebesboten der Leidenschaft ertragen kein Fortissimo weder im Leben noch auf der Bühne!“

„Sie lehren mich, was ich künftig unterlassen soll!“

„Wissen Sie, daß wir beide Gesprächsstoff hinter den Kulissen lieferten? Es schien aufgefallen zu sein, daß Sie mich an meinem Geburtstagsabend umarmten. Wenigstens wurde mir mitgeteilt, daß man durch die Fenster, die mein Mädchen zu verhängen vergaß, uns beobachtete.“

„Möge man es wissen!“ rief Richard leidenschaftlich.

„Was?“ fiel ihm Lorezza ins Wort.

„Daß ich Sie liebe, anbeten!“

Lorezza lächelte und entfernte sich einige Schritte von Wagner, welcher sie umarmen wollte. Plötzlich blieb sie stehen und blickte verlegen auf ihre Schuhe. „Ah, da ging das Band meines Schuhs auf! Mein Lieber, wollen Sie nicht mein Schuhband festbinden?“

„Sehr gern!“ rief Richard Wagner entzückt, und sofort kniete er vor Lorezza nieder. Die Tänzerin setzte den Fuß auf sein Knie, zog dezent den Rock empor; ein unnennbares Gefühl, das das Rauschen eines blendend weißen, gestickten Unterrockes, der eine kleine Spanne emporgezogen wurde und einen Seidenstrumpf deutlich durchblicken ließ, hervorbrachte, durchschauerte den jungen Mann.

„Aber Sie sehen ja mich und nicht das Schuhband an! — Sie werden sicher einen derartigen Knoten machen, daß er heute Abend, wenn ich ihn lösen will, nicht zu entwirren geht.“

Und wie zufällig bewegte Lorezza den Fuß, das Knistern des gesteiften Rockes, der um eine Kleinigkeit höher emporrauschte und den Einsatz im Strumpfe deutlich erkennen ließ, verfehlte die Wirkung auf die Sinne Richards nicht.

„O, Lorezza, wie ich Sie anbeten!“

„Genug, genug, lieber Freund — ich glaube, der Knoten hält!“ rief Lorezza, rasch den Fuß vom Knie Richards nehmend. „Sie sind ein großes Kind, mein Freund, bei welchem man nicht weiß, ob man ihm vertrauen darf.“

„Wie verdiene ich diese Zweifel, Lorezza?“

„Ich zweifle und tue es nicht — wenn ich in diese Augen sehe, die so treu das Herz widerspiegeln.“

„Es ist dein!“ rief Richard stürmisch, Lorezza umarmend.

„Und wird es auch immer mein bleiben?“ flüsterte Lorezza leise.

„Immer! Aber du — liebst du mich so, wie ich dich liebe?“

„Frage nicht, mein Freund!“ entgegnete sie in zärtlichem Tone, „und mit diesem Kuß, der nicht bloß der Leidenschaft eines vorübergehenden Kausches entspringt, halte ich Einkehr in dein Herz und will darin bleiben — immer — immer —“

„Immer!“ hauchte Richard beseligt, Lorezza in seine Arme schließend.

Lorezza schloß die Augen, sie wehrte sich nicht, und seine Lippen suchten die ihren. Er zog sie an sich und bedeckte ihre Stirne, ihre Augen, ihre Wangen und Lippen mit seinen fieberheißen Küssen, und sie erwiderte dieselben mit allem Feuer ihrer heißblütigen Natur.

Richard war durch Proben zu „Zampa“ in Anspruch genommen und sehr erregt, denn es sollte ja sein erstes Auftreten als Operndirigent werden. Es galt vor allem, in kurzer Zeit die etwas bequem gewordenen Orchestermitglieder in den Proben aufzurütteln. So kam er zu Lorezza, weil ihn die Ungeduld, sie wenigstens einige Minuten zu sehen, hinzog, aber nie lange, wie gern er auch bei der schönen Italienerin verweilen wollte, da ihn die Pflicht in das Theater rief.

Endlich, am späten Nachmittag vor der Vorstellung, in welcher Hedwig zum letztenmal und auch Lorezza in einer Tanzeinlage im letzten Akt auftreten sollte, war Richard wieder längere Zeit bei der Tänzerin.

Sie saßen jetzt nebeneinander auf dem Sofa. Lorezzas temperamentvolle Art schuf eine bald liebevolle, bald gereizte und dann wieder zärtliche Stimmung, welche die Nerven Richards erregte. Nachdem sie sich lange gezankt, schien Lorezza wieder liebevoll und hingebend.

Man sah beide, strahlend vor Freude, wie Men-

schen, welche in dem Bewußtsein ihres sicheren Glückes schwärmen, bald von diesem, bald von jenem sprechen.

Die wunderbare Liebeskraft, welche Lorezza eigen war, wirkte immer auf Richard mit ihrem ganzen Zauber, und bestridend, überzeugend klang auch sein lösendes Wort. Richard Wagner war stets ein Liebling der Frauen. Sein zurückhaltendes Benehmen, das im Anfang immer den Eindruck einer gewissen Schüchternheit machte, das in jungen Jahren weiche Organ, zuerst sanftstörend umschmeichelte es im Laufe die vor ihm Sitzenden wie sein lebensfrohes Lächeln.

Zur Unzeit erschien die Wirtin, zu melden, daß eben der Herr Direktor fragen ließ, ob vielleicht Herr Richard Wagner hier sei, denn er wünsche ihn noch vor Abend zu sprechen.

„Ich komme sofort!“ rief Richard. Während die Frau verschwand, wendete er sich zu Lorezza und bemerkte: „Ich habe noch eine kleine Orchesterprobe gewünscht, und diese ging dem guten Direktor wider den Strich. „Fünf Orchesterproben zu einer Oper, wo denken Sie hin!“ schrie er. Auch das Orchester weigerte sich. Ich bestand darauf, Hede — Fräulein Sommer, mein Bruder unterstützten mich, und der Direktor begann dann, mit dem Orchester wegen der fünften Probe in Unterhandlung zu treten. Jetzt wird er mir wohl die Antwort mitteilen wollen. Es nützt ihm nichts — die fünfte Probe muß abgehalten werden — ich will Ehre mit meiner ersten Opernleitung einlegen. Zumal ich zwei Tage später nach Leipzig muß, wo ich wahrscheinlich durch Vermittelung von Freunden ein Engagement als Kapellmeister beim Stadttheater erhalten werde.“

„Und ist dir auch bekannt, weshalb Fräulein Sommer den Direktor ersuchte, dich die Oper, in welcher sie zum letztenmal auftritt, dirigieren zu lassen?“

„Jedenfalls um mir eine Freude zu bereiten!“ antwortete Richard.

„O nein! Fräulein Sommer behauptete, der Herr Kapellmeister Melcher, der jüngst die Oper „Der Vampyr“ dirigierte, in welcher Fräulein Sommer sang, habe mit Absicht in der Vorstellung ein schnelleres Tempo als in der Probe genommen, um sie aus dem Geleise zu bringen. Was auch glücklich geschah, so daß das Publikum lachte und zischte.“

„Allerdings nahm, das merkte ich ebenfalls, Kapellmeister Melcher am Abend in jener Vorstellung ein fast rasendes, ganz anderes Tempo als in der Probe.“

„Eine echte Künstlerin darf ein schnelleres Tempo nicht aus der Fassung bringen. Gestern hörte ich nun, daß Fräulein Sommer zu behaupten wagte, Herr Melcher sei einer meiner Verehrer und von mir zu der That angestiftet worden.“

Richard wurde aufmerksam.

„Eine Mitteilung, die ihr zweifellos Herr Solling machte, um seine Braut von mir fernzuhalten. Er wird wohl Gründe zu diesem Schritt haben. Nun, morgen dürfte Fräulein Sommer ja die Probe ihrer Beliebtheit erfahren.“

„Warum morgen?“ frug Richard.

„Nun, wenn ein so beliebtes Mitglied zum letztenmal vor das Publikum tritt, wird ihr dieses wohl besondere Ovationen bereiten. Freilich gibt es auch Personen, die es Herrn Solling nicht verzeihen, daß er eine Dame vom Theater — Fräulein Sommer, die Tochter des Souffleurs — zur Gattin nehmen will.“

Mit einer hastigen Bewegung schob Richard die Tänzerin von sich.

„Bist du böse?“ Lorezza klammerte sich, im Innern fühlend, daß sie zu offen ihren Haß gegen Solling und Hedwig zur Schau trug, rasch an Ri-

hard und sah fragend zu ihm auf, und da er schwieg, fuhr sie fort: „Hoffentlich glaubst du nicht, daß ich mit Herrn Kapellmeister Melcher in Verbindung stehe — und er mir zuliebe —“

„Daß das!“ entgegnete Richard unwirsch.

Aber der junge Mann kannte Lorezza nicht. Sie hob sich rasch auf die Spitzen der Füße, strich mit den Fingern über seine Stirn. „Fort mit diesen bösen Falten, wenn du bei Lorezza bist.“

„Ich hoffe, Lorezza, daß das Gerücht, dessen du eben erwähntest, unwahr ist.“

Lorezza lachte: „Ich habe dir nichts verborgen und sagte dir offen, daß mich der Herr Kapellmeister liebt. Mag er mich lieben, was kümmert's dich — wenn nur ich ihn nicht liebe. Bedingt nun des Kapellmeisters Liebe zu mir, daß er deshalb Fräulein Hedwig Sommer auf der Bühne eine Niederlage bereite?“

„Also hat Melcher mit Absicht bei Fräulein Sommers Duett im Vampyr das Orchester anders als auf der Probe dirigiert — um die Arme aus dem Takt zu bringen? O, das ist abscheulich, eine Bühnerei ohnegleichen!“ fuhr Richard auf, „und wenn er es tat, um dir damit zu dienen, so verdient er —“

„Du bist ja erstaunlich besorgt um Fräulein Sommer — es scheint also die Wahrheit zu sein, was man erzählt, daß du der Geliebte der Primadonna warst — die jetzt — die jetzt dein Freund Solling aus deiner Hand empfängt.“

Entsetzt sprang Richard auf, faßte mit einem Griff Lorezza am Arm und schrie: „Nimm das Wort zurück, mit dem du eben drei Menschen schmachvoll beflecktest! Nimm die Worte zurück, mit denen du die Ehre Hedwig Sommers beschimpfst und entehrtest, oder bei Gott, ich schleppe dich vor ihr Angesicht und drücke dich vor ihr auf die Knie!“

Vor Zorn bebend, stand Richard vor Lorezza, die sich mit Gewalt von seinen Händen zu befreien

suchte; als ihr dies nicht gelang, warf sie den Kopf zurück und rief, während Todesblässe sich über ihre Züge breitete: „Töte mich — nur zu — ich bin dann von dem verpfuschten Leben befreit!“

Der Mann, welcher vor wenigen Augenblicken wie ein Rachegott mit flammendem Schwert hochaufgerichtet vor Lorezza stand, gab sie, wie von plötzlichem Ekel vor der schönen Gleichnerin erfaßt, frei — und mit einem verachtenden Blick auf die Tänzerin verließ Richard das Zimmer.

Als Richard in seine Wohnung zurückkehrte, fand er dort Alexander Solling, welcher ihn erwartete.

„Wie kommt dieser Glanz in meine bescheidene Hütte?“ frug Richard nach kurzer Begrüßung.

„Eine ernste Angelegenheit. Man spricht in der ganzen Stadt von einem Theaterstandal, einer Niederlage, die meiner Braut am Abend während des letzten Auftretens bereitet werden soll, von übelwollenden Leuten ausgehe, die es mir nicht verzeihen können, daß ich eine Dame vom Theater zu meiner Gattin erwählte. Auch Sie, lieber Freund, sollen in den Kreis derjenigen gezogen worden sein, welche am Abend gegen Hedwig —“

„Herr Solling!“

„Nur Ruhe, lieber Freund, verstehen Sie mich nicht falsch. Daß Sie nicht die Hand zu einem Schurkenstreich leihen werden, dessen brauchen Sie mich nicht erst zu versichern. — Aber meine ganze Menschenkenntnis müßte mich trügen, wenn Lorezza Castoni nicht eine geschworene Feindin Hedwigs ist.“

„Ganz natürlich. Erstens liebt Lorezza, wie ich erst vor wenigen Stunden erfahren mußte, Sie, und dann beneidet sie Hedwigs Beliebtheit, die ihren eigenen Beifall schmälert. Da verbinden sich zwei fürchterliche Kräfte zum gemeinsamen Hass: die Eifersucht des Herzens und die Eifersucht der Eitelkeit.“

„Mich interessieren nicht die Gründe“, fiel Solling ein. „Genug, Lorezza verfolgt Hedwig, und ist um so mehr zu fürchten, je weniger die Verfolgte das Gesicht des Hasses von der vorgehaltenen Maske der Heuchelei und Freundlichkeit zu unterscheiden versteht. Man sprach davon, daß Lorezza, nachdem der Direktor Hedwigs und meinem Ersuchen nachgegeben und Herrn Kapellmeister Melcher, einen begünstigten Anbeter Lorezzas, bei der Abschiedsvorstellung vom Dirigentenpult entfernte und Ihnen die Leitung übertrug, Sie in ihre Neze gezogen — —“

„Das stimmt“, warf Richard bitter ein.

„Sie ist klug, aber sie ist auch eitel, und die Eitelkeit ist, solange man sie auf ihrem Gebiete zu erhalten versteht, niemals klug. Die Gefallsucht hat nichts so sehr vor Augen als Befehrungen, und der geringste Apostat hat mehr Wert für sie, als der vornehmste, aber ihr schon sichere Anhänger. Lorezza rechnet Sie zu den Apostaten!“

„Rechnete — vielleicht! Herr Solling, ich hatte Interesse für Lorezza. Warum? Sie ist schön — ich bin jung und — — —. Aber ich habe auch im tollsten Liebesrausch nicht vergessen, was ich meiner und der Ehre meiner Freunde schuldig bin.“

Solling stand auf, drückte Richard die Hand und sagte kurz: „Ich danke Ihnen, mein Freund!“

„Suchen Sie nur die Kundgebung der Übelwollenden durch eine Gegendemonstration zu töten. Ich halte mein Orchester, auf das ich zählen kann, und Hedwig im Auge, das andere findet sich am Abend im Theater, Herr Solling! Hedwig ist ein braves Mädchen, stammt aus einer Familie, in welcher das Unglück leider seinen Wohnsitz aufgeschlagen; sie hat daher ein Recht auf Liebe und Glück.“

„Das will ich ihr bieten, rechnen Sie darauf, mein Freund.“

Als Solling die Türe erreicht hatte, rief ihm Richard zu: „Noch eins. Hat Hedwig Sommer,

Ihre Braut, Ihnen gesagt, daß uns nur das Band der Jugendfreundschaft verbindet?“

„Ja! Und ich glaube ihr und auch Ihnen!“

„Das können Sie, Herr Solling. Mein Wort zum Pfande!“

Beide sahen sich, die Hände schüttelnd, ins Auge und schieden mit einem Gefühl im Herzen, das nur die wahre Freundschaft kennt.

Das Haus war ausverkauft.

Schon zwei Tage vorher gab es für die Oper „Zampa“, in welcher Hedwig Sommer zum letztenmal die Bühne des Stadttheaters in Würzburg betrat, keine Karte mehr.

Als Hedwig nach dem Eingangschor als Camilla mit Alphons die Bühne betrat, empfing sie lebhafter Applaus, welcher der beliebten Künstlerin galt. Sofort erhob sich von verschiedenen Seiten ein energisches Zischen und Pfeifen. In diesem Augenblick winkte Richard Wagner den Musikern mit dem Taktstock ab, erhob sich vom Dirigentenpult und drehte sich gegen das Publikum. Dieses, verblüfft durch das plötzliche Schweigen der Musik und die Stellung Wagners, begann von neuem lebhaft zu applaudieren. Die Zischer wollten eben mit einer Gegen demonstration antworten, als Wagner sich den Musikern zuwandte und ein Zeichen gab, worauf das Orchester zu einem dreimaligen Tusch einsetzte, welchen das Publikum mit donnerndem Applaus beantwortete. Sofort flogen Blumen und Kränze zu den Füßen Hedwigs, die fast einer Ohnmacht nahe war, nieder. Der Darsteller des Alphons und die Choristen hoben die Blumen auf und überreichten diese der Künstlerin, welche mit Tränen in den Augen dastand. Immer von neuem brach der Applaus los, so daß Hedwig nicht mehr wußte, wie sie danken sollte, bis ihr Richard Wagner im schönsten sächsischen Dialekt laut gemütvoll zurief: „So Hede, nu singste

mer aber scheene! Mut, Hede!“ Und sofort gab er das Zeichen und das Orchester setzte mit der Arie Camillas: „O wonnevolle Stunde“ ein.

Rauschender Beifall erscholl nach jedem Akte und immer erneuten sich die Ovationen für Hedwig Sommer, welche als Siegerin aus der gegen sie gespannenen Intrigue hervorging.

Der zweite Akt sollte beginnen.

Auf der Bühne erwartete man die Tänzerin mit Schmerzen. Die eingelegte Balletszene, in welcher sie im Anfang des dritten Aktes mitzuwirken hatte, sollte bald beginnen. Schon fuhr der Regisseur Krähe zähneknirschend in seinen schwarzen Frack hinein, um dem Publikum kleinlaut Lorezzas Ausbleiben zu melden und um Nachsicht wegen Weglassung ihrer Szene zu bitten. Da stolperte in freudiger Hast der Theaterdiener herein und jubelte dem Regisseur zu, daß die Sylphide soeben die Treppe heraufsteige.

Herr Krähe würgte es fast bei dem Versuche, die Sottise, die er schon auf der Zunge hatte, gewaltsam in ein Kompliment umzuformen. Lorezza war mit Absicht später ins Theater gekommen; sie wollte, aus Vorsicht, nicht Zeuge der von ihr und ihren Freunden arrangierten Demonstration gegen Hedwig Sommer sein. — Als sie vom Theaterdiener erfuhr, welche Ovation Hedwig erhielt, und daß die Zischler ihr Werk bald einstellen mußten, biß sie sich vor Erregung fast die Lippen wund. Zuerst wollte sie ihre Mitwirkung absagen — um jedoch jeden Verdacht von sich abzuwälzen, als hätte sie die Intrigue gegen ihre Rivalin aus Neid arrangiert, eilte sie ins Theater. „Nur schnell, nur schnell!“ wiederholte sie mit fieberhafter Ungeduld, und als ihre Scene kam, stürzte sie sich wie zu einem Verteidigungskampfe in den Wirbel des Tanzes. Von dem Beifallsturme, der sie, zum Teil schon des reizenden Kostüms wegen, empfing, schien sie nichts zu vernehmen; wenigstens unterließ sie jede Gebärde

des Dankes und auch ihr Gesicht veränderte sich nicht. Nur hier und da warf sie Richard, welcher ernst am Dirigentenpult stand und sein Orchester leitete, einen Blick des Hasses zu. Richard ignorierte ihn und dirigierte ruhig weiter.

Es war eine Art Fandango, die Lorezza tanzte, doch mit ungleich schnellerem Takte und ohne die Ruhe und Einfachheit, die am Eingang im Charakter jenes Tanzes liegt. Was der Fandango sonst nur andeutet, was er in zarter Entwicklung durchführte, vom verhüllten Gefühle zum kühneren Begehren und zuletzt zum glühenden Wagnis steigert, rauschte bei ihr gleich im Beginne mit dem Sturme der schon großgewachsenen Leidenschaft daher. Da war kein Ringen, kein Versagen, kein Widerstand mehr, nur schmachzendes Hingeben, Darbieten und Nehmen. Eine mänadische Trunkenheit schien sich Lorezzas bemächtigt zu haben, ihre Glieder schienen nicht bloß in der eigenen Wucht zu ruhen, sondern von einer fremden Kraft getragen oder geschleudert zu werden. Je wilder, reißender die Bewegung sich gestaltete, desto sicherer ihr Aplomb; in dem Ungestim der Anstrengung sammelte sie neue Kräfte, denn der unsichtbare Arm eines Sturmgottes schien sie zu umschlingen und sie wie eine Meereswoge jetzt in die Lüfte zu heben, jetzt in sich selbst hinabzutauhen. Immer schneller schlug Richard den Takt, und als ob Lorezza dem Dirigenten am Pult zeigen wollte, daß sie durch ein schnelleres Tempo nicht wie ihre Kollegin, die Primadonna Sommer, aus der Fassung zu bringen sei, wurden ihre Bewegungen rascher und immer rascher. Es lag etwas Beflehmendes, Beängstigendes in diesem Tanze; es war eine Schönheit, die nicht erfreute, sondern erschreckte; es war der Liebreiz einer Furie, die Grazie des Entsetzlichen. Und immer schneller wurde der Takt, immer heftiger der Wirbel und die Sprünge und die Pirouetten, vor denen das Auge sich verwirrte und ihnen nicht mehr

nachkommen konnte. Das Geräusch der Kastagnetten begleitete wie ein dämonisches Richern diese Raserei.

Lorezzas Kräfte waren im Erlahmen. Noch einmal raffte sie diese zusammen, um mit dem rasenden Tempo, welches Wagner mit dem Taktstock seinem Orchester andeutete, gleichen Schritt zu halten. Sie fühlte, daß Wagner am Pulse sie durch die steigende Schnelligkeit außer Fassung bringen wollte — sie tanzte weiter, immer weiter. Kaum folgte nun das Orchester, da endlich, im Momente der äußersten Schnelligkeit, sollte der Fandango mit einer Pose schließen. Aber statt auf die Attitude einzugehen, brach Lorezza in den Armen eines Chorherrn, der sie auffing, atemlos zusammen. — Die Musik brach auf einen Wink Richards rasch ab.

Das Publikum war erst verblüfft über den sonderbaren Schluß des Fandango, dann erhoben sich einzelne Zeichen des Beifalls, die sofort von den Gegnern niedergezielt wurden. Während auf der Bühne die ohnmächtige Lorezza von einigen Choristen abgeführt wurde, setzte Richard Wagner rasch die Oper fort und begann mit dem Notturmo, welches den Eingang des dritten Actes von Zampa bildete. Die Vorstellung endete mit neuen Ovationen für Hedwig und mit einer Niederlage für Lorezza Castoni. —

Als nach der Vorstellung Richard auf der Bühne erschien, um Hedwig zu gratulieren, trat eben Lorezza, die sich rasch erholt hatte, aus ihrer Garderobe und stand vor Wagner. Dieser wollte mit einem stummen Gruß vorüber gehen, doch Lorezza hielt ihn auf: „Sie haben mich gedemütigt, sie traten mich mit Füßen.“

„Wir halten leicht jene für grausam, die uns in unserem Vergnügen stören, Fräulein Castoni. Vielleicht nahm ich, wie Ihr Geliebter im ‚Vampyr‘, die Tempis bei Ihrem Tanz zu rasch — aber ‚eine Künstlerin‘ — so sagten Sie — darf ein schnelleres

Tempo nicht aus der Fassung bringen. Leider kamen Sie aus der Fassung!“

„Dieser Schmach werde ich gedenken — Sie sollen sie mir büßen.“

Und mit dem Blick eines zu Tode verwundeten Wildes eilte die Tänzerin von der Bühne.

Zwei Wochen später fand in Würzburg unter großem Andrang in der Kirche die Verheiratung Alexander Sollings mit der Sängerin Hedwig Sommer statt.

Diese Trauung war das romanhafte Vorspiel einer Ehetragödie.

8. Kapitel.

Richard Wagner und die Frauen.

Wer die ungezählten Schilderungen über Richard Wagner liest, erhält das Bild eines Menschen, der mit ernster Denkermiene schon als Baby über seine einstigen Kompositionen nachdachte, und sich die Töne, mit welchen er einst die Welt entzünden wird, in allen Stufen vorschrie. Die Biographen waren sichtlich bemüht, der Welt nur den großen Komponisten, den Denker zu zeigen, und brachten es auf diese Art, ohne daß sie es beabsichtigten, fertig, daß man sich in Wagner nur einen ernsthaften Kumpan und richtigen Philister vorstellt. Der war Richard Wagner nie. Im Gegenteil, wer Wagner als Philister schildert und ihn nur als den ersten Denker der Welt zeigt, hat ihn nie gekannt oder sucht mit Absicht dem unsterblichen Komponisten einen Heiligenschein aufs Haupt zu setzen. Hoffentlich zieht man mich nicht der Versündigung an dem großen Toten, wenn ich erzähle, daß der junge Richard Wagner keineswegs der Mann war, der immer eine ernste Denkermiene als Merkmale des Genies zur Schau trug. Im Gegenteil, Richard Wagners Gemüt war ungemein weich für jeden ihm bereiteten frohen Augenblick, bis zum Enthusiasmus dankbar, zur Heiterkeit, zum Scherz jederzeit geneigt und in Gesellschaft, wo nicht der Zwang an ihn herantrat, ließ er, namentlich in jüngeren Jahren, seinem Witz

und Humor bis zur Ausgelassenheit freien Lauf; kurz: Richard Wagner war in seinen jungen Jahren ein ganz lustiger Kamerad, der selbst dem Elend eine lustige Seite abgewann und ein ausgesprochenes Glück bei den Frauen hatte.

Sein Heil erblickte Wagner überhaupt immerdar in den Frauen, die sich ihm auch dankbar genug erwiesen haben. Gerne zitieren wir folgende schöne Stelle aus einem seiner Briefe: „Mit Frauenherzen ist es meiner Kunst immer noch ganz gut gegangen, und das kommt wahrscheinlich daher, daß bei aller herrschenden Gemeinheit es den Frauen doch immer noch am schwierigsten fällt, ihre Seelen so gründlich verledern zu lassen, als dies unserer staatsbürgerlichen Männerwelt zu so voller Genüge gelungen ist. Die Frauen sind eben die Musik des Lebens: sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönern.“ — Und in einem späteren Briefe“ „Frage E., was ich darunter verstehe, sie wird es dir mit zwei Worten klar- und deutlichmachen, denn — glaube mir — dieses Mädchen ist dir weit voraus — und woher? Durch ihre Geburt, weil sie ein Weib ist, sie ist als Mensch geboren — du und jeder Mann wird heutzutage als Philister geboren, und langsam und mühevoll gelangen wir Ärmsten erst dazu, Menschen zu werden. Die Frauen, die ganz das geblieben sind, was sie von Geburt an sind, können uns einzig lehren, und wären sie nicht, wir Männer gingen rettungslos im Tütendrehen zu Grunde.“ Dieser Brief enthält die bemerkenswerte Stelle: Die Frauen waren mir immer Pfadfinderinnen meiner Stoffe. Ihnen danke ich die Wege zu den Schätzen — deshalb ehre ich sie — mehr als das, ich schenke ihnen mein Fühlen und Denken — natürlich aus Dankbarkeit — nichts weiter.“

Neue Bestärkungen in seinem Frauenkultus blieben für Wagner niemals lange aus. „Gestern“,

den Worten aus: „Dieser Frik muß Richters*) Wein gesoffen haben, er ist deshalb gar so traurig.“

Auf das Manuscript von Birch-Pfeiffers „Pfeffer Kösel“ schrieb er: „Wo ist der Pfeffer für diese Kösel? So schreiben, kann jeder Esel —“

Don Carlos hatte der bekannte Schauspieler Unzelmann zur Darstellung des Magdeburger Stadttheaters eingerichtet und schrecklich zusammengestrichen. Wagner schrieb auf das so eingerichtete Souffleurbuch: „Bei der Beliebtheit unseres unvergeßlichen Schillers, empfiehlt sich sein Don Carlos auch in diesem Kleide von selbst. Um gütige Nachsicht für die Darsteller bittet ein armer, musikalischer Sträfling des Bethmannschen Zuchthauses in Magdeburg

R. W.

Minna und Richard lasen die Stücke und auch Romane gemeinsam. Der Buchhändler Heinrichshofen in Magdeburg hat es oft erzählt, daß er es war, welcher Fräulein Minna Planer, die Braut Wagners, die aus seiner Bibliothek Bücher entlieh, auf den damals eben erschienenen Roman L. Bulwers: „Rienzi“, the last of the tribunes (Rienzi, der letzte der Tribunen), aufmerksam machte. Fräulein Planer kam nach wenigen Tagen wieder und frug um den Preis, da sie das Buch gern für ihren Bräutigam kaufen wolle. Als ihr der Kaufpreis für ihren Kassabestand zu hoch erschien, bat sie, das Buch länger behalten zu dürfen. Nach ungefähr sechs Wochen brachte Fräulein Planer das Buch zurück, sie hatte es — abgeschrieben. In dem Buch fanden sich von ihrer Hand, bei einzelnen Situationen, scenische Bemerkungen, die sich genau später

*) Der Name eines damals sehr bekannten Weinhändlers in Magdeburg.

im Textbuch zur Oper „Rienzi“ von Richard Wagner vorfinden. —

„Als ich in einem alten Märchenbuch“, erzählte Frau Minna Wagner später, „das Richard seinerzeit in Dresden kaufte, die Geschichte von Lorenzel und Parsival las, und ich sie ihm noch am selben Abend, als er aus dem Theater heimkehrte, erzählte, und meinte, daß die Geschichte des Ritters Lohengrin als Opernstoff wie geschaffen wäre“, da rief er mich umarmend: „Bei Gott, Schatz, das ist er!“ Und tagelang beschäftigten wir uns, den Stoff zu besprechen, bis Richard das fertige Szenarium der Oper mir mit den Worten auf den Tisch legte: „Da, da hast du deinen Gerin le Loherain“, wie Richard zuerst die Oper nennen wollte.

Er hatte das Szenarium in acht Stunden fertiggestellt. Ich mußte damals herzlich lachen, weil Richard manchen Satz, der in unserem Hause in Übung war, in der Skizze aufnahm und wie die Worte: „Nie sollst du mich befragen“ zum Leitmotiv wurden. Dieser Satz war nämlich bei Richard feststehend. Wenn ich über Dinge frug, die er nicht sagen wollte, kam in allen möglichen und unmöglichen Tonarten der Satz, der später Elsa von Brabant gegenüber dem Ritter Gerin le Loherain so verhängnisvoll wurde, zum Vortrag. Immer hielt er mir auf jede auch nur angefangene Gardinenpredigt entgegen: „Du hast vor der Ehe geschworen, mich nie zu befragen, was hinter mir liegt.“ Wenn ich in einer Eifersuchtsanwandlung — und welche Frau, die ihren Gatten liebt, ist es nicht — ihn über Vergangenes befragen wollte, rief er wieder: „Minna, du hast geschworen, mich nie zu befragen.“

Diese Worte waren bei Richard sehr beliebt, er baute sie schon vor unserer Verheiratung als Schutzwall gegen eheliche Differenzen auf. Am Tage vor unserer Verheiratung kam Richard plötzlich zu mir und sagte in seinem vergnügten Tone: „Höre,

Minna, ich will einen absolut vorwurfsfreien Ehestand haben und werde mit dir heute ein Abkommen treffen. Nie sollst du mich über meine Vergangenheit in Bezug — na ja, du weißt schon über was, befragen, denn du kannst dir denken, daß ich nicht direkt aus der Kinderstube zu dir kam. Jeder Mann hat darin eine Vergangenheit, die mehr oder minder fürchterlich ist; also befrage mich ja nicht — denn dann — wäre es aus!“ Wir lachten herzlich über unser feierlich mit Küssen besiegeltes Abkommen und lachten wieder in Erinnerung desselben, als mir Richard die Stelle vorlas. Diesen Teil der Oper hat Wagner auch zuerst komponiert und solange geändert, bis er mir gefiel. Aber, dann sang er mir auch bei jeder Gelegenheit, ich mochte, wann immer, mit einer Frage in sein Arbeitszimmer treten, vor: „Nie sollst du mich befragen!“

Damals waren wir beide noch glücklich, auch noch als wir unser Nest hoch oben in einer der geräuschvollsten, dunklen Straßen von Paris eingerichtet hatten. In den dreißiger Jahren waren Raupachs Dramen beliebte Repertoirestücke des Theaters. Als allmählich die Zeit herannahte, in welcher Richard Wagners Braut ihr Benefiz haben sollte, lasen Wagner und Demoiselle Planer unverdrossen die eingereichten Komödien, um sich ein gutes Benefizstück mit einer brillanten Rolle zu sichern, und bei dieser Gelegenheit kam ihr Ernst Raupachs Drama „Nibelungenhort“ in die Hände. Das Stück gefiel Demoiselle Planer, weil es eine gute Rolle — die Brunhilde — für eine erste Liebhaberin enthielt. So hat sie eines Abends, Wagner einige Szenen daraus vorzusprechen, da er ihr, wie er dies oft tat, mit Erläuterungen in der Betonung einzelner Sätze nachhalf. Wagner hörte zuerst ruhig zu, wurde aber immer unmutiger, als er die schwulstigen Gedanken hörte, und indigniert nahm er das Buch aus den Händen seiner Braut.

„Das ist ja eine fürchterliche Sprache, und es ist eine Sünde, das schöne deutsche Gedicht so zu verhunzen.“

„Absprechen ist leicht, bessermachen schwerer“, antwortete Fräulein Planer unmutig.

„Im Schlaf!“ rief Wagner.

„Nun, so wünsche ich“, erwiderte Minna, „daß du recht angenehm schläfst und mir einen verbesserten Nibelungenhort zum Benefiz bringst, dann gebe ich das Stück von dir und nicht von Raupach zum Benefiz.“

„Abgemacht!“ rief Wagner.

„Aber die Rolle der Brunhilde muß ebenso schön wie in Raupachs Drama sein.“

„Das bitte ich mir aus. In meinen Komödien werden alle Rollen schön“, entgegnete Wagner.

Acht Tage lang sprach Richard kein Wort mehr über den Nibelungenhort; aber er mied seine gewöhnliche Gesellschaft in der Weinstube bei Dankwarth und Richter, verabschiedete sich abends bald von Minna — kurz, man sah, daß er mit einer wichtigen Mission, wie er zu seinen Bekannten sagte, beschäftigt war. Am neunten Tage trat Wagner mit strahlendem Gesicht bei seiner Braut ein, hielt ein Manuskript hoch und rief: „Da, Minna, bringe ich dir deinen Nibelungenhort, und nun werfe die Raupachsche Schandmuse in den Ofen, denn hier ist es ver-teufelt kalt!“

Wagner las Minna die ersten Akte vor; aber je mehr er las, desto klarer war ihr, daß das Werk als Drama kaum einen Erfolg haben würde, denn der Verfasser legte die ganze Schwerkraft in Ausmalung der einzelnen Charaktere durch Worte, die dem Epos mehr nahe kamen, als dies bei Raupach der Fall war. Minna verhehlte ihm ihre Bedenken nicht. Erregt, beleidigt erhob sich der Dichter und wollte das Manuskript in den Ofen werfen.

Minna hielt ihm die Hand fest und sagte: „O nein, das wirst du nicht. Ich bin dir sehr dankbar für deine Güte und du hast jedenfalls gezeigt, daß du, wenn du auch kein Drama aus den Nibelungen formen, vielleicht dir daraus einen Operntext schaffen kannst. Schenke mir das Manuskript — bitte, bitte — ja? So, nun habe ich dein Werk und hebe es zum Andenken an deine Liebe und Güte auf. Vielleicht gefällt dir später das Sujet — dann fordere von mir das Manuskript zurück. Ja? Nun sei lieb und gut und bedankt für deine Güte.“

„Nach zwei Jahren“, erzählte Frau Minna Wagner weiter, „kam mir zufällig das Manuskript wieder in die Hände und blätterte darin; dann trat ich in Richards Arbeitszimmer und schon an der Türe rief ich: „Sieh, Richard, was ich hier habe! Deinen zum Feuertode verurteilten „Nibelungenhort“.“

„Ach, bewahrst du das große Werk noch immer?“

„Gewiß, das gebe ich nicht um alles Geld der Welt her!“

Sinnend sah Wagner seine Frau an und sagte nach einer Pause: „Lasse es mir hier — du bekommst deinen Schatz wieder — ich will sehen, was ich damals schrieb.“

An demselben Abend setzte sich Wagner ans Klavier und begann zu spielen. — Ich saß, wie so oft, mit einer Arbeit seitwärts und hörte zu. Was Richard heute spielte, hatte ich noch nie gehört; es klang so wehmutsvoll und schön, bald klagend, dann wieder hochaufjauchzend, als würden die Töne die Beglückung des Weltalls verkünden. Leise sang Wagner:

Die Liebe lockt den Lenz,
in unsrem Busen
barg sie sich tief,
nun lacht sie selig dem Licht.

Der Ton war kaum verhallt, als Richard plötzlich aufstand und rief: „Zu solchem Stoff müßte man das Genie eines Beethoven besitzen!“

„Was spieltest du eben, Richard?“

„Ich versuchte, deinem Nibelungenhort musikalische Gedanken einzuflößen, aber ich glaube, meine Kraft wird unter der Schwere des herrlichen Stoffes erlahmen.“

Das war der Abend, an welchem Wagner anfing, eines seiner schönsten Werke zu ver-tonen, und so entstand in seiner ersten Idee das Riesenwerk des großen deutschen Komponisten.

9. Kapitel.

Enttäuschungen.

Es ist oft eine ganz lehrreiche Beschäftigung, meint der mit Theaterangelegenheiten vertraute bekannte Louis Schneider, in seinen Memoiren hin und wieder etwas tiefer in die längstvergangenen Theaterverhältnisse hinabzusteigen und aus dem staubigen Wüste der Repertoire, Tagebücher und Einnahmehrouillons einige Notizen zusammenzutragen, die deutlicher als Biographien und Kritiken einen Blick in das Treiben ehemaliger Bühnenzustände gestatten. Biographien sind partiisch, Kritiken unzuverlässig, weil man nach so langer Zeit nicht mehr erkennen kann, welche Motive den Kritiker geleitet; Briefe aber, eigenhändige, nicht für den Druck bestimmte, wie sie leider jetzt so häufig geschrieben worden, sind wahr — so wahr, daß demjenigen, welchem es bei seiner Forschung um Wahrheit zu tun ist, oft die Augen übergehen.

Gerade über das Leben Richard Wagners geben die Biographien kein getreues Bild der Person des Komponisten, weil die meisten derjenigen, die das Leben Wagners beschrieben, immer vom Standpunkt einer Partei das Bild entwarfen. Die Farbe, die den Lebensmalern für das Bild des Meisters nicht paßte, wurde einfach von der Palette entfernt, tatsächliche Vorgänge unterdrückt oder mit den Augen des Par-

teimannes besehen und beschrieben. So kam es, daß man weit eingreifende Lebensmomente, namentlich die Wanderjahre Wagners und die Leidensstationen an der Seite seiner ersten Frau nur mit flüchtigen Worten in den Biographien berührt findet. Und gerade diese Periode ist nicht nur sehr wichtig für die Beurteilung des Menschen Richard Wagner, sondern auch interessant, weil in dieser die großen Werke des Meisters entstanden sind. — Wir werden uns nicht um die Kritiken der Parteien kümmern und nach guten Quellen ferner das Liebesleben Wagners und die Entwicklung des Genies parteilos schildern.

Wir erzählten bereits, daß, wenn je, so hatten sich durch die Verlobung Richard Wagners und Minna Planers zwei Herzen zu einem edlen Bunde vereinigt.

Ein „ideales Paar“ nannte Wilhelm Schmale die Verlobten, die sich gegenseitig leidenschaftlich mit aufrichtiger Liebe zugetan waren. Denn Minna Planer war von auffallender Schönheit und Herzensgüte und in ihrem Liebesleben auch eine Frau voll edler Leidenschaft. Richard Wagners Liebe zu seiner Minna wird von allen Biographen als eine „äußerst heftige“ geschildert. Das muß sie wohl gewesen sein, — eine Liebe, die, wie man in Magdeburg wußte, von der Eifersucht stark beunruhigt ward. Sein von Idealen überwallendes, excentrisches Wesen schuf ihm daher in Magdeburg, wo man damals keinen allzu großen Sinn für Theater und Kunst hatte, viele Feinde, und Minnas Aufgabe war es immer, mit ihrem freundlich-herzigen Wesen vermittelnd einzugreifen und den Brausekopf Wagner in Schranken zu halten. Unter den Mitgliedern war es besonders der Bassist und Chordirektor Krug, der, Wagners Genie erkennend, diesem anhing und ihn verteidigte. Sobald das Sprühfeuer bei Wagner verraucht war, drang sofort Herz und Humor des jungen Kapell-

meisters siegreich hervor. Minna Planer war in Magdeburg sowohl als Künstlerin auf der Bühne, als auch durch ihr hochachtbares Benehmen im bürgerlichen Leben sehr beliebt. Das ganze Theaterpublikum war in Minna Planer vernarrt. Von dem Gymnasiasten angefangen bis hinauf in die Salons des Oberpräsidenten der Provinz und des kommandierenden Generals schwärmte man für die schöne Künstlerin. Minna hatte darunter zu leiden, denn Wagner hatte allen Männern Haß geschworen, die es wagten, seiner Braut auch nur einen Blick der Bewunderung zu gönnen. War Richard nicht in Minnas Umgebung, mußte sie Romanstücke lesen und ihm dann den Inhalt erzählen. Er hütete sie vor Längeweile. „Wenn sich eine schöne Frau langweilt“, pflegte er zu sagen, „ist sie schon strafbar, denn mit ihrer Längeweile wachsen bereits, zuerst innerlich und unsichtbar, aber langsam und sicher auf ihres Mannes oder Geliebten Stirne die Hörner heraus.“

In Bezug auf Eifersucht konnten sich die beiden Liebenden übrigens gegenseitig keine Vorwürfe machen. Trotz aller häuslichen Sorgen fanden Richard und Minna stets Zeit, ihr Herz durch Eifersucht in aufrührerischer Bewegung zu erhalten.

Da Direktor Bethmann mit gewissenhafter Pünktlichkeit seinen Mitgliedern die Gagen — schuldig blieb, so litten Minna und Richard in des Wortes vollster Bedeutung Not. Um Geld zu schaffen, schrieb Wagner für Vereine — Noten ab, arrangierte Kompositionen für Klavier. Die Neujahrsfonate komponierte Wagner (wozu er das Andantethema aus der C-dur-Symphonie benützte) für Eßwaren und zehn Flaschen Wein, während Minna, die erste Liebhaberin des Stadttheaters in Magdeburg, für die Damen des Adels und besseres Bürgerpublikum — städte, häfelte und Haararbeiten für Geld anfertigte. Für zehn Taler Honorar dirigierte Wagner

mehrere Vogenkonzerte in Magdeburg und führte dort auch die Ouvertüre zu den „Feen“ auf, welche sehr gefiel.

Im Theater war Wagner das belebende Element der Oper und hielt, um gute Vorstellungen herauszubringen, unermüdlich Proben ab. „Mein Weg führte mich geradeswegs zur Frivolität in meinen Kunstanschauungen“, beurteilt er selbst seine damaligen Bestrebungen viel strenger als wir es vermöchten. „Das Einstudieren und Dirigieren jener leicht gelenkigen französischen Modeopern, das Pffiffige und Prokige ihrer Orchestereffekte machte mir oft kindische Freude, wenn ich vom Dirigentenpulte rechts und links das Zeug loslassen durfte.“ Zu Krug bemerkte Wagner: „Ich habe gefunden, daß man beim Dirigieren und Einstudieren Hunger und Schulden vergißt. Vor jeder Probe denke ich an meine Gläubiger — nach der Probe nicht mehr. Daher kommt es, daß ich mich ordentlich auf meine Proben freue.“

In der Zwischenzeit komponierte Wagner eifrig an seiner Oper „Das Liebesverbot“, mußte aber diese oft unterbrechen, weil ihm das Geld fehlte, um — Notenpapier zu kaufen. Endlich war die Oper vollendet, und Wagner mahnte Frau Schröder-Devrient an ihr in Leipzig gegebenes Versprechen, die für sie geschriebene Hauptpartie der Isabella zu kreieren und die Oper in ihr Gastspielrepertoire aufzunehmen. Sofort erklärte sich die gefeierte Sängerin bereit, nach Magdeburg zu kommen, wenn Herr Direktor Bethmann sie außerdem zu einem sechsmaligen Gastspiel als Romeo, Norma usw. einlade und mit je 100 Talern den Abend im vorhinein zahlbar, garantiere. Sie wolle dann in der Oper „Das Liebesverbot“ — welche Richard Wagner zu seinem Benefiz aufzuführen beabsichtigte, ohne Honorar singen. Richard Wagner bemühte sich, das Gastspiel zu Stande zu bringen.

Herr Direktor Bethmann wollte sich nicht zu so hohem Honorar, aber namentlich nicht zur Ausführung von Richard Wagners „Liebesverbot“ herbeilassen, da der Schluß der Theatersaison vor der Türe stand und die Mitglieder neue Partien nicht lernen wollten und er keinen Groschen für die Ausstattung der Oper ausgeben könne.

„Dann“, rief Wagner, „überlasse ich Ihnen, wenn Sie die paar notwendigen Kostüme herbeschaffen und das Orchester um acht Mann verstärken, die Einnahme der ersten Aufführung der Oper ganz und begnüge mich mit meiner Braut mit der halben Einnahme der zweiten.“

„Ich fürchte aber, daß die Mitglieder nicht mehr singen werden — weil — nun, Sie wissen ja, Herr Wagner.“

„Leider, weil Sie den armen Leuten seit Monaten für all ihre Mühe und Plage mit Pünktlichkeit den Lohn schuldig bleiben, so daß die armen Menschen darben, während Sie gut lebten und das Geld im Kartenspiel mit Freunden vergeudeteten! Meine Kollegen zu bewegen, noch in meiner Oper zu singen, lassen Sie meine Sorge sein.“

Frau Schröder-Devrient kam pünktlich zum Gastspiel in Magdeburg an; das Publikum war sowohl von ihrer Norma als auch von ihrem Romeo enthusiastisch, und sie reiste, ohne ihr Versprechen Wagner gegenüber eingelöst zu haben, ab, da andere Verpflichtungen sie hinderten, so lange zu warten, bis die Oper „Das Liebesverbot“ einstudiert würde. Endlich sollte am Schlusse des Gastspiels und der Saison zum Benefize Richard Wagners dessen Oper „Das Liebesverbot“ aufgeführt werden. Wer die Stimmung einer in Auflösung begriffenen Theatergesellschaft, die seit langer Zeit keine Gage erhielt, kennt, wird begreifen, welche Mühe es gekostet, diese disziplinslose, hungrige Gesellschaft zu bewegen, eine neue Oper zu studieren. Nur mit Mühe gelang das

Zustandekommen der Aufführung. Als man zur ersten Orchesterprobe schreiten wollte, verweigerte der Kopist Schäfer die Ablieferung der ausgeschriebenen Orchesternoten vom letzten Akt, weil ihm Bethmann die Noten der ersten zwei Akte noch nicht bezahlt und Wagner jeder Mittel entblößt war. Minna Planer übergab Schäfer ein silbernes Armband, und da ihm dies nicht genügte, ein schönes Halstuch, das Richard ihr zum Geburtstage schenkte, als Pfand, dann erst lieferte Schäfer die Noten aus. Auf jeder Probe gab es irgend einen kleinen Skandal. Und dann erst die Bemerkungen der Kollegen hinter der Szene über die neue Oper. Da ging es ohne Seitenhiebe und Stichelreden nicht ab. Wir geben hier eine Schilderung des Bassisten Krug der Proben und Vorstellung des „Liebesverbotes“. Diese merkwürdige Vorstellung und Vorbereitung zu dieser ist von keinem Biographen ausführlich beschrieben worden, obwohl die Szenen hochinteressant und charakteristisch für damalige Theaterverhältnisse waren.

„Vom Kapellmeister ist die Musik?“ rief die Sängerin Demoiselle Schindler vor Beginn der Probe zum „Liebesverbot“.

„Wer kann's wissen“, entgegnete spöttisch der Tenor Franzmüller; „er sagt's!“

„Es ist die reine Khabarberoper (ein beim Theater oft gebräuchlicher Ausdruck für eine Oper, die dem Durchfall geweiht ist)“, warf malitiös Demoiselle Pollert, die Geliebte des Bajbuffo Schreiber, welche immer auf den Tenor Freymüller ihr liebeschmachtendes Auge richtete, ein.

Der stets eifersüchtige Schreiber, geärgert, daß seine Geliebte der Ansicht des Kollegen Freymüller war, brummte, um die anderen zu ärgern: „Wagner ist ein ganz talentvoller Kerl; seine Oper ist gut — gut, sag ich, und wenn ich gut sage“ — dabei warf er einen wütenden Blick auf Freymüller — „ist sie gut. Verstanden!“

Krug vermittelte rasch, denn er fürchtete, daß beide Nebenbuhler, wie so oft, aneinander geraten und handgemein werden möchten. Zum Glück trat in diesem Augenblick Wagner mit seiner Braut ins Probezimmer. Sofort stürzten die Damen Pollert und Schindler auf ihn zu.

„Ach, liebes Kapellmeisterchen!“ rief Demoiselle Schindler, die besser sang als sie ausah, „eben sprachen wir von Ihrer Oper. Die ist ja reizend!“

„Die muß gefallen“, bestätigte Frenhmüller, „ein Effekt größer wie der andere.“

„Größer wie die anderen!“ stimmte Demoiselle Pollert zum neuen Verdruß Schreibers zu. Dabei umarmte die häßliche Pollert Wagner, und beinahe hätte die echte Komödiantenszene mit einem Kuß geendet, wenn nicht Fräulein Planer mit den Worten dazwischengetreten wäre:

„Kinder, ihr erdrückt mir ja das jüngste musikalische Genie. Laßt ihn wenigstens bis nach Auf- führung seines „Liebesverbotes“ leben; dann zerreißen ihn ohnedies die Kritiker!“

Alles lachte über den Scherz, am meisten Wagner, dem es eine Freude machte, endlich mit der ersten Probe — es war der 21. März, und am 29. also in acht Tagen, sollte die Aufführung stattfinden — beginnen zu können.

Die Probe war im Gange, als Bethmann zitternd in der Türe des Nebenzimmers erschien und Fräulein Planer bat, ihrem Bräutigam schonungsvoll mitzuteilen, daß der Magistrat — welchem damals die Zensur oblag — die Aufführung der Oper aus Sittlichkeitsgründen verboten habe. Das war keine leichte Aufgabe, denn Wagner war, da nicht alles klappte, ohnehin sehr aufgereggt; allein in der Pause nach dem ersten Akt unternahm Minna das schwierige Amt, ihm die Nachricht mitzuteilen. Wagner eilte sofort zum Magistrat, Minna Planer und Krug, die seine Aufgeregtheit kannten, hinter ihm

her. Im Zimmer des Polizeibeamten trafen alle drei zusammen. Minna stellte sich dicht neben Wagner, um ihn von Exzessen abzuhalten, Krug hinter ihn, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Sie haben die Aufführung meiner Oper „Das Liebesverbot“ untersagt!“ rief Wagner erregt dem Beamten zu.

Der Beamte antwortete ganz ruhig: „Ja, denn der Titel „Das Liebesverbot“ erschien mir unsittlich. Liebesverbot! Ich bitte Sie, ein Verbot der Liebe! Wie kann man nur die Liebe verbieten; schon der Gedanke ist unsittlich.“

„Aber der Titel ist ja nur figürlich“, wagte Minna einzuwerfen, indem sie den wutschäumenden Wagner am Rockärmel krampfhaft festhielt, damit er dem Beamten ja nicht grob antworte. „Die Liebe siegt am Schluß der Oper“, fuhr Minna sanft fort.

„So! Also erst am Schluß der Oper!“ schrie der Beamte, „und diese Oper hat drei Akte — zwei Akte muß also das ehrsame Publikum auf diesen Sieg warten! Warum siegt die Liebe nicht so gleich beim Aufziehen des Vorhangs? He?“

Wagner wollte auffahren, Minna hielt ihn jedoch fest und Krug schnitt ihm das Wort ab, indem er sich an Wagner wandte: „Aber, lieber Kollege, das können Sie ja doch sofort bewerkstelligen.“

Wagner sah Krug, der mit der liebenswürdigsten Miene diesen Unsinn sprach, verblüfft an. Ein sanfter Fußtritt belehrte ihn, daß er schweigen solle.

Dann fuhr Krug, zum Beamten gewandt, fort: „Wenn es nur das ist, wird Herr Wagner sofort Anstalten treffen und die Liebe schon beim Aufziehen des Vorhangs siegen lassen, damit das ehrsame Publikum nicht darauf warten muß.“

Der Beamte nickte befriedigt und fuhr fort: „Dann wird die Polizei in dem Opus geradezu verhöhnt. Sie verstehen doch unter den Sbirren,

die in der Oper vorkommen“, fragte er Wagner, „die Polizei?“

„Nicht ganz, es sind Schergen“, antwortete Wagner.

„Scherger oder Polizei gilt mir gleich. Die Polizei wird also in der ersten Szene durch einen Spottchor verhöhnt. Der Anführer der Polizei —“

„Der Schergen“, warf Wagner ein.

„Der Polizei“, betonte der Beamte nochmals, Wagner einen wütenden Blick zuwerfend, „Brighella mit Namen, wird sogar vom Volke mit Tätlichkeiten, das heißt „Prügel“, bedroht.“

„Weil er sie verdient.“

„Die Polizei, Herr Wagner, verdient niemals Prügel, das merken Sie sich.“

„Aber das Sujet ist ja nichts weiter als eine Bearbeitung von Shakespeares Komödie „Maß für Maß“!“

„Ganz recht — dieser Shakespeare war von jeher ein die Sitte und hohe Obrigkeit verletzendes Individuum, auf den wir immer ein besonderes Augenmerk richten. Auch später, in einem Verhör verschiedener Verbrecher, wird in Ihrer Oper gegen die Sittlichkeit verstoßen, die in Ihrem Texte ein Statthalter Friedrich verbessern will und Grundsätze aufstellt, die unsere Behörde nicht gutheißen kann. Ferner triumphiert die Polizei in Ihrem ganzen Texte nicht! Und dann der aufregende Titel — der Titel „Das Liebesverbot“! Nein, nein, es bleibt bei unserem Bescheid, daß die Oper nicht aufgeführt werden darf.“

„Aber hieraus erwächst mir — ein großer, nicht wieder einzubringender Schaden!“ schrie Wagner.

„Tut mir leid, aber ein Stück, in dem am Schluß sogar die Polizei Prügel bekommt.“

„Aber, lieber Kollege“, warf hier Krug wieder ein, „auch das können Sie ändern; lassen Sie die Polizei am Schluß über das Volk dadurch

triumphieren, daß das Volk nicht die Polizei, sondern diese das Volk prügelt, das finde ich sogar bedeutend natürlicher.“

Der Beamte schien durch den verheißenen Triumph der Polizei zufriedengestellt. Minna Planer und Krug, der den aufgeregten Wagner gar nicht zu Wort kommen ließen, benützten den Augenblick und stellten dem Beamten so eindringlich Wagners und des Direktors Verlegenheit durch ein Verbot der Aufführung dar, daß derselbe endlich im Bewußtsein, daß die Polizei im letzten Akte als Siegerin hervorgehen solle und unter der Bedingung, daß der nach seiner Meinung höchst aufregende Titel „Das Liebesverbot“ wegfalle, die Bewilligung zur Aufführung erteilte.

Als die drei Petenten das Bureau des Beamten verlassen hatten, schrie Wagner: „Aber was habt ihr denn da gemacht!“

„Dir die Aufführung der Oper gerettet“, entgegnete Minna, indem sie ihren Bräutigam fortzog. „Du Brausekopf hättest doch nur mit dem Beamten Streit begonnen. Jetzt ändere den Titel, laß die Polizei am Schluß nicht vom Volk durchprügeln — das ertragen die zarten Nerven der hohen Obrigkeit nicht — und im übrigen lasse alles beim alten, denn dem Mann lag augenscheinlich nicht die Sittlichkeit, sondern die Prügel der Polizei so schwer am Herzen.“

Die Oper „Das Liebesverbot“ ging endlich nach vielen Schwierigkeiten unter dem abgeänderten Titel „Die Novize von Palermo“ am 29. März 1836 zum Benefiz Wagners in Szene. Aber wie! Schon der Anfang brachte zum Schrecken des am Dirigentenpult sitzenden Wagner eine humoristische Wirkung hervor. Isabella, welche im Kloster als Novize lebt, hört, daß ihr Bruder von dem Statthalter wegen eines angeblich begangenen Verbrechens gefangen genommen worden ist. Sie entschließt sich zu Beginn der Oper, die Pforten des Klosters zu verlassen, um Gnade für ihren Bruder von dem Statthalter zu

meldet er am 25. März 1852, „erhielt ich einen Brief aus Hamburg von einer Frau von aristokratischer Geburt, die für meine Schriften dankt: sie sei durch sie erlöst worden. Sie erklärt sich mir zur vollständigen Revolutionärin. So sind es doch immer die Frauen, die mir gegenüber das Herz auf dem rechten Fleck haben, wogegen ich die Männer schon fast ganz aufgeben muß.“ — In einem Brief heißt es: „Der Himmel erhalte mir Jugendkraft und Elastizität noch lange, um sie den Frauen opfern zu können. Sie sind doch wirklich noch die einzigen, angenehmen Unterbrechungen in diesem verlotterten Dasein.“

In Zürich führte einmal Wagner die Tannhäuser-Duvertüre auf; die Wirkung, schreibt er, war geradewegs furchtbar. „Namentlich die Frauen sind um und um geworden: die Ergriffenheit war bei ihnen so groß, daß Schluchzen und Weinen ihnen helfen mußte — — — Ich war zunächst über diese ungemein heftige Wirkung erstaunt. Gerade eine Frau löste mir aber das Rätsel: ich bin den Leuten als niederschmetternder Bußprediger gegen die Sünde der Heuchelei erschienen.“ — Nach diesem Bekenntnis darf man wohl bei der Dame eine ungewöhnliche Bußfertigkeit und bei Wagner eine ebenso große Geneigtheit voraussetzen, schönen Schwärmerinnen darin ein weites Stück entgegenzukommen.

Nachdem wir den Freund der Frauen mit eigenen Worten bezeichnet, dürfen wir wohl mit ruhigem Gewissen dem Leser versichern, daß Richard bald das Würzburger Abenteuer mit der schönen Lorezza zu den Erinnerungen zählte, die man sich nur in stiller Stunde als angenehmen Zeitvertreib aus dem Gedächtnis holt. Noch vor Beendigung der Saison in Würzburg kehrte Richard mit der fertigen Oper „Die Feen“ nach Leipzig zurück! Sein erster Weg war damit zu Direktor Ringelhardt. Rosalia begleitete ihn, denn was Richard ihr aus seiner neuen

Oper vorspielte, gefiel ihr so gut, daß sie ihren Bruder vor Freude umarmte. Auch seine Mutter war gerührt und raunte, während Richard spielte, ihrer Tochter Rosalia zu: „Siehst du, er wird doch was.“ Theaterdirektor Ringelhardt versprach die Oper durchzusehen. Nach drei Tagen schon erklärte sich Ringelhardt bereit „Die Feen“ sobald als möglich aufzuführen, denn die Oper habe ihm und seinem Kapellmeister außerordentlich gefallen, ja er versprach sogar Wagner als zweiten Kapellmeister anstellen zu wollen. Über diese Nachricht war das ganze Haus Wagner hoch erfreut, und Rosalia ging in ihrer Freude so weit, Richards leeren Geldbeutel zu füllen und Mittel zu einer Erholungsreise mit der Mutter nach Tepliz vorzustrecken. Heinrich Laube brachte als damals wohlbestallter Mitarbeiter der Zeitung für die elegante Welt sofort die Notiz, daß nächstens neben Aubers „Maskenball“ „Die Feen“, die Oper eines jungen Komponisten Richard Wagner, dessen wir schon früher rühmlichst in diesen Blättern gedachten, im Repertoire des Stadttheaters erscheinen wird.“

Ringelhardt war Theaterdirektor und verstand es, den jungen Komponisten immer wieder mit Ausflüchten wegen Hinausschiebung der Aufführung der „Feen“ zu vertrösten. Da erschien Frau Schröder-Devrient als Gast im Stadttheater, um in Bellinis: „Montecchi und Capuleti“ (Romeo und Julia) den Romeo und die Norma zu singen, und enthusiasmierte alles.

Heinrich Laube schildert den schillernden Märztag des Jahres 1834, an welchem sich Sonne und Schatten wie mutwillige Kinder auf dem Marktplatz jagten und ein richtiger deutscher Nachmittag ihm die Lust an den Büchern verdarb: „Heute abend sollte die Schröder-Devrient singen, und das Publikum strömte schon zum Theater, als der Zeiger der Rathausuhr noch nicht fünf zeigte und es bis zur Kassen-

öffnung noch reichliche Zeit hatte. Es waren staubwürdige alte Perücken, die heute zum Rathausplatz nach dem Theater stapften: die Schröder-Devrient begeisterte selbst den Philister.“

Richard Wagner war gespannt, die große Künstlerin kennen zu lernen. Ihr Auftreten als „Norma“ und Romeo war für immer unauflöslich, und er stimmte mit Laube überein, als er in seiner Kritik „Wilhelmine Schröder für die unmittelbare Tochter William Shakespeares und diese ganze Familie von den alten griechischen Göttern abstammend erklärte.“ — Ringelhardt stellte Laube und Wagner Frau Schröder-Devrient vor, und Wagner hatte das Glück, der Künstlerin am nächsten Tage in ihrem Hotel einiges aus den „Feen“ vorspielen zu dürfen. Frau Schröder-Devrient, welche an dem jungen Mann Gefallen fand, äußerte sich mit großem Lobe über das Talent Richards und animierte ihn, eine Oper mit einer guten Partie für ihre Stimme zu schreiben, sie wolle diese studieren, danach trachten, daß die Oper auf beiden Theatern zur Aufführung komme. Richard kam ganz begeistert nach Hause und verbrachte den Tag, um mit seinen Freunden Herlosjohn, Laube, Öttinger Pläne für eine neue Oper, deren Hauptpartie für Frau Schröder bestimmt war, zu schmieden, die aber die Künstlerin, nachdem sie Richard Frau Schröder unterbreitet, verwarf. Die Künstlerin war es, wie Öttinger berichtete, welche Wagner Shakespeares Lustspiel: Maß für Maß, als Stoff für eine Oper in Vorschlag brachte.

Richard begleitete seine Mutter, die in Tepliz eine Kur durchmachen mußte, mit Rosalia dahin, und dort entwarf er während des Sommers 1834 den vollständigen Plan für die nächste Oper: „Die Novize von Palermo“. Für die weibliche Hauptrolle der Isabella hatte er seine Gönnerin Frau Schröder-Devrient im Auge. Als Richard Wagner

von Tepliz zurückkehrte, sprach er bei Direktor Ringelhardt vor, um ihn an sein Versprechen, ihn als Kapellmeister zu engagieren und „Die Feen“ aufzuführen, zu erinnern. Dieser beteuerte, vorläufig verhindert zu sein, beide Wünsche zu erfüllen. Mit einem etwas derben Wort verließ der entrüstete junge Mann die Kanzlei des Theaterchefs, die Partitur seiner Oper „Die Feen“ mitnehmend. Da hörte er, daß Direktor Bethmann in Magdeburg einen ersten Kapellmeister suche, und schnell entschlossen nahm Richard, trotz Warnungen der Freunde und Rosaliens, welche die schlimme Lage des Magdeburger Theaters kannte, das Engagement mit 30 Talern Monatsgage an. „Mich zieht's, ich weiß nicht warum, gerade nach Magdeburg“, entgegnete Richard auf Rosaliens Warnung, und reiste dahin ab.

Wer das Leben und Lieben Richard Wagners kennen lernen will, muß auch seinen nächsten Wirkungskreis, das Treiben in Magdeburg in den Jahren 1834—1836, betrachten.

In Künstlerkreisen nannte man zu damaliger Zeit Magdeburg die „Grufstadt“, denn dort begrabe man alle Künstler, die aus Hunger sterben, gratis. So sehr war das Magdeburger Theater damals in Verruf. Dasselbe wurde 1780—1783 von Aktionären erbaut, die indessen bald nachher der Gh. Guischard an sich brachte und so 28—30 Jahre Eigentümer des Hauses war. Seit 1834 gehörte das Haus dem Fabrikant Guischard, dem Oberlandsgerichtsrat von Chemnitz und dem Justizrat Meyer als Erben. Ein Glücksstern hatte noch über keinem Direktor in Magdeburg geschwebt, sondern sie endeten sämtlich auf höchst traurige Weise. Theophil Döberlin begann den Reigen um 1770 und machte Bankerott, diesem folgte, nach einigen kurzdauernden Direktionen, Fabricius, und erschloß sich auf der Bühne, weil er seine Schulden nicht bezahlen konnte;

dann kam Madame Walter, die ein nicht unbedeutendes Vermögen zusetzte und sehen mußte, wie man ihre Betten verkaufte, um die Gläubiger zu befriedigen; ihr folgte Petri, der bei Nacht und Nebel davonging, weil er wegen Schulden gedrängt wurde; auf diesen kam das Komitee, an dessen Spitze der Oberbürgermeister Franke, Domänenrat Apel, Kaufmann Schartow und Buchhändler Heinrichshofen standen, und diese Periode kann die Glanzperiode Magdeburgs genannt werden. Genast und Frau, Emil Devrient und Frau, die Franchetti, Kiel, Reichel u. a. gehörten zu den Mitgliedern, und das Theater konnte fast mit den besten Hofbühnen in die Schranken treten. Aber das Komitee setzte in fünf Jahren 27 000 Taler zu und war endlich genötigt, zu erklären, es könne nicht weitergespielt werden. Nun versuchte Graf Hahn*) sein Glück, übergab die Direktion schon nach drei Monaten mit Verlust an Direktor Bethmann, der oft die Gagen der Schauspieler mit Billets bezahlen mußte, die diese natürlich verschleuderten, wodurch die Theaterverhältnisse von Stufe zu Stufe herunter sanken, bis die Billets zu 15 Silbergroschen für 1 Silbergroschen öffentlich ausgedoten wurden. — Als Richard Wagner in Magdeburg eintraf, stellte er sich seinem neuen Direktor, Herrn Bethmann, vor und ersuchte ihn

*) Graf Hahn, einer der reichsten mecklenburgischen Grundbesitzer, war von einer rasenden Leidenschaft für das Theater beherrscht, und opferte ihr sein ganzes Vermögen. Er errichtete eine Bühne in seinem Schlosse, und hatte öfters herumziehende Schauspielergesellschaften wochenlang bei sich, die er dann neben glänzenden Honoraren auf das luxuriöseste bewirtete; daneben gab er kolossale Summen für prächtige Anzüge, Waffen und sonstige Requisiten aus. Dem Schauspieler Kunst schenkte er einmal ein kostbares Pferd mit silbernem Zaumzeug und einen seiner Leibeigenen zur Wartung desselben. Als sein Vermögen bis auf einen kleinen Rest dahin war, wurde er selbst Direktor einer herumziehenden Truppe, die nun für Geld spielte. Aber geschäftsunkundig und nicht gewohnt zu rechnen, büßte er alles was er noch besaß, ein und sank von Stufe zu Stufe. Er starb im Elend.

um die ihm kontraktlich zugesicherten 10 Taler Reiseentschädigung und 20 Taler Vorschuß.

„Junger Mann“, entgegnete Bethmann mit der ihm eigenen Trockenheit, „wenn ich 30 Taler hätte — wäre ich doch nicht Direktor des Stadttheaters in Magdeburg. Aber ich gebe Ihnen 100 Billets à 15 Silbergroschen. Sehen Sie diese unter den Bürgern zu verkaufen, da erhalten Sie Geld und haben dabei den Vorteil, mit den Leuten gleich näher bekannt zu werden.“

Wagner war über dieses Angebot zuerst verblüfft, dann nahm er aber ruhig die sonderbare Münze, mit welcher Bethmann seine Künstler bezahlte. Als Wagner in einem Hause am Berg eine Wohnung mieten wollte, verlangte die Wirtin, da er zu den „Musikanten“ gehöre, die Vorauszahlung der Miete von drei Talern. Sofort übergab Wagner der Frau 6 Billets à 15 Silbergroschen. Entrüstet wies die Wirtin diese Art Bezahlung ab. So erging es Wagner in mehreren Wohnungen, die er mieten wollte. Ohne sich lange zu besinnen, ging Wagner auf das Rathaus und ließ sich bei Oberbürgermeister Franke melden. „Sie sind Herr Oberbürgermeister Franke und Vorstand des Theaterkomitees? Ich stelle mich Ihnen als Richard Wagner, neu engagierter Kapellmeister des Stadttheaters, vor. Es war mir bisher unmöglich, eine Wohnung zu erhalten. Geld zur Rückreise nach Leipzig, woher ich komme, besitze ich ebenfalls nicht, also bitte das Gesetz walten zu lassen und mir als obdachlosen Künstler ein Asyl, wo ich mein Haupt niederlegen kann, anzuweisen oder mich auf Kosten der Gemeinde nach meiner Vaterstadt zurückzuschicken. Eventuell will ich Ihnen als Garantie 20 Theaterbillets à 15 Silbergroschen überlassen.“

Oberbürgermeister Franke, ein jovialer Mann und großer Musikfreund, lächelte über die sonderbare Art, sich einzuführen — und war selbst rasch um

eine Wohnung für Richard besorgt. An Oberbürgermeister Franke hatte Richard seit diesem Besuch einen warmen Förderer erworben.

Für Wagner galt es, sich in Magdeburg als Kapellmeister einzuüben und die Bühnenpraxis mehr als bisher kennen zu lernen. Wagner begann damit, dem Theaterorchester durch Proben einen festen Halt und Schliff zu geben, den Direktor zu bewegen, sein Opernpersonal zu vervollständigen, gute Vorstellungen herauszubringen, um dem Publikum wieder den Glauben an die Kunst im Theater beizubringen. Das war bei Herrn Bethmann allerdings eine schwere Aufgabe. Herr Bethmann war Praktiker: und praktisch nennt man beim Theater gern alles, das von innerer Notwendigkeit absieht, um die äußere Notwendigkeit zu retten, was erforderlichenfalls bereitwillig die Wesenheit der Dinge zerstört, desto geschickter aber den Schein oder die Hilfe derselben herauspußt; was, die Welt täuschend, statt befriedigend, jedes Interesse in ein profanes Geldgeschäft verwandelt und die Kunst als Ware ausmünzt. Herr Bethmann war auf diese Weise immer praktisch; in seinen Augen brauchte nichts das zu sein, was es sein sollte, wenn es nur ungefähr so aussah. Bei diesem Systeme warf seine Direktion alles in eine Masse, und von Sonderungen war nicht die Rede. Wer heute in der Oper sang, mußte morgen im rezitierenden Schauspieler mitwirken; der erste Liebhaber von heute wurde morgen lediglich mittels einer künstlichen Glaze oder einer gepuderten Perücke in einen zärtlichen Vater verwandelt; zu Heldenrollen war ein angeklebter martialischer Schnurrbart hinreichend, und nun vollends für komische Rollen war, nach Herrn Bethmanns Meinung, ein jeder geschaffen, da kein Mensch ohne seinen Anteil Humor sei und es nur darauf ankomme, letzteren zum Bewußtsein zu bringen und aus dem Inhaber herauszulocken.

Man sollte glauben, daß bei einer solchen Ansicht der Dinge und unter einer solchen Leitung Herrn Bethmanns Theater zu einer bloßen Gaukelmaschine hätte herabsinken müssen. Dem war jedoch nicht so; vielmehr machte sich in der Anordnung des Ganzen ein durchgreifender Geist um so überraschender geltend, je mehr er sich selbst die Wege dazu abschnitt oder verdarb. Herr Bethmann hatte nämlich immer das Glück, ehrliche Regisseure und Kapellmeister zu finden, denen das Wohl des Institutes am Herzen lag, wie z. B. gerade in dieser Saison Regisseur Schmale und den jungen energischen Kapellmeister Richard Wagner. Beide machten oft aus der Not eine Tugend. Richard preßte ordentlich die Mitglieder des Schauspiels mit Liebe oder Gewalt, da ein großer Chor nicht vorhanden war, zur Mitwirkung im Chor, während niemand bei Rollenbesetzungen so vortrefflich auszugleichen und sich zu helfen wußte wie Schmale. Paßte der Schauspieler nicht für die Rolle, so wurde die Rolle dem Schauspieler angepaßt, hier ganze Sätze ausgestrichen, dort ganze Sätze hineingeschrieben. Nichts vermochte Schmales und Wagners Umsicht und Besonnenheit zu erschüttern. Auf ihr Kommandowort stellte sich das fliehende Heer vergessener Sätze, unter den Pult gefallene Noten, überhörte Schlagwörter gehorsam wieder in Reih und Glied; das Überzählige in den Rollen und Noten wurde in einem Nu dezimiert, und bei der letzten Probe durfte man darauf rechnen, daß alles wie am Schnürchen ging.

Diese Schilderung der damaligen Magdeburger Theaterverhältnisse war notwendig, sie fehlt in allen Wagnerbiographien, und doch gehört sie zur Charakterisierung, denn genannten Umständen verdankt Richard Wagner seine späteren immensen praktischen Kenntnisse der Bühnen und Orchesterwirkung. Wagner verdankt, wie alle großen Männer, sich selbst

und der Schule des Lebens, dieser wahren Hochschule, die Wertschätzung des Materials großer und kleiner Künstler. Man nannte oft Wagner tadelnd einen Autodidakten; er selbst behauptete scherzend: „Ich bin ja kein gelernter Musiker.“ — „Aber wenn ich Tage und Nächte als Kapellmeister in Magdeburg saß, um die fehlende Besetzung einzelner Stimmen im Orchester in andere einzuziehen, um die Oper ohne Schaden herauszubringen, so habe ich diesen geopfert Stunden es zu danken, daß ich eine Fühlung mit der Wirkung bekam“, sagte Wagner einst zu seinem Schwager, dem Sänger Wolfram. „Der Bethmannschen Wirtschaft in Magdeburg danke ich die Bühnenpraxis und meine — Frau“, schloß Wagner lachend.

Diese Worte stimmen vollständig, denn nur dem Umstand, daß Richard Wagner die Opern „Der Maskenball“ und „Die Stumme von Portici“ einstudieren wollte und aus dem Schauspielpersonal Hilfe heranziehen mußte, verdankt Richard Wagner die nähere Bekanntschaft mit der ersten Liebhaberin des Stadttheaters Fräulein Minna Planer, seiner ersten Frau.

Die Oper „Die Ballnacht“ von Auber sollte aufgeführt werden — es fehlte eine Dame. Wagner eilte zum Direktor und frug ihn, wer die Partie singen soll.

Bethmanns Antwort war: „Streichen Sie die Partie fort!“

„Sie ist notwendig, Herr Direktor! Haben Sie keine Dame unter dem Schauspielpersonal, welche die Partie singen könnte?“

„Ja, Fräulein Minna Planer aus Dresden — eine Schülerin von Madame Mevius und Emil Devrient, aber sie ist ausdrücklich nur als ‚Schauspielerin‘ engagiert und wird nicht als Sängerin in einer Oper auftreten wollen! Fräulein Planer

ist stolz und im Publikum wegen ihres Spiels und eingezogenen Lebenswandels sehr beliebt.“

„Das wollen wir darauf ankommen lassen, — ich werde sehen, ob Fräulein Planer mir die Gefälligkeit abschlagen wird. Ich bitte, Herrn Regisseur Schmale zu ersuchen, daß er mich zu Fräulein Planer begleite und vorstelle. Mir, ihrem Landsmann, wird die Dame die Gefälligkeit gewiß nicht abschlagen.“

Über die erste Begegnung zwischen Richard Wagner und seiner späteren Gattin hat diese erzählt:

„Ich sah den jungen Kapellmeister unseres Theaters wohl oft, kam aber nie mit ihm in Berührung, da ich viel mit dem Studium von Rollen, Herr Wagner mit seiner Kapelle beschäftigt war. Ich wohnte damals in dem letzten Hause am ‚Breiten Weg‘ bei einem Schreiner, dessen Sohn Musiker im Theater war. Eines Nachmittags kam der Sohn des Hauses, um mir mitzuteilen, Herr Kapellmeister Wagner sei mit Herrn Regisseur Schmale in der Werkstätte und lasse mich bitten, entweder herunterzukommen oder zu gestatten, daß er heraufkomme, da er im Auftrage des Direktors eine Mitteilung an mich zu machen hätte. Ich ließ die Herren bitten, sich zu mir zu bemühen. Bald darauf traten Schmale und der schwächliche Herr Kapellmeister Wagner in mein Zimmer.

Herr Kapellmeister Wagner kam im Auftrage des Herrn Direktor Bethmann mich zu bitten, in der Oper ‚Die Ballnacht‘ von Auber, welche gegeben werden sollte, aus Mangel an Darstellerinnen eine Hofdame zu spielen und einige Takte zu singen. Er sei selbst gekommen, mich zu bitten, weil er gehört, daß ich nur Schauspielerin und nicht verpflichtet sei, in einer Oper mitzuwirken. Ich sprach sofort die Befürchtung aus, mit meiner kleinen Stimme seinen Ansprüchen nicht sehr zu genügen, indes zerstreute in beredtesten Worten Wagner meine

Bedenken und erbot sich, mir die kleine Partie in ein, zwei Proben einzustudieren. — So geschah es. Wagner studierte mir die kleine Partie ein, und als wir damit fertig waren — konnte die Oper doch nicht aufgeführt werden, weil ein Sänger plötzlich das Engagement verlassen. Nach den Proben begleitete mich Wagner plaudernd bis zu meiner Türe. Der Kapellmeister klagte mir dabei sein Leid, daß er mit den Sängern und der Kapelle nicht vorwärtskomme, Herr Direktor Bethmann ein Schwächling sei, der immer Versprechungen mache, ohne sie zu halten. — Dann erzählte er mir von seinen Studien und Plänen. Wir tauschten unsere Gedanken aus, wie eben gute sächsische Landsleute, die sich in einem fremden Ort zusammenfinden, es zu tun pflegen. Wir liebten beide unser Sachsen und das brachte unsere Gedanken und Gefühle näher. So kam's! So fanden wir uns“, schloß sanft lächelnd Frau Wagner die Erzählung von der ersten Begegnung mit ihrem nachmaligen Gatten.

Sechs Wochen nach seinem ersten Besuch bei der Künstlerin im Auftrage der Direktion hatte sich Richard Wagner mit der ersten Liebhaberin Minna Planer, dritte Tochter des Mechanikers Gotthilf Planer zu Dresden, verlobt. Diese Verlobung zeigte Richard Wagner seinem Bruder Albert in einem Brief, datiert vom 4. Januar 1835, mit den Worten an, daß Minna Planer das einzige weibliche Wesen sei, daß ihm bis jetzt auf der Welt Interesse eingeflößt — der er von Herzen zugetan sei und die „ich höchst wahrscheinlich zu meiner Frau machen werde, wenn sie mich nämlich will, was ich noch nicht weiß, denn Minna gab mir noch keine bindende Antwort.“

Albert Wagner antwortete sofort: „Ich und meine Frau waren entsetzt über die Ankündigung deiner beabsichtigten Heirat. In Würzburg spricht man heute noch über deine Liaison mit Fräulein

Lorezza Castoni, welche nach dem Intermezzo, während der Vorstellung von ‚Zampa‘ Entlassung verlangte und ohne Zögern erhielt, und kaum sind einige Monate verfloßen, kündigst du uns eine neue und, wie es scheint, eine ernste Liebe zu Fräulein Minna Planer mit einer Heirat im Hintergrunde an. Man heiratet doch nicht in deinem Alter ohne Position im Leben. Man lebt nicht von Liebe in unserer praktischen Welt. Überlege es dir dreifach, ehe du den Schritt zum Altar mit Fräulein Planer wagst.“ — Als Nachwort findet sich folgende Stelle in dem Brief Alberts an Richard: „Hedwigs Gatte war dieser Tage in Geschäften aus Paris in Würzburg. Er sprach voll Entzücken von Hedwig und dem jungen Eheglück. — Beide haben sich in Paris eingelebt. Vater Sommer lebt bei ihnen. Georg, Franziska Sommer und die anderen Geschwister sind im Engagement in Dresden, Königsberg usw. — Also nochmal, lieber Richard, lebe und liebe dich aus, wenn es sein muß und dich dein Inneres dazu treibt — aber heirate nicht in deinen Jahren.“

Ähnliche Warnungen vor einer Heirat kamen Richard von seiner Mutter, Rosalia und den anderen Geschwistern zu.

Richard antwortete seinem Bruder Albert: „Mancher glaubt, für das Leben einen Maßstab zu haben und mißt es mit der Elle. — Ich bin kein Freund dieser Art Lebensmessung. Auch deine Warnungen schrecken mich nicht vor dem Schritt fürs Leben zurück. Ich liebe Minna wahr und aufrichtig, ich fühle es jede Stunde mehr, und ich werde mein dem Mädchen gegebenes Wort bestimmt halten, ohne Rücksicht auf eure Warnungen. Du und Rosalie und Doktor Marbach, ihr glaubt eine höhere Welt an Euch zu haben, weil ihr aus eurem Dachfenster über die rauchenden Schornsteine der Stadt blickt und kalkuliert, wie viel Holz dabei verbrannt

wird. Ich halte mein Wort, das ich Minna gab, mag es kommen wie da will.“

Daß es Richard nicht leicht wurde, das Herz der Schauspielerin zu erobern, geht aus verschiedenen Mittheilungen, namentlich aus einem Brief an Minna Planer hervor. Als der junge Kapellmeister, den Minna als Kollegen und Landsmann freundlich aufnahm, stürmischer wurde, bat ihn diese plötzlich, seine Besuche einzustellen. Wenige Tage blieb Richard ihrer Wohnung fern, dann erhielt Minna folgende Zeilen:

„Hochgeschätztes Fräulein Planer!

Ich fürchte, daß ich von Ihnen mißverstanden worden. Da Sie mir eine mündliche Aussprache nicht mehr gönnen, so muß ich die Aufklärung auf diesem Wege suchen, denn Ihre Zeichen der Gleichgültigkeit ertrage ich nicht ferner. Ich werde sofort die Stadt verlassen, wenn Sie nicht dulden, daß ich Ihnen sage, wie ich leide. Ich muß annehmen, daß das, was ich Ihnen bei unserem letzten Zusammensein sagen wollte, von Ihnen auch in dem gleichen Maße verstanden wurde. Ich schilderte Ihnen das Übermaß einer Leidenschaft, von deren Stärke Sie keinen Begriff haben, und Sie ließen mich reden; ich drückte Ihre Hand an mein Herz, und Sie ließen mich gewähren. Was sollte ich glauben? Daß Ihnen Herr Frenmüller, welcher mit mir zugleich in Würzburg engagiert war, mein Abenteuer mit der Tänzerin erzählte, und Sie mein Benehmen und der Schwur der Italienerin sich zu rächen, entsetzte, hat man mir mitgeteilt. Ich leugne keinen Augenblick, da Sie es doch wissen, zu Lorezza in Beziehungen gestanden zu haben, auch, daß ich die infame Theaterintrigue, welche die Italienerin gegen eine Jugendfreundin inszenierte, mit einem Schlage vernichtete, dürfen Sie einem ehrlichen Kollegen nicht schwer anrechnen. Ich bereute

die Tat, welche einem ehrlichen Herzen entsprang, keineswegs. Die Rache einer Lorezza Castoni fürchte ich nicht . . . Noch eins! Ich glaubte zu bemerken, wie Ihr Auge, das Bild des reinen Himmels über uns, sich mit zärtlicher Besorgnis zu jemandem hinwandte, den ich nicht nennen will. Es schien, als ob . . . Nein, niemals vermöchte ich es auszusprechen . . . O, wenn ich hoffen dürfte, wenn noch niemand Ihr Herz berührt, o Teure! die so erhaben über anderen Frauen dasteht. Ich beschwöre Sie: haben Sie Mitleid mit meinen Qualen, würdigen Sie mich eines Wortes, eines kalten Wortes nur! und meine Liebe wird es mir schon deuten. Aber ach! wenn . . . o, dann bleiben Sie stumm! Ja, lassen Sie durch einen dritten mir sagen, daß Sie mir nichts zu sagen haben.“

Richard Wagner berührte hier das Gerücht, wonach ein Baron Deinel sich um die Hand der schönen Schauspielerin Minna Planer bewarb. Das Gerücht log damals ausnahmsweise gerade nicht, aber Minna reichte Richard nach einer Aussprache, nachdem er ihr sein Wort gab, sie vor Ablauf des Jahres als seine Gattin heimzuführen, die Hand zum Bunde fürs Leben.

Zwei Herzen hatten sich in inniger Liebe gefunden.

„Wenn es eine wirkliche Liebe gibt, dann empfindet sie diese Frau für Richard!“ sagte Heinrich Laube, als er später Minna an der Seite Wagners kennen lernte.

Minna hatte sich der berausenden Empfindung gänzlich hingegeben, und beide hatten in dem durch diese Empfindung entstandenen zärtlichen Verhältnisse eine fortwährende Geistesnahrung für die Stunden, welche der Dienst im Theater übrig ließ, gefunden. Vorläufig lebte Richard nur für Minna und kämpfte mit seiner Familie um ihren Besitz. Die Wohnung Minnas war seine Welt, und beide

hatten ihre Seele und ihre Liebe wie in eine Verpuppung eingehüllt. Das Herz ist so reich und dem Glück, das man in der Liebe findet, so leicht zugänglich — namentlich im Künstlerleben. Richard fand die in Minnas Wohnung zugebrachten Stunden entzückend. Und diesen traulichen Stunden dankt die Welt eine große Anzahl von Richard Wagners Werken. Die Biographen und Erklärer jeder Note des großen Komponisten erzählen der gläubigen Welt, daß Richard Wagner durch den geänderten Schluß der Oper „Die Feen“ auf die Idee der Undinen- und Melusinenmärchen kam, die auch die Liebe eines sterblichen Mannes zu einem übernatürlichen Wesen, nur mit tragischem Ausgange, zum Gegenstande haben. Der Zug, daß wahre Liebe auf unbedingtem Glauben und unbeirrtem Vertrauen auf den geliebten Gegenstand beruhen, kehrt auch in „Lohengrin“ wieder. Durch die Abänderung des Schlusses also soll Richard Wagner in seiner Behandlung, bloß von seinem künstlerischen Bedürfnisse geleitet, unbewußt auf eine allerälteste Version der einschlägigen Märchen- und Sagenstoffe, auf den altindischen Mythos von der Liebe des sterblichen Pururavas zur himmlischen Nymphe Urvasi, die er verliert und durch Bußübungen wiedergewinnt, so aber, daß nicht sie sein sterbliches Weib, sondern er selbst eine der göttlichen Gandharven wird, gekommen sein? Er soll durch die neue Schlußwendung in den „Feen“ die ethische Bedeutung der Befreiung von der Welt der Sinnlichkeit und Gewinnung des Ewigen durch die Macht der Liebe erkannt und für die ferneren Werke im Auge behalten haben. Das alles wurde hübsch der Welt erzählt, aber nie ist mitgeteilt worden, wie gerade die Stoffe zu Lohengrin, Rienzi, Tannhäuser, der Ring der Nibelungen usw. Wagner zu Gesicht kamen. Was wir davon mitteilen, ist durch Tatzeugen wiederholt bestätigt, also — unanfechtbar. Diese Tatsachen

waren zweifellos auch anderen bekannt geworden, aber man vermied, einer Frau den Ruhm zu gönnen, den unsterblichen Komponisten auf den Pfad zum Ruhm geleitet zu haben. — Aber hell strahlt dennoch jeder Stein der Ruhmestkrone Richard Wagners auf — auch wenn wir durch unanfechtbare Zeugen und Beweise dartun werden, daß den gemeinsam mit Minna verlebten Stunden und den eigentümlichen Verhältnissen im Magdeburger Theater die Entstehung der größten Werke des Komponisten der Grundidee nach zu danken sind. Will man Wagner und sein Wirken als eine bloße Erscheinung auffassen, die von der Zeitwelle zufällig emporgehoben und getragen wurde, dann ist es auch notwendig, den Zusammenhang des Künstlers mit seinem Liebesleben, das ihn zu Taten aneiferte, kennen zu lernen.

Zur Zeit seines Magdeburger Engagements machte es Richard Wagner Freude, die zur Aufführung eingereichten Stücke zu lesen und mit Bemerkungen über die Aufführbarkeit zu versehen. Es geschah dies auch zum Teil um zu prüfen, ob in den eingereichten Stücken, für seine, von ihm über alles geliebte Braut, Minna Planer, eine dankbare Rolle sei. Wer die Bücher in der Bethmannschen Bibliothek, die einige Wandlungen durchgemacht, aber zum Teil noch unter der späteren Direktion des Direktor Nowak in Magdeburg in dessen und in der Theodor Ascheschen Bibliothek zu finden waren, gesehen, die heiteren burschikosen Bemerkungen auf den Theatermanuskripten von Richard Wagners Hand gelesen, wird den Humor des Verfassers der „Tetralogie“ mit Ergötzen bewundern. Wagner übte bei Bethmann also nicht nur das Amt eines ersten Kapellmeisters, sondern aus Passion mit Wilhelm Schmale das Amt eines Dramaturgen.

Auf einer Zauberposse von Gleich: „Der lustige Friß“ benamft, drückte Wagner sein Urteil in folgen-

erflehen. Die schöne, unschuldige Isabella weiß die Gründe, die ihren Bruder entlasten sollen, demselben mit so hinreißender Wärme vorzutragen, daß der gestrenge Sittenrichter, ein böser, eigenmächtiger Statthalter, von heftiger Leidenschaft ergriffen, Begnadigung zusagt, freilich um den Preis ihrer Liebe. Shakespeare läßt den Fürsten zurückkehren, der heimlich alles beobachtet hat und nun die Konflikte beseitigt. Wagner bedarf hierzu des Fürsten nicht — er löst den lustig geschürzten dramatischen Knoten durch eine — Revolution. Der Schauplatz der Begebenheiten ist aus gutem Grunde nach dem heißen, leidenschaftlichen Süden, nach Sizilien, verlegt. Wagner schildert den Statthalter als einen übermäßig sittenstrengen Deutschen, der es sich beikommen läßt, den Karneval verbieten zu wollen. Ein junger Sizilianer facht die Funken der Unzufriedenheit durch aufreizende Reden zur hellen Flamme des Aufruhrs an. Haß gegen den pedantischen Statthalter und Liebe zur schönen Isabella, das sind die Triebfedern seiner aufwiegelnnden Tätigkeit. Es ist ihm blutiger Ernst:

Wer sich nicht freut im Karneval,
Dem stoßt das Messer in die Brust!

so heißt es in dem Karnevalsliede der Oper.

Der Statthalter hat sich durch Isabellas Überredungskunst bestimmen lassen, an den Maskeraden des Karnevals teilzunehmen. Er wird entdeckt und in allen Tonarten grausam verhöhnt. Der Bruder erlangt die Freiheit, Isabella entsagt dem Kloster und reicht ihrem geliebten Luzio, dem zungenfertigen Revolutionär, die Hand. In voller Maskenprozession ziehen alle dem Fürsten entgegen.

Als bei der Aufführung Isabella auftrat und mit Wärme — eine der schönsten Stellen der Oper — die Gründe der Entschuldigung schildert, bemerkte sie neben sich einen Statisten von häß-

lichster Gestalt. Richard Wagner hatte einer Sängerin Fräulein Limbach auf einer Probe für einige Unaufmerksamkeiten etliche harte Worte zugerufen. Um seine Braut Fräulein Limbach zu rächen, hatte der Schauspieler Bender einen Statisten, welcher einen Bürger darstellen sollte, wie eine Vogelscheuche kostümiert und die Fraze eines Pavians angeschminkt, so daß das Publikum fortwährend lachte.

Isabella, ganz trostlos, flüstert während einer Pause den neben ihr stehenden Choristen zu: „Um Gotteswillen, was ist denn das für ein Mensch neben mir? Schaffen Sie ihn doch fort, er schneidet ja fortwährend fürchterliche Grimassen!“

Wagner sah vom Dirigentenpult die Angstbewegungen Isabellas, bemerkt zugleich den grinsenden Statisten und rief leise dem Inspizienten, welcher als Chorführer auf der Bühne stand, zu: „Werfen Sie doch den Kerl von der Bühn, er stört!“

In diesem Augenblicke setzte Isabella ein und sang, gegen die Rampe vortretend, eine feurige Stelle. Der Mann mit dem Paviangesicht glaubte ebenfalls vortreten zu müssen und stellte sich wieder dicht neben die singende Isabella und lächelte, wie Bender ihm dies gelehrt, die Sängerin zum Gaudium des Publikums freudestrahlend an. Isabella drehte sich erschreckt um, während der immer dirigierende Wagner dem Statisten zuschrie: „Sie, wenn Sie jetzt nicht sofort nach rückwärts gehen, werfe ich Ihnen den Taktstock an den Kopf!“

Nun kam ein zartes Piano im Orchester. Diese Ruhe benützte der Statist und rief Wagner laut und gemächlich zu:

„Nee, mein guter Herr Wagner, das darf ich nicht. Der Herr Bender hat gesagt, ich muß vorne stehenbleiben, bis der Herr Freymüller auftritt. Sehen Sie, jetzt kommt der Herr Freymüller, und nun gehe ich!“

Sagt's und ging mit großen Schritten, vom Gelächter des Publikums begleitet, ab.

Das Hauptpersonal der Oper leuchtete im Nichtkönnen seines Partes glänzend hervor. Der erste Tenor Frennmüller, der den jungen, leichtsinnigen Edelmann Lucio sang, hatte vor der Vorstellung mit einigen Freunden gekneipt, war etwas angeheitert und hatte es zudem für gut befunden, einen Hut mit riesigem flatternden Federbusch aufzusetzen. So oft nun Frennmüller sich bewegte, flatterten die Federn auf seinem Hut wie ein Windmühlenflügel hin und her, was immer eine gewisse Heiterkeit im Publikum hervorrief. Zudem konnte er weder den Text, viel weniger die Musik seiner Partie genügend auswendig. Als Frennmüller die ersten Worte sang, ließ ihn schon das Gedächtnis im Stich. Wagner soufflierte ihm vom Dirigentenpulte aus:

„Das Leben zu genießen,
ist Lust und Freud.“

Frennmüller horchte und sang:

„Im Leben zu genießen,
ist Lust und Geseheit!“

Wütend schrie Wagner hinauf: „Sie sind ein Rhinoceros und besoffen, Herr Frennmüller!“

Lächelnd trat Frennmüller, während der Chor sang, vor und rief Wagner zu: „Der Schein trügt oft, lieber Kapellmeister!“

Das Publikum begann wieder zu lachen.

Der Bass, „Buffo“, welcher den Chef der Sbirren darstellte, deckte seine Unkenntnis durch die dümmsten Späße; kurz, es war eine des Magdeburger Stadttheaters unwürdige Aufführung, ja, Richard Wagner sah sich veranlaßt, am Dirigentenpulte Stellen, welche der Sänger ausließ, laut selbst zu singen und fortwährend den Mitwirkenden laut zu soufflieren. Dabei fiel folgende komische Episode vor. Lucio hatte ein hübsches, ganz im italienischen

Stil geschriebenes Karnevalslied zu singen, dessen Refrain lautete:

„Wer sich nicht freut an unsrer Lust,
Dem stoßt das Messer in die Brust.“

Am Abend sang nun Freund Freymüller, der ohnehin mit einem sehr schwachen Gedächtnis behaftet war und noch auf der letzten Probe mit den Noten in der Hand probierte, statt des obigen Textes, welchen er vom Souffleur nicht verstand — folgenden drastischen Refrain:

„Wer nicht lacht an unsrer Brust,
Der hat dazu auch keine Lust!“

Verzweifelt soufflierte ihm Wagner vom Dirigentenpulte aus zu: „Freut — freut — freut — an unsrer Lust, dem stoßt das Messer in die Brust.“

Aber Luzio hörte nicht und sang unerschrocken seine zweite Strophe, aber statt des richtigen Refrains abermals:

„Wer sich nicht freut an unsrer Lust,
Der hat dazu auch keine Lust!“

„Messer — Messer — Messer! Stoßt das Messer in die Brust!“ soufflierte Wagner immerwährend, aber der Tenor wollte durchaus nicht ans Messer; er machte sich kühn seine Verse selbst und verschmähte mit Konsequenz den Text Wagners. So ging es während der ganzen Aufführung der Oper. Das Publikum wurde aus der Handlung durchaus nicht klug, da Textbücher nicht gedruckt wurden. Aber trotzdem wurden die Schönheiten einzelner Nummern der Oper anerkannt und nach den ersten zwei Akten lebhaft applaudiert.

Nun kam eine Schreckenszene. In der Oper hatte Claudio, den Herr Schreiber sang, den leichtsinnigen Edelmann, der von dem Tenor Freymüller dargestellt wurde, anzufassen und zu schütteln. Schon in der Probe flüsterte Krug immer Wagner zu, daß es sicherlich ein Unglück gäbe, wenn der stets

auf Freymüller eifersüchtige Schreiber denselben unter seine Fäuste bekäme.

„Aber die beiden werden doch so viel Rücksicht gegen das Publikum haben und sich anderswo als auf der Bühne balgen“, sagte Wagner und änderte durchaus nicht, wie ihm auch Minna riet, die Szene.

Schon im ersten Akt umkreiste Herr Schreiber immer seinen Kollegen Freymüller, weil dieser seine Geliebte, Fräulein Pollert, hinter den Kulissen in den Baden kniff. Krug stellte sich schnell zwischen beide, um einen Konflikt zu verhindern. Im dritten Akt kam die verhängnisvolle Szene. Freymüller sollte auftreten und hinter ihm Schreiber. Plötzlich flog Freymüller auf die Szene hinaus und man sah nur noch den Fuß Schreibers, der ihm auf jenen Teil des Körpers, der sonst zum Sitzen dient, einen Tritt versetzte. Hinter ihm kam sein Hut mit dem großen Federbusch geflogen. Von diesem Augenblick an war die Heiterkeit im Publikum permanent, und unter Lachen senkte sich der Vorhang.

Trotz dieser gewaltsam herbeigeführten Niederlage erkannte das Publikum aber doch „einzelne“ Schönheiten an, die den Berichterstatter Dr. M. G. zu dem Geständnis veranlaßten: „Es klingt alles in dem Liebesverbot, es ist Musik und Melodie, was wir bei unserer deutschen Oper jetzt so ziemlich suchen müssen.“

Die zweite Aufführung der Oper unterblieb. Der Sänger des Claudio hatte den zweiten Tenoristen kurz vor der Vorstellung hinter den Kulissen derart geschlagen, daß er mit hochgeschwollener Wade blutend vom Schauplatz getragen werden mußte, während eine andere Darstellerin von einer Kollegin bei dieser allgemeinen Schlägerei im Gesicht zerkratzt wurde. — Ein Versuch Wagners, die feindlichen Parteien hinter den Kulissen zu trennen, endete beinahe verhängnisvoll für ihn. Das war das Ende von Richard Wagners Dirigententätigkeit, des ersten Engagements, am Magdeburger Stadttheater. —

Als Richard Wagner mit Fräulein Minna Planer um Ostern 1836 Magdeburg ohne Aussicht auf Engagement verließen, hatten sie ein Herz voll Liebe, ein riesiges Vertrauen auf die Zukunft, zwei Koffer voll Noten angefangener Dramen, eine fast fertige Novelle: „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“ und sechszehn Taler bar.

Am 24. November 1836 wurde das Paar in der Tregheimer Kirche getraut. — Eine nüchterne, kleine, armselige Trauung. — Aber was kümmerte das die Neuvermählten: sie fühlten sich glücklich. Kummer war vom Tage der Trauung an treuester Begleiter und die Sorge täglicher Gast im Hause des Herrn Kapellmeisters Wagner im neuen Engagement in Königsberg in Preußen. Mehr als je aber, als Wagner nach Ablauf der Königsberger Theater Saison nach Riga ging und seiner Frau, die eine ausgezeichnete Künstlerin war, aus Eifersucht nicht mehr erlaubte, die Bühne zu betreten. Wagner war nicht nur auf die männlichen Theatergäste, sondern auch auf sämtliche Kollegen seiner Frau eifersüchtig. Er konnte in Fällen, wo Minnas Schönheit den Blick eines Mannes auf sich zog, von unsagbarer Hestigkeit werden. So wollte Wagner nicht gestatten, daß der erste Liebhaber auf der Bühne seine Frau, trotz Vorschrift des Dichters, heftig an sich drückte und küßte. „Sollte Herr Werner“, schrieb Wagner an Direktor Holtei, „es nochmals wagen, meine Frau auf der Bühne an sich zu drücken und mit seinem breiten Mund den Wangen meiner Frau nahezu kommen, so werde ich ihm einen Denktettel verabreichen, daß ihm zum zweitenmale die Lust zu solchen Exkursionen vergehen wird. Schaffen Sie die schmutzigen Unarten bei Ihrem Theater ab, sie ekeln mich an. Mit diesen Gefühlen ich zeichne als

Ihr ergebenener
Richard Wagner.“

Da Herr Direktor Holtei sich den in Wagners Brief angeschlagenen Ton verbat — ließ Wagner

seine Frau nicht mehr die Bühne betreten. Wagners Gage mußte daher für die Bedürfnisse des Haushaltes ausreichen. Wagner lebte damals nur für seine Frau und nur diese wußte den aufbrausenden Feuerkopf zu lenken und in ruhige, vernünftige Bahnen zu bringen, da sie ja ihren Mann ebenfalls abgöttisch liebte. Die Liebe zu seiner Frau trieb Wagner zum Schaffen an, denn er wollte seiner Minna eine glänzende Existenz bieten. Frau Wagner war von dem Augenblick an, als sie nicht mehr die Bühne betrat, ganz Hausfrau und hielt auf Ordnung und Sparsamkeit; sie hatte aus dem Komödiantenleben die Tugend der Entbehrung in die Ehe gebracht, und da sie den Pfennig zu schätzen wußte, so hütete sie ihn sorgsam. Aber sie darbt lieber selbst, als daß sie ihrem Mann Kummer um die täglichen Bedürfnisse für das Haus bereitet hätte.

In Riga hat Frau Minna Wagner, um die Bedürfnisse des Hauses decken zu können und damit es ihrem Manne, der damals seine zweite Oper „Rienzi“ komponierte, ja an nichts fehle, ihre Kostüme verpfändet. Diese sind von Wagner aus Mangel an Geld überhaupt nicht mehr eingelöst worden und wurden später amtlich verkauft.

In Riga leitete damals der Dichter Karl von Holtei die Bühne. Dieser schilderte Wagner und seine Frau in kurzen, drastischen Worten. „Mein Herr Kapellmeister macht mich, mein Personal und sich selbst mit seinen endlosen Proben tot. Die einzige, die nach ihrer Saison am Leben bleibt, ist seine Frau, aber nur um ihren Richard sich mit den Fingern auszugraben und wieder lebendig zu küssen. Eines Tages erklärte mir Wagner plötzlich, daß er künftig seine Frau die Bühne nicht wieder betreten lasse, da er die Theaterintrigen, überhaupt das Theatervolk hasse. Auf meine bescheidene Antwort, daß seine Frau doch mit kontraktlich engagiert sei, entgegnete Wagner: „Ganz richtig. Aber ich will meine Frau an den Abenden, an welchen ich nicht

dirigiere, bei mir zu Hause und nicht im Theater haben, wohin ich nicht gehe, wenn mich nicht die Pflicht ruft. Im übrigen pfeife ich auf den Vertrag — wenn er mir meine Ehe stört, Herr Direktor.“ Nach diesen Worten drehte mir Herr Wagner den Rücken und ließ mich verblüfft stehen. Da Frau Wagner eine sehr gute Schauspielerin und in Riga beliebt war, kam ich in die größte Verlegenheit; aber ich konnte nichts machen. Mit Herrn Wagner war nicht gut zu sprechen, er duldete keinen Widerspruch, was er wollte, mußte geschehen. Mein Herr Kapellmeister hatte nur für drei Dinge Freude auf der Welt: Für die Musik, für seine Minna, und mich zu schikanieren, wenn ich nicht dulden wollte, daß er zehn Stunden die Mitglieder auf den Proben hielt. Wenn es Herrn Wagner nicht paßte, ließ er meinen Theaterdiener überhaupt nicht in das Haus, das er außerhalb der Stadt (jetzt trägt das Haus die Nummer 9 in der Alexanderstraße) bewohnte. Dort lebte der Kapellmeister, seine Frau, deren Schwester, die Sängerin Therese Planer, der Violoncellist des Theaterorchesters, Karl von Lukau, der Bassist Günther, welcher Therese Planer heiraten sollte, und ein musikalisch gebildeter Kaufmann, namens Damböck, der längere Zeit in Leipzig war und Richard Wagner und Frau später, als sie Riga verlassen sollten und dazu keine Mittel hatten, sehr behilflich war. Gegen Schluß der Saison reifte in Wagner der Stoff zu seinem „Fliegenden Holländer“, und nach Ablauf des Vertrages wollte er mit seiner Frau eine Seereise auf einem Segelschiff nach London machen, dann nach Paris gehen, um dort eine Bühne für „Rienzi“ zu suchen. Alle suchten Wagner diesen Plan, wozu ihm Mittel zu leben und Bekanntschaft mit den Verhältnissen in Paris fehlten, auszureden — nur Minna nicht! Sie vertraute mit ihm auf „Glück und Stern!“

Zweiter Teil.



Inhalt-Verzeichnis



1. Kapitel: Eine Begegnung.
2. „ Intermezzo.
3. „ Hungernd zu Paris.
4. „ Neue Enttäuschungen.
5. „ Richard Wagner in der Heimat.
6. „ Der Barrikadenheld.
7. „ Die Gräfin von Tscheschew.
8. „ Unerreichte Ideale.
9. „ Goldene Fesseln.



1. Kapitel

Eine Begegnung.

Als das Engagement in Riga zu Ende war, hatte das junge Paar ganze acht Rubel im Vermögen, dazu eine Anzahl Gläubiger, die auf Bezahlung der Schulden des Herrn Kapellmeisters warteten. Frau Wagner verkaufte nun den Rest ihrer Garderobe bis auf ein paar armselige Kleider, um den Betrag für die Reise zur See, die sich Richard wünschte, um für seinen „Fliegenden Holländer“ Eindrücke zu sammeln, aufzubringen. Da der Betrag, den sie für ihre Kleider erhielt, nicht genügte, so übernahm sie es, wie ihre Schwester Therese erzählte, bei Bekannten und Freunden Anlehen zu kontrahieren, um Richard die so sehnlichst gewünschte Seereise zu ermöglichen.

Wagner war von Alexander Solling, welcher sich mit Hedwig, seiner Gattin, in dem Seebad Boulogne-sur-mer befand, zu einem Besuche eingeladen worden. In Boulogne-sur-mer befand sich auch der berühmte Komponist Giacomo Meyerbeer. Diesen wollte er, mit Empfehlungen von Dorn und Diongo Weber versehen, aufsuchen.

Endlich war von Minna eine kleine Summe aufgebracht worden, und Wagner und seine Frau reisten nach Königsberg zu Besuche bei einigen Freunden, in Wahrheit aber, um auch da Geld zu borgen.

Von Königsberg ging die Reise nach Pillau. Dort bestiegen Richard und Minna das Segelschiff „Braganza“, welches sie nach London bringen sollte. Minna litt unsäglich auf dieser stürmischen Meerfahrt; sie unterdrückte jedoch alle ihre Leiden, als sie Richards Freude sah, der den Tag über, auch im stürmischsten Wetter, an Bord stand, um sich mit dem Kapitän und den Matrosen über die Meeressage vom „fliegenden Holländer“ zu unterhalten und erzählen zu lassen. Allgemein behauptete man in Pillau, daß das Segelschiff „Braganza“ keineswegs zu den besten Verkehrsfahrzeugen gehörte, allein Wagner hörte nicht die Warnungen, sondern bezahlte zwei Überfahrtsbillets, weil es das nächste Schiff war, das von Pillau abging, und weil ihn der Kapitän und Eigentümer des Schiffes, eine echte Seefahrergestalt, interessierte.

Der Anfang der Fahrt war schon verhängnisvoll — es fiel, kaum als das Schiff den Hafen verlassen, ein Segel auf das Berdeck. Die Stride waren gerissen. Von diesem Augenblick an sprach das Schiffsvolk unter sich und mit den etwa dreißig Personen, welche die Reise mitmachten, von gebrochenen Masten, zerrissenen Ankerketten, zerschmetterten Schaluppen, Schiffsunfällen und Aberglauben, der bei dem Schiffsvolke eine Heimstätte hat. Wagner machte diese Erzählungen der Schiffsmärchen und Matrosenaberglauben Freude, während die anderen Reisegefährten mit klopfendem Herzen und mit sichtbarer Angst zuhörten. Ein einziger unter den Passagieren machte eine Ausnahme, einer jener fahrenden zivilisierten Zigeuner, welche unter dem Salonroß immer noch ihr Nomadenherz schlagen hören. Ein brauner Geselle, der sich mit seiner Fiedel, der er die wunderbarsten Töne zu entlocken wußte, als Zigeunervirtuose durch die Welt schlug. Einer jener Zigeunervirtuosen, die, ohne eine Note zu kennen, nach dem Gehör die schwierigsten Musikstücke auf ihrer Geige spielen. Diese

Zigeunervirtuosen waren in den dreißiger Jahren sehr beliebt. Der Reisegefährte von dem Ehepaar Wagner, Miska Bihari, kam aus Rußland, wo er Geld und Ehre eingeheimst. Er fuhr — weil er Zeit dazu hatte, mit der Braganza, wie Wagner, nach England. Auf den breiten Schultern Miskas saß ein interessanter Kopf, der wohl die Eigenschaft hatte, den Frauen das Herz höher schlagen zu machen. Ein armer Zigeuner aus dem Szolnoker Komitat, lernte er die Fiedel spielen. Von wem? Nun, von niemand. Er stahl als achtjähriger Bursche auf dem Gut des Fürsten Esterhaszi eines Tages einem dummen Schulmeister, der die Fenster in der Parterrewohnung offen ließ, seine Fiedel — natürlich neben anderen Gegenständen. Eine Fiedel hatte sich Miska schon immer gewünscht, und da die Gelegenheit günstig war, so sagte er sich: der Zufall will, daß du die Fiedel stehlen sollst, damit du wie deine Kameraden aus dem braunen, mit Saiten überspannten Holze so schöne Töne lößt. Nun, und Miska gehorchte dem Zufall. „Dann“, so erzählte Miska, „schaute er zu, wie seine Kameraden die Geige faßten, hielten, wie sie die Saiten spannten, sie oben oder unten auf und nieder drückten, je nachdem sie einen Ton aus der dummen Geige hervorlocken wollten. Dann horchte er, was seine Kameraden spielten — „und so“, erzählte er Frau Wagner, als diese ihn, nachdem das Ehepaar Miskas Bekanntschaft auf dem Schiffe machte, frug, wer ihn die Geige spielen lehrte, „so hab ich spielen gelernt, und ziehe mit meiner Fiedel durch die Welt — kreuz und quer, mein Geschick dem Zufall überlassend.“

„Warum gingen Sie aus der Heimat fort? Lieben Sie Ihr Vaterland nicht?“

Miska schüttelte den Kopf und erwiderte lebhaft: „Der Ungar vergißt sein Vaterland nicht — aber als man mir in Budapest sagte, daß ich meine Fiedel besser spiele als der Primas und daß ich mich

mit dieser vor aller Welt hören lassen kann — na — da ging ich eben in die Welt. O, es ist mir im Anfang sehr schlecht gegangen, der Zufall war mir ungünstig — überall — überall.“

„Der Zufall?“

„Nun ja, der Zufall, was sonst,, gnädige Frau!“

Miska war, wie die meisten Zigeuner, wenn sie einmal der Pušta den Rücken gekehrt, Atheist, aber auch in allem und in einem Grade, der wohl nie übertroffen wird. Die bekanntesten Gottesleugner waren neben Bihari wahre Heilige. Miska spielte die Geige meisterhaft, mit einer Anmut, Milde, mit einem Worte, mit einem Gefühle, welches das Herz erhob und bis zu Tränen rührte. Wenn Miska Gott leugnete, so bezeugte er sein Dasein durch seine Fiedel, seine Kunst glaubte für ihn. Statt die Seele im Herzen zu haben, übertrug er sie auf die Saiten seiner Geige, sie entfloß mit seiner Kunst.

An diesem Abend spiegelte das Meer die schönsten Dinge: rosige Wolken, Feuergürtel, Heere von Sternen und alle möglichen Blumenschattierungen.

„Nun, Miska“, sagte Wagner, den das Naturschauspiel auf dem Meere immer mehr interessierte, „fühlen Sie nichts?“

„Ich fühle“, antwortete er, „den Geruch des Teeres und des Meeres, und das ist gerade nichts Angenehmes.“

„Aber die herrliche untergehende Sonne!“

„Ich möchte an ihrem Platze sein, um bis morgen schlafen zu können.“

„Aber die aufgehenden Sterne?“

„Die Sterne gehen nie auf, sie sind immer an dem gleichen Platze am Himmel.“

„Aber die schönen Wolken?“

„Diese schönen Wolken versprechen uns schlimmes Wetter für heute Nacht, das ist alles. Diese schöne weißgelbe Wolke bringt Hagel; diese anmutige azuriierte Wolke eine Wasserhose, diese prächtige grüne

Wolke einen Sturm, der uns wie Nußschalen auf den Fluten tanzen lassen wird.“

„Sie prophezeien ja schöne Dinge“, entgegnete Frau Wagner nicht ohne ängstliches Gefühl.

„Sie haben meiner Frau Angst gemacht, verbessern Sie Ihren Fehler, indem Sie uns ein Stück auf Ihrem Instrument vorspielen.“

Miska holte die Geige und improvisierte mitten in der schweigenden Nacht ein Stück. Mit unglaublicher Geschicklichkeit verschmolz er Nationallieder, deren Andenken nie erlischt, in eine einzige Arie, und komponierte sofort eine Melodie, welche die Reisegefährten so entzückte, daß Vergnügen und Enthusiasmus sie beinahe überwältigte. Viele betrachteten ihn zuerst gerührt, eine glückliche Trauer beklemmte die Herzen, einige umfaßten sich und ließen ihren Tränen freien Lauf.

Entfernt vom Vaterlande, mitten im weiten Ozean sahen sie plötzlich ihre Felder, Häuser, Freunde, Schwestern und diejenigen wieder, welche sie mehr liebten als ihre Schwestern und Felder. Mit dieser Geige sang und lachte Miska, sprach ungarisch, deutsch, russisch, italienisch, seufzte, weinte, tanzte und enthüllte Vergangenheit und Zukunft; er machte den russischen Kleinbürger, den venetianischen Gondolier, den ungarischen Schäfer, den deutschen Soldaten, er war mit einem Worte wunderbar. Als er geendigt hatte, war unter den Passagieren nur eine Bewegung, nur ein Ruf. Frau Wagner näherte sich ihm und sagte:

„Nun, Miska, Sie sagten vorhin, es sei alles im Leben Zufall. Wenn Sie so herrliche Töne Ihrer Geige entlocken, die an Liebe und Gott mahnen, glauben Sie während des Spieles nicht an diesen?“

„Laßt mich doch ruhig“, antwortete er, „und gebt mir eine Zigarre.“

„Aber, verdammter Bursche“, sagte Wagner,

„es ist Gott, welcher dir die Töne eingegeben hat, womit du uns bis ins Innerste rührtest.“

„Ganz und gar nicht, das ist nicht Gott, sondern der Zufall, der mich auf die Welt als Zigeuner geworfen. Warum bin ich Zigeuner, nicht Graf, nicht Fürst? Wäre ich Graf, hätte ich nicht die Fiedel gestohlen, um andere damit zu erfreuen.“

„Gott wird Sie einst strafen, weil Sie ihn verleugnen“, bemerkte Minna. „Ein Mann, der seinem Instrument so herrliche, poesievolle Töne entlockt, darf nicht so sprechen.“

„Was heißt Poesie, gnädige Frau? Jeder nennt die Schönheiten der Welt anders. Sie nennen sie Poesie — wir auf der Pušta nennen sie — wie soll ich sagen — na — weiß ich nicht zu finden den Ausdruck. Aber der liebe Gott ist es nicht. Kann es nicht sein, denn wie könnte er sonst dulden, daß die großen Herren uns Zigeuner nicht wollen ziehen lassen, wohin es uns treibt? Und es treibt uns immer fort, wir müssen wandern und immer wandern, nur weil wir müssen — warum schlägt man den Zigeuner, sperrt ihn ein, wo er doch nur vollführt, was er muß — wandern — immer wandern.“

„Daß Sie es wagen, so von der Poesie zu sprechen, hat wenig zu bedeuten, aber sich so über den Herrn der Welt auszudrücken, dessen Barmherzigkeit anzurufen wir nie so sehr bedurften . . . als bei einer Fahrt auf dem Meere.“

„Rufen Sie ihn an, gnädige Frau, rufen Sie ihn immer an und erwarten Sie seine Antwort durch die Post. Wägen Sie seine Ungerechtigkeit, wenn er anders existiert: ein Kind wird kaum geboren und getauft, eine Stunde nachher tötet er es und läßt leben mich, einen Zigeuner, einen Atheisten, in seinen Augen der abscheulichste Verbrecher.“

„Ohne Zweifel hat er verborgene Absichten.“

Miska lachte und zeigte seine blendend weißen Zähne.

„Gewiß, gnädige Frau — Gott hat immer Absichten — mit solchen Schlußfolgerungen rechtfertigt man alles: Pest, Hungersnot und Schiffbrüche.“

„Sprechen Sie nicht von Schiffbrüchen!“ rief Wagner. „Sie ängstigen schon mit dem Gedanken meine Frau zu Tode!“

Mittlerweile hat ein frischer Wind eingesezt.

Die Oberbramssegel traten in Tätigkeit und der Kapitän ließ die Passagiere mahnen, die Kajüten aufzusuchen, da wohl ein Sturm im Anzuge sei.

Wagner brachte seine Frau in die Kajüte und beruhigte ihre Ängstlichkeit.

Nur eine halbe Stunde litt es Richard in der engen Kajüte; dann, als er die Stimme des Kapitäns das Kommando geben hörte, dreifach geraffte Marssegel einzusetzen, wußte er, daß der Wind stürmischer sei, und eilte mit Miska an Bord. Wagner wollte trotz des stürmischen Windes an Bord bleiben. Das Vorderteil der „Braganza“ durchschnitt wie eine stählerne Schere den Satin pfeifend das Gewebe des Wassers. Mit dem Glockenschlag zehn übernahm der Steuermann die Wache, während der Matrose im Hinterteil des Schiffes ein echtes Seemannslied sang.

Während Wagner sich über den Bordrand neigte, um in die Tiefe der vom Mond, wenn die eilenden Wolken ihn nicht verhüllten, erleuchteten Ostsee zu blicken, rief ihm der Steuermann zu:

„Der Wind, Herr, hat sich gedreht, er kommt aus der nordwestlichen Richtung und pfeift bis Ost-Nord-Ost. — Ich fürchte, wir bekommen Sturm, wenn nicht eine Sturmflut.“

„Bei diesem Mondschein?“ frug Wagner, mehr an den Steuermann herantretend, da der Wind stark sich drehte und immer stürmischer wurde, so daß man kaum die Worte verstand.

„Eine Sturmflut“, antwortete der Steuermann, kein Auge von dem Kompaß wendend, „hat mit dem

Wechsel der Bezeichnung keinen Zusammenhang; Sturmfluten treten oft und zu allen Mondphasen auf!“

Der Steuermann hatte kaum ausgesprochen, als das Meer plötzlich anzuschwellen begann, als ob ein Vulkan es emporheben und gegen den Himmel schleudern wollte. Auch der Himmel erfuhr bald eine unerhörte Aufregung. Der Mond wurde durch schwarze Wolken verschleiert, die Sterne erbleichten, nachdem sie einen blutigen Schein geworfen, und verschwanden endlich ganz. Das Wasser wurde aschgrau und der Himmel nahm eine fahle Färbung an. Ein Matrose lief schnell dem Hinterteil des Schiffes zu, wo der Kapitän weilte, und rief Wagner und Miska zu:

„Schrecklich, schrecklich! Das wird ein Orkan, wir bekommen eine Sturmflut! Schnell hinunter — oder lassen Sie sich anbinden, sonst sind Sie verloren!“

Einige Sekunden waren kaum verflossen und ein Wirbel von vielleicht zwölf Winden auf einmal erfaßte die „Braganza“. Alles wollte auf das Berdeck, wurde jedoch zurückgehalten. Dieser erste Anstoß des Sturmes nahm einen Teil der Obersegel weg, die andere Hälfte, welche keine menschliche Gewalt einzuraffen vermochte, war durch ihren Widerstand Ursache, daß das Schiff, nachdem es sich so rasch wieder aufgerichtet, daß es beinahe zu Boden geworfen wurde, sich auf das Borderteil senkt, wie ein Pferd, dessen Knie zusammenbrechen, und bis an den Bauch im Wasser blieb. Zwei Mann der Equipage verschwanden und kamen nicht wieder zum Vorschein; man hörte nicht einmal einen Schrei von ihnen. Die anderen Matrosen machten sich mit krampfartigen Händen an die Manöver mit den Tauen, deren eines um das andere riß wie die Saiten einer Violine; sie sahen den Kapitän an und erwarteten seine Befehle.

„Klappt den Fockmast!“ rief er. „Geschwind Sägen und Äxte herbei! Klappt, klappt!“

Es schien schlecht zu gehen, denn dieses Gewaltmittel wird nur in verzweifelten Fällen angewendet und besonders, wenn ein Schiff Wasser nimmt. Das Gewaltmittel hatte einigen Erfolg; das Schiff richtete sich wieder auf, dann plötzlich tauchte es wieder unter.

„Wir sinken! Wir sinken!“ schrie ein Matrose, welcher entdeckt hatte, daß in den Schiffsraum Wasser drang.

„An die Pumpen!“ rief der Kapitän. „An die Pumpen!“

Jedermann war genötigt, sich auf den hinteren Teil des Schiffes zu flüchten, den einzigen, der sicher schien. An dieser Stelle begannen die Szenen der Angst und Verzweiflung; die Frau des Kapitäns, mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm, begab sich, kaum halb bekleidet, unter den Schutz ihres Mannes. Er faßte sie bei der Hand, ließ sie zu seinen Füßen niedersitzen, damit der Wind weniger Gewalt über sie habe, und schenkte von neuem seine ganze Aufmerksamkeit dem Schiffe, den Passagieren, der großen Familie der Schiffsmannschaft, deren Beschützer und Vater er ebenfalls war.

„Klappt den Besanmast!“ rief er tieferschütterter. „Werft ins Meer, was ihr werfen könnt, und haltet die Schaluppen und das große Boot bereit!“

„Wir sind verloren!“ sagte Wagner und hielt seine fast ohnmächtige Frau fest an sich.

Das Wasser drang schon durch die Stückpforten, der Schiffsgeistliche kniete auf dem hinteren Schiffsteile und murmelte Totengebete.

In diesem Augenblick der Todesangst und der höchsten Not brach der Wind und die Sturmflut begann sich rasch zu legen, wie es beinahe immer der Fall ist. Je heftiger ein Sturm beginnt, desto kürzer

dauert er, aber desto größer sind auch seine Verwüstungen.

Plötzlich sah alles nach einer Stelle, auf welche ein Matrose zeigte.

„Ein Schiff!“ rief er.

„Ein Schiff! Seht, ein Schiff!“

„Ein Schiff! Aber, mein Gott“, fügte Wagner hinzu, „brennt es nicht?“

„Ich fürchte“, sagte der Matrose, „aber seht doch, mit welcher Schnelle, mit welcher Wut der Wind es auf uns zutreibt. Mut! Hoffnung!“

Sonderbares und geheimnisvolles Schiff; es hat keine Segel, nicht ein einziges!

Der Wind drehte sich, und in einiger Entfernung flog das Schiff, an dessen Bord alles ausgestorben zu sein schien, vorüber. Nur eine Person wollte Matrosen an Bord unbeweglich stehen gesehen haben.

Der Tag brach an, und mit seinen ersten Strahlen verschwanden auch die letzten Spuren des Sturmes.

Auf dieser stürmischen Seefahrt nach London lernte Wagner aus dem Munde der Matrosen die Sage vom „Fliegenden Holländer“ kennen! Zwischen Sturmwolken, Wetterwolken und Felsenstrand gewann die Sage eine packende, dämonische Gewalt.

Nahezu vier Wochen dauerte die stürmische Meeresfahrt, die einen sichtlichen Eindruck auf die Phantasie Wagners machte.

Boulogne-sur-mer, im französischen Departement Pas-de-Calais gelegen, war schon Ende der dreißiger Jahre, obwohl es noch nicht die Ausstattung und den Komfort wie heute besaß, ein sehr gesuchtes elegantes Seebad. Boulogne-sur-mer würde ein irdisches Paradies sein ohne jene gemischte Gesellschaft, welche sich alljährlich des Badeortes bemächtigt. Boulogne-sur-mer ist heute leicht zu Wasser und zu Lande schön zu erreichen, was damals nicht auf so

bequeme Weise ging; trotzdem kamen sie aus aller Herren Länder da zusammen, vom eleganten Salonmann angefangen bis zum schlichten Rentier, denn es gab auch damals Leute, die jedes Jahr weniger der angegriffenen Gesundheit als der Mode, des Renommees wegen einige Wochen in irgend einem vornehmen Bad oder auf dem Lande zubringen mußten. Elegante Herren, Familienmütter, Schauspielerinnen und Welt Damen, all das kreuzt sich, vermischt sich, verleumdet sich in lächelndem Durcheinander, nirgends werden die Standesunterschiede und nationalen Gegensätze so leicht ausgeglichen wie in den Badeorten. Man begnügt sich, die Toilettenmoden der Zeit in allen Nuancen, Farben und Formen zu studieren und über die Menschen Glossen zu machen. Bei Tage sieht man sich wenig und nur am Strande, außerhalb der Bäder. Der Corso belebt sich erst gegen Abend, denn bei Tage unternehmen einzelne weite Spaziergänge, andere bleiben zu Hause; aber abends im Theater, in den Spielsälen oder auf dem Ball trifft man sich, da wird der Toilettenzauber in seiner ganzen Pracht entfaltet. Das Rauschen der Roben, die märchenhafte Schönheit der Juwelen, das Parfüm von Schönheit und Gemeinheit erregt und betäubt zugleich — Ende der dreißiger Jahre genau so wie heute.

Der damals schon gefeierte Giacomo Meyerbeer*), Komponist der Opern „Robert der Teufel“, „die Hugenotten“ usw., hielt sich alljährlich im Sommer einige Wochen in Boulogne-sur-mer auf. Wenige Stunden nach Ankunft gab Richard Wagner bereits die Empfehlungsbriefe in der Villa „Hortense“, wo Meyerbeer wohnte, ab. Wagner wollte später, in

*) Sein eigentlicher Name ist Meyer Liebmann Beer, geb. 5. Sept. 1794 in Berlin. Er hat Liebmann weggelassen, den Vornamen seines Vaters, Jakob, italienisiert angenommen, Meyer und Beer in ein Wort zusammengezogen, und so ging der berühmte Komponist unter dem Namen Giacomo Meyerbeer auf die Nachwelt über.

einer Stunde, wiederkommen, um sich bei dem Diener die Antwort zu holen, wann der „Maestro“ ihn empfangen wolle. Kaum hatte sich Wagner einige Schritte von der Villa entfernt, als ihm der Diener Meyerbeers nachgeeilt kam, um ihn im Namen seines Herrn zu bitten, zurückzukehren, der „Maestro“ erwarte ihn. Schon an der Tür der Villa trat der Komponist Wagner entgegen und reichte ihm wie einem alten Bekannten beide Hände.

„Seien Sie mir willkommen, mein junger Freund; Sie sind mir so warm empfohlen worden, daß ich es für einen Verlust ansehen würde, Ihnen nicht sofort meine Zeit zu widmen!“

Während dieser warmen Begrüßung, die Richard Wagner von dem berühmten Meister nicht erwartet und die ihn fast verlegen machte, waren beide in den Salon getreten und Meyerbeer nahm mit ihm in der offenen Veranda, die einen Ausblick auf das Meer gestattete, Platz.

„Ich muß Ihnen danken, daß Sie mich hier aufgesucht und nicht in Paris, wohin ich erst im November, wahrscheinlich aber auch erst zu Anfang des nächsten Jahres komme, da ich die Absicht habe, vorerst nach meiner Vaterstadt Berlin zu reisen, wo man meine „Hugenotten“ in Szene gehen lassen will.“

Wagner, entzückt von der Liebenswürdigkeit Meyerbeers, sagte ihm über seine Komposition Komplimente, die Meyerbeer in seiner ruhigen Art, ohne irgendwelche Überhebung zu zeigen, als Tribut hinnahm. Jubelte ihm doch damals bereits ganz Frankreich, Italien und Deutschland zu. Wagner brachte sein Anliegen vor, zuerst in Paris für seine Oper „Rienzi“ ein Theater zu suchen.

„Sehr gern werde ich Ihnen meine schwachen Kräfte zur Erreichung Ihres Zweckes widmen. Vorerst werde ich Sie an meinen Freund Doktor Veron, den Oberintendanten der Theater, ferner an Herrn Eugen Scribe und den Direktor des Renaissance-The-

aters empfehlen. Es sind verlässliche Freunde, die gewiß sich Ihnen zur Verfügung stellen werden! Wie viel Geld beziehen Sie jährlich, Herr Wagner? Haben Sie für wenigstens zehn Jahre einen passablen Jahresgehalt ausgesetzt erhalten?“

„Ich? Jahresgehalt? Wer sollte mir armem deutschen Komponisten ein Jahresgehalt aussetzen?“ entgegnete Wagner mit bitterem Humor. „Mein Vermögen besteht in einer jungen braven Frau, einem Neufundländerhund und noch zirka hundertfünfzig Franken. In wenigen Wochen werde ich keinen Sou mehr besitzen!“

„Das ist allerdings wenig“, bemerkte Meyerbeer.

„Aber ich habe eine fertige Oper „Das Liebesverbot“, zwei Akte einer neuen, „Rienzi“ genannt, beinahe fertig, und das Textbuch zu einer dritten Oper „Der fliegende Holländer“ im Kopf.“

Wagner erzählte dann von seinen Plänen und dem Durchfall seiner ersten Oper „Das Liebesverbot“.

„O, dann gratuliere ich Ihnen herzlich, junger Freund.“

„Wie, Sie gratulieren mir zum Durchfall meiner ersten Oper?“

„Gewiß; denn dann wird sie sicherlich die Kunde über alle Bühnen machen. Wissen Sie denn, daß meine Oper „Robert der Teufel“ am ersten Abend von den schrecklichsten Mißgeschicken begleitet war? Im dritten Akt fiel ein Trageisen, woran ein Duzend brennender Lampen hing, schmetternd auf das Theater herab, beinahe im selben Augenblick, wo Fräulein Dorus*) auf die Bühne tritt. Die Gläser dieser Lampen zerbrachen. Dieses Trageisen wäre beinahe Fräulein Dorus auf den Kopf gefallen; aber sie erschraß nicht, sondern trat nur einige Schritte zurück

*) Sie spielte die Alice, worin sie gegen die dreißigste Vorstellung mit Fräulein Folcon abwechselte. Nourrit hatte den Robert, Levasseur den Bertram übernommen. Madame Damoreau machte die Prinzessin Isabella.

und spielte ohne das mindeste Zeichen von Angst weiter. Nach den Szenen im dritten Akt, nach dem Chor der Dämonen, kam ein Vorhang aus der Versenkung hervor und stieg mittels zahlreicher Eisendrähte aufwärts. Mehrere dieser Drähte waren schlecht befestigt. Als der Wolkenvorhang in eine ziemlich bedeutende Höhe, ganz nahe bei den Friesen, kam, machte er sich los und fiel auf das Proscaenium. Fräulein Taglioni, die in ihrer Eigenschaft als noch nicht belebte Statue auf ihrem Grabe lag, hatte kaum noch Zeit, wieder zum Leben zu kommen, und konnte sich nur durch einen weiten Sprung vor einer schweren Verletzung schützen.

Der Direktor gab Befehl, augenblicklich den großen Vorhang herabzulassen, und bald darauf erhob er sich wieder unter dem Beifallsgeschrei des Publikums über die so originelle und so sinnreich beleuchtete Dekoration des Klosters.

Ein weit schrecklicherer Unfall ereignete sich im fünften Akte nach dem Trio, womit das Werk sich seinem Ende neigt. — Bertram sollte sich allein in eine Falltüre werfen, um ins Totenreich zurückzukehren. Mourrit dagegen, der durch die Stimme Gottes und die Bitten Mlices bekehrt worden, sollte auf der Erde bleiben, um die Prinzessin Isabella zu heiraten; aber dieser leidenschaftliche Künstler ließ sich dermaßen von der Situation hinreißen, daß er ganz kopflos dem Gott der Hölle in die Falltüre nachstürzte. Durch das ganze Theater erscholl es wie aus einem Munde: „Mourrit ist totgefallen!“ — Fräulein Dorus, die bei ihrer eigenen Gefahr ganz kalt geblieben war, trat unter lautem Schluchzen von der Bühne ab. Auf dem Theater, in der Versenkung und im Saal fanden jetzt drei ganz verschiedene Szenen statt. Das Publikum in seiner Überraschung glaubte, Robert weihe sich dem Teufel und folge ihm nach den düsteren Gestaden. Auf der Bühne hörte man nichts als Seufzer und sah nur

verzweiflungsvolle Gebärden. Im Augenblick, wo Mourrit hinabfiel, hatte man glücklicherweise die Art von Bett und die Matratzen, auf welche Herr Levasseur gefallen war, noch nicht weggenommen. Mourrit blieb daher ganz unverletzt. In der Vertiefung des Theaters ging Herr Levasseur ganz ruhig nach seiner Loge zurück.

„Was zum Teufel machen Sie hier?“ sagte er zu Mourrit, als er ihm begegnete. „Hat man etwa das Ende abgeändert?“

Mourrit fühlte einen zu starken Drang, das Publikum wieder zu beruhigen, als daß er sich mit seinem Kameraden Bertram auf ein Gespräch eingelassen hätte. Endlich konnte er wieder zum Vorschein kommen und riß Fräulein Dorus mit sich, die jetzt vor Freude weinte. Einstimmiger Jubel brach im ganzen Saale aus; der Vorhang fiel und die Verfasser wurden in wahnsinniger Begeisterung herausgerufen. — „Heute“, schloß Meyerbeer seine humoristischen, buchstäblich wahren Erlebnisse, „ist „Robert der Teufel“ trotz dieser Unfälle Repertoirestück aller Bühnen, und das gleiche wünsche ich Ihnen für Ihr „Liebesverbot“!“

Meyerbeer bat Wagner, ihm am nächsten Tage seine Frau vorzustellen, die, wie Richard beim Abschied erzählte, am Strande seiner Rückkehr harre. Zugleich ersuchte der Meister Wagner, ihm das Buch von „Rienzi“ mitzubringen, er sei gespannt auf den Flug seiner Phantasie.

Entzückt über Meyerbeers Liebenswürdigkeit kehrte Richard zu Minna, die am Strande seiner harrete, zurück. Am nächsten Tage stellte Richard Meyerbeer Minna vor und überreichte ihm das Buch von „Rienzi“ zur Durchsicht. Zwei Tage später gab Meyerbeer seinem jungen Freunde das Buch zurück und schrieb an Eugen Scribe, dem er die Durchsicht des Buches mit den Worten empfahl: „Es ist das beste Opernbuch, das überhaupt existiert.“ —

Dagegen sprach sich Meyerbeer gegen Minna sehr pessimistisch über Wagners Hoffnungen und Pläne in Paris aus. „Ich habe es meiner Geduld und einem guten Stern zu danken, daß ich in Frankreich mit meiner Musik Boden fassen konnte. Die Franzosen lieben uns Deutsche nicht, ja, sie erschrecken vor sich selbst, wenn ihnen der Deutsche unwillkürlich Achtung abgerungen.“

Wagner ließ sich durch die Worte Meyerbeers weder in seinem Mute erschüttern, noch in seinen Plänen beirren.

Der Empfang, den Richard im Hause Alexander Sollings fand, war von seiten Alexanders überaus herzlich, während Hedwig ihn mit, wie es Wagner schien, fast erzwungener Freundlichkeit willkommen hieß.

Minna fühlte sich stark ermüdet und blieb deshalb im Hotel. In Wahrheit aber hatte Richards Frau eine innerliche Antipathie gegen Wagners Bekanntschaften aus seiner Jugendzeit. Frauen sind empfindlich und vermeiden gern, in den Jugendromanen ihrer Männer zu blättern. Hedwig zog sich nach einer kühlen Begrüßung und alltäglichen Redensart bald zurück, denn sie habe noch für die Abendgesellschaft einige Anordnungen zu treffen. Richard sah Hedwig nach. „Wie vornehm die Tochter des alten Sommer aussieht, und so ganz anders wie früher“, dachte er, indem er sich ihrer feenhaften Anmut und des einschmeichelnden Klanges ihrer Worte erinnerte, als sie noch — — — — —

Alexander unterbrach Richards Gedankengang: „Sie bewundern wohl meine Frau?“

„Aufrechtig gestanden, ja. Sie erschien mir eben als das höchste Ergebnis der französischen Kultur — denn die Veränderung ist wirklich auffallend. Früher, wenn wir uns sahen, schüttelte sie mir die Hand, und in dem raschen, festen Druck lag Kraft und

Charakter — es war mir immer, als wenn Hedwig einen Abdruck der ihrigen in meiner Handfläche zurücklassen wollte, während sie heute mir die Fingerspitzen zum Gruß reichte und dann —“

„Ja, früher — früher — die Charaktere der Frauen ändern sich mit der Ehe, sagt man.“

Richard sah seinen Freund verwundert an und antwortete gedehnt: „Ja, so scheint es.“

„Nun lassen Sie uns plaudern“, sprach Solling, als sie einander im Kabinett des ersten Stockwerkes gegenüber saßen. „Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, Sie hier zu sehen. Nicht nur als alter Freund, sondern auch als Deutsche, mit dem ich nach meinem Herzen reden kann. Die Leute mögen sagen und schreiben was sie wollen, der Deutsche, der in Frankreich lebt und leben muß, bleibt trotz aller Freundlichkeit der Bewohner immer ein Fremder. Der Franzose kennt keinen Herzensbund mit Deutschen — er duldet uns — wir sind sein Nachbar — es führen uns kommerzielle Interessen zusammen, wir sind sein Partner im Spiel — aber Freundschaft für den Deutschen, so, was wir innige Herzensfreundschaft nennen, hat der Franzose für uns nicht. Ich lebe nun seit Jahren im Winter in Paris, im Sommer hier, besitze eine der größten Fabriken — aber Freunde — habe ich unter den Franzosen noch nicht gefunden.“

„Und die Deutschen in Paris? Meyerbeer sagte mir, daß sie eine stattliche Gemeinde bilden.“

„Gewiß, aber eine Gemeinde, die um die Freundschaft der Franzosen buhlt und dabei nach und nach vergift, mit den Landsleuten zu verkehren. In Paris ist jeder Deutsche zumeist auf sich und seine Verwandten oder auf die joviale Gesinnung der Franzosen im Leben und im gesellschaftlichen Verkehr angewiesen.“

„Nun, Sie, Herr Solling, haben ein freundliches Heim, sind glücklich verheiratet. Soweit ich bemerken konnte, strahlt Ihre Frau von Glück.“

„Ja, ja, meine Frau ist glücklich, ich glaube es selbst!“

„Sie sagen das mit so eigenartiger Betonung.“

Solling stand auf und schritt hastig im Zimmer auf und nieder, dann blieb er vor Richard stehen und frug: „Antworten Sie mir aufrichtig: bin ich nicht im Unrecht gewesen, als ich mich mit einer Schauspielerin verheiratete?“

Richard war auf diese Frage nicht gefaßt, als daß er sie mit ruhiger Überlegung hätte sogleich beantworten können.

„Lieber Freund, Ihre Frage kommt mir so überraschend im Augenblick, daß ich kaum darauf anders antworten kann, als daß Sie Hedwig liebten und Hedwig zweifellos Sie wieder liebt.“

„Können Sie mit ruhigem Gewissen behaupten, daß sie mich liebt?“

„Haben Sie ein Recht, mir zu erklären, daß Sie an ihrer Neigung zweifeln?“

„Ob ich ein Recht habe? Urteilen Sie selbst. — Als ich Hedwig zur Frau nahm, geschah es aus reiner Liebe. Es war mir klar, daß ich meine Frau, die unter seltsamen Verhältnissen aufgewachsen war, mir erst werde zur Ehe erziehen müssen. Es geschah mit jener Geduld, welche uns die Liebe diktiert. Was ich wünschte und verlangte, war, in meinen vier Mauern den häuslichen Herd zu finden, jenes Familienleben, das ich in meinem elterlichen Hause zu sehen gewohnt, in dessen Mitte ich aufgewachsen war. Man ladet zum Henker doch nicht alle Tage Leute zum Tanzen ein, man lebt aber alle Tage, um zu zweien zu leben — und da muß man sich verstehen. Ich täuschte mich nur zu bald!“

„Ist Hedwig nicht Mutter!“ —

„Ja, wenn es ihre Zeit gestattet. Sonst ist mein Kind der Bonne und dem Mädchen anvertraut.“

„Seltsam! Und der alte Sommer?“

„Der!“ Solling lachte nervös. „Den Zigeuner

zieht es immer nach dem Nomadenleben zurück. Trotzdem es dem Alten in meinem Hause an nichts fehlte, erklärte er mir eines Tages, daß er ohne Arbeit nicht leben könne. Ich erbot mich, ihm Arbeit zu geben. Er schüttelte den Kopf und entgegnete: Er sehne sich wieder zum Theater zurück. Sobald es Abend wird, wo die Tätigkeit hinter den Kulissen beginnt, befallt ihn eine Unruhe, er lasse lieber sein Herzenskind, das er ja versorgt weiß, zurück — nur sollte ich ihm gestatten, wieder zu seinem Beruf hinter den Kulissen zurückzukehren. Da kein Zureden half, reiste er ins Engagement nach — — —“

„Ja, ja, das ist das unruhige Komödiantenblut, das sich bis ins späte Alter regt“, unterbrach ihn Wagner. „Aber bezüglich Hedwigs irren Sie gewiß.“

„O, nein — ich irre nicht. Hedwig ist nicht mehr dieselbe; sie legt eine nervöse Heiterkeit an den Tag, welche ihr früher ganz fremd gewesen ist, und dann, weshalb umtreibt sie dieser Herr Grisaly, den nach Boulogne einzuladen sie die seltsame Laune hatte, mit einer Beharrlichkeit, die mir zuwider ist; er hätte wahrscheinlich viel besser daran getan, wenn er bei seinen Klubgenossen und den verschiedenartigen leichtfertigen jungen Dämchen in Paris geblieben wäre. Hedwig weilt stundenlang mit diesen Polen im Salon, sie unternehmen sentimentale Spazierfahrten in den Park! Donnerwetter, wenn ich einen Beweis in Händen hätte — ich wollte, ich — —“

„Wer ist Grisaly?“

„Ein Pole — sentimental angehaucht wie alle polnischen Flüchtlinge, lebt er in Paris. Einige behaupten, er wäre reich, die anderen, und diese sind in der Mehrzahl, sagen, er lebe von seinen Gläubigern.“

„Und Ihre Frau sollte so verblendet sein —“

„Mein Freund, Sie kennen Grisaly nicht. Die Frauen sind vernarrt in diesen Mann, der mit seinen leidenschaftlichen Reden im Brustton der Überzeugung

auch zuweilen ernste Männer fortreibt — und Hedwig ist eines jener im Innern unruhigen Wesen, die zu solchen Männern wie zum Erlöser emporblicken. Sie hat das unruhige Nomadenblut in den Adern. Die Ruhe des Daseins macht ihr Pein. Die Bewunderung, die sie als Künstlerin erregte, verfolgt sie in dem Salon; sie will gesehen und bewundert werden, und wird sie es, fühlt sie sich unglücklich, daß sie um den Preis des Wohllebens sich und ihre Kunst verkauft.“

„Aber mein Gott, was fehlt denn Ihrer Frau? Sie hat einen Mann, der sie anbetet —“

„Das ist es ja. — Wenn ich, wie einst Pygmalion die Götterschönheit, mit leidenschaftlichen Küssen zum Leben erwecken könnte: zur hingebenden Gattin wäre auch Hedwig nie geboren. Muß ich mich trotz aller Schönheit meiner Frau nicht unglücklich nennen? Trotzdem dauerte die Liebe zu meiner Venus viel länger, als dieses Gefühl in den von der Leidenschaft geschlossenen Ehen unter solchen Umständen gewöhnlich dauert. Ich hoffte, nachdem Hedwig Mutter geworden, daß ein Strahl der Liebe zu ihrem Kinde auch auf mich fallen würde. Vergebens. Sie dachte nur an sich; nur an ihre eigenen Bedürfnisse, an ihre Schönheit die sie triumphieren sehen wollte; und da in einem Vortrag dieses Grisaly den Frauen bewiesen wurde, daß sie, um ihre Schönheit zu bewahren, das Frauenmartyrium meiden müssen, so mied sie es denn auch.“

„Ah! Also dieser Grisaly hält Vorträge!“

„Ja, wenn Sie heute abend, wie ich erwarte, in die kleine Gesellschaft kommen, die ich gebe, werden Sie Grisaly kennen lernen. Vielleicht bezaubert er Sie auch. Es gibt Männer, deren Augen, deren Lächeln wie Offenbarungen wirken, die nur zu sprechen, zu schauen, zu lächeln brauchen, und sie sind geliebt. Hebe, die Göttin der Jugend, beschützt sie. Grisaly ist einer von diesen.“

„Das Lied von der Liebe, mein lieber Solling, ist immer von den Frauen gesungen worden, die Männer lesen es — — — wollen es beurteilen, und ich glaube, wir verstehen es alle nicht.“

„Doch eine Frau lehrt den Männern das Lied von der Liebe verstehen.“

„Diese ist — —?“

„Sie kennen Sie. — Eine alte Freundin, noch immer schön, graziös, liebenswürdig und begehrenswert — —“

„Donnerwetter, und ich kenne sie?“

„Ja, sie ist, wie ich höre,, gestern hier abgereist, nachdem sie drei Wochen der Männerwelt in Boulougne-sur-mer die Köpfe verdreht.“

„Sie spannen mich auf die Folter. — Und es ist?“

„Lorezza Castoni!“

„Die Tänzerin? Ah! Und sie war hier?“

„Zur Erholung.“

„Allein?“

„Ach nein! Ein junger Neapolitaner namens Pascal Roue, welcher der neapolitanischen Gesandtschaft in Paris attachiert ist, war ihr Schatten. Denken Sie, Lorezza hatte nur Auge und Ohr für meine Frau.“

„Trotz ihrer Würzburger Intriguen gegen Hedwig!“

„Die Italienerin sprach meine Frau eines Tages auf der Promenade an, begrüßte sie als alte Freundin mit einer Herzlichkeit, wie sie —“

„Unter Feindinnen hinter den Kulissen zu Hause ist“, warf Wagner ein. „Ich kenne diese Herzlichkeit.“

„Meine Frau ließ sich wieder von Lorezza täuschen. Mir war diese Begegnung unangenehm — namentlich als ich hörte, daß Lorezza an meinem Kinde Gefallen fand — und Hedwig, welche wahrscheinlich, um den Neid ihrer einstigen Kollegin zu erwecken, von unserer überaus glücklichen Ehe

sprach, bei welcher Anmerkung, wie ich später von der Bonne hörte, Lorezza bedenklich unruhig wurde.“

„Aus Freude über das Glück der ehemaligen Kollegin! Natürlich.“

„Eines Tages machte sie mit ihrem Freunde Pascal Roue bei uns Visite.“

„Ah!“

„Die Freundschaftserinnerungen dieser beiden Frauen wurden mir immer peinlicher.“

„Sie grollen mir, mein Bester“, sprach Lorezza beim ersten Besuch mit verbindlichem Lächeln, als sie mein keineswegs einladendes Gesicht sah, „ja, ja, man verzeiht den Eindringlingen nicht so leicht, welche die Freuden einer so harmonischen Ehe stören. Doch beruhigen Sie sich, ich reise bald ab — und Sie werden somit meiner Gesellschaft rasch entledigt sein.“

„Diese Kunde beruhigte mich wesentlich, so daß ich es nun über mich brachte, den Liebenswürdigen zu spielen. Lorezza ist ein gefährliches Geschöpf, und die Klugheit gebot somit, sie nicht zur Feindin zu machen. Sie wissen, ich gehörte einst zu den Begünstigten, im Augenblick aber entsann sie sich dessen, wie es schien, gar nicht mehr — verstehen es die Frauen doch, mit überraschender Leichtigkeit das zu vergessen, was ihnen unbequem ist.“

Wagner lachte hoch auf und schüttelte Golling die Hand. „Ich freue mich in so guter Gesellschaft gewesen zu sein.“

„Indes schob Lorezza ihre Abreise von Tag zu Tag hinaus, sie erschien fast täglich in unserem Haus, während ihr Neapolitaner, bis die Visite bei meiner Frau zu Ende war, regelmäßig vor meiner Villa auf- und niederging und die Fenster der Häuser zählte. Mir war dies unangenehm.“

„Hatten Sie ein schlechtes Gewissen? Fürchteten Sie, daß Lorezza plaudert —“

„Nicht doch, denn mein Verkehr mit Lorezza

war nicht derart, daß die Wahrheit mir in den Augen meiner Frau viel geschadet hätte, allein ich fürchtete bei Lorezzas Charakter die Unwahrheit, und daß Hedwig, welche unsere Ehe als die glücklichste geschildert, eines Tages der wiedergewonnenen Freundin die Wahrheit mitteilen werde. Auch sah mich Lorezza so eigenartig an — als machte sie mir stumme Vorwürfe, daß Hedwig nun das Glück genieße, das sie damals erhofft. Offenbar mißgönnte sie meiner Frau das vermeinte Glück, denn sobald wir allein waren, entfaltete Lorezza eine bestridende Liebenswürdigkeit, die in wenigen Tagen einen Charakter annahm, welcher mich veranlaßte, ihr einfach zu sagen, daß ich auf ihre Besuche für die Folge verzichte!“

„O, das war grob!“

„Ich hatte von meiner Energie dieser Frau gegenüber gehofft, daß sie sofort mein Haus verlasse. Lorezza aber wollte offenbar einen Theater-coup versuchen, denn sie trat einen Schritt näher und rief leidenschaftlich: Was liegt mir an Ihrer Heftigkeit — und wenn Sie mich schlagen — wenn Sie mich mit Füßen treten würden, ich wollte es zufrieden sein! Denn noch immer trage ich Ihr, nur Ihr Bild im Herzen.“

„Elende!“ rief ich entrüstet.

„Sie haben mich eine ‚Elende‘ genannt — ich erscheine als Elende in Ihren Augen — weil ich aus Zorn und Eifersucht durch Taten den Namen scheinbar verdiente“, rief sie, „alle Schmähworte, alle Beleidigungen nehme ich hin, denn ich fühle, daß ich dieselben verdiene, aber ich liebe Sie trotz alledem! Verachten Sie mich, aber stoßen Sie mich nicht von sich! Ach, Sie verstehen mich nicht! Ihr Männer versteht ja überhaupt niemals! Euch genügen einfältige Naturen, und aus verschiedenen Gefühlen zusammengesetzte Empfindungen gehen über Euer Verständnis! Ich sehe trotz der Prahlereien

Ihrer Frau, daß sie unglücklich ist. Sie lieben diese Frau nicht — können sie nicht lieben!“

Entrüstet über die Kühnheit dieser Circe öffnete ich die Türe und rief: „Hinaus, und entweihen Sie mein Haus nicht wieder mit Ihrer Gegenwart.“

Als ob ein Donner sie getroffen, stand sie da, ihre Züge verzerrten sich, dann eilte sie ans Fenster, öffnete es, ohne daß ich es verhindern konnte, und rief hinaus: „Pascal! Ich werde hier insultiert!“

„Was tun Sie, Madame?“ rief ich.

„Sie sehen ja, was ich tat!“ entgegnete sie, und schon stand der Neapolitaner in meinem Zimmer, pflanzte sich vor mir auf und forderte Rechenschaft. Meinem Josef, dem Pfälzer, der seit dreißig Jahren in unserem Hause diente, den mir mein Vater nach Frankreich mitgab, war der Neapolitaner, der an ihm im Vorzimmer vorbei in den Salon stürzte, aufgefallen, er hörte das Geschrei Pascals, öffnete rasch die Türe und — ehe ich es verhindern konnte, hatte er ihn gepackt und auf die Straße gesetzt. Pascal wollte zurück und jedenfalls als Verteidiger der Unschuld Lorezzas seine Kraft zeigen, allein die Tänzerin riß ihn fort, als sie meine Dienerschaft kampfbereit vor der Türe stehen sah.

„Nehmen Sie sich in Acht. Lorezza ist ein leidenschaftliches Weib — — voll Neid und Haß.“

„Das edle Paar ist vorgestern ohne Sang und Klang abgereist. Lorezza vergaß sogar, sich von Hedwig zu verabschieden. Ich fürchte weder Lorezza noch den Neapolitaner. Die alte Legende der Circe lastet einem Verhängnisse gleich auf den Söhnen Rains, und wehe jenen, die nicht im Stande sind, der Hexerei von Zauberinnen zu widerstehen, in deren Macht es liegt, den Willen zu brechen, die Nerven zu zerrütten, die Tatkraft zu untergraben, und dazu habe ich keine Lust.“

Die Freunde trennten sich.

2. Kapitel.

Intermezzo.

Auf der großen breiten Veranda einer der schönsten Villen am Strande wurde für die Abendgesellschaft gedeckt. Frisch wehte ein leichter Wind vom Meere her; erquickend stieg der Duft der Blumen, welche die Stufen der Veranda garnierten, herauf. Draußen war ein herrlicher Sommerabend. In der Villa lag eine fast drückende Schwüle über dem kleinen Kreis der von Solling geladenen, sonst frohgelauten Franzosen und Französinen, fast durchgehends Pariser Freunde, die ihren Aufenthalt in dem Seebad nahmen. Solling hatte Wagner als deutschen Komponisten und Freund des Hauses der Gesellschaft vorgestellt. Man nahm ihn freundlich auf und zog ihn bald in den Kreis. — Hedwig ließ sich nicht durch Richards Gegenwart in ihrer Stimmung beeinträchtigen. Sie begrüßte ihn mit einem Blick, der genügend verriet, daß ihre einstige Neigung zu ihm in das Meer der Vergessenheit verdrauscht und kaum noch ein Gefühl für den Jugendfreund Platz in ihrem Herzen hatte. Heute stand ein großes Ereignis bevor. Frau Hedwig Solling versprach einige Lieder zu singen. Wagner sollte sie begleiten. Offenbar schien die Gesellschaft noch nicht vollzählig zu sein, denn einige Damen, darunter Hedwig, sahen öfter gespannt nach dem Eingang. Wagner sah

Solling fragend an und flüsterte ihm, als er in seine Nähe kam, zu: „Ich denke, daß Grisaly ebenfalls geladen ist?“

„So ist es, er läßt auf sich warten; das tut er immer, um die Spannung zu erhöhen. Du siehst, wie zerstreut meine Frau öfter nach der Türe blickt!“

„Und mich würdigt sie kaum eines Blickes. Die Zeit ändert die Menschen!“

„Besonders die Frauen!“

In diesem Augenblick entstand eine Bewegung, einige Damen sprangen von ihren Sitzen auf, um, zum Mißbehagen Hedwigs, den Mann zu begrüßen, welcher eben in der Türe erschien.

Richard saß mit Solling und einem Gutsherrn aus Barcelona, der eben Wagner den Unterschied zwischen Rossinischer und Donizettischer Musik, deren Verehrer er war, auseinandersetzte, als Grisaly — denn er war es — eintrat.

„Ich muß um Vergebung bitten, meine werten Herren und Damen“, begann Grisaly beim Eintritt, die ihm entgegeneilenden Herrschaften begrüßend, „daß ich Sie warten ließ, aber es waren eben zwei arme Menschen bei mir, die in einer sehr wichtigen Angelegenheit meinen Rat wünschten — und da es mein Grundsatz ist, Arme und Dürstige nie warten zu lassen — so — — —“

Hedwig war Grisaly entgegengeeilt und reichte ihm herzlich die Hand, die er fast mit Inbrunst und einem eigenartigen Blick, den Hedwig verständnisvoll erwiderte, an seine Lippen führte. „Auch verspätet heiße ich Sie willkommen!“

Bei dem Klange der Stimme Grisalys horchte Richard. Der Ton kam ihm bekannt vor. Ihm war's, als hätte er die Stimme schon gehört. Zur Verwunderung des Gutsherrn sprang Wagner auf, drehte sich dem Eintretenden zu, und starrte mit Entsetzen den Mann an, der mit Hedwig direkt auf ihn zukam.

„Darf ich Ihnen, mein Lieber“, fuhr Hedwig sanft fort, indem sie Grisaly zur Stelle führte, wo Wagner und ihr Mann standen, „einen Freund aus Deutschland vorstellen?“ Wagner war es, als ob ein Traum seine Sinne umfaßte, — er schloß die Augen — und eine Erinnerung stieg in ihm auf, langsam, aber deutlich nahm sie Gestalt an — dann öffnete er die Augen wieder, um nach dem Manne zu schauen, der jetzt vor ihm stand, sich zu überzeugen, ob es denn wirklich Wahrheit sei, und wenn, ihm zuzurufen — — —

Sollings Stimme, welcher die Vorstellung übernahm, erweckte Richard aus dem Traum: „Herr Richard Wagner, Komponist — — Herr Gregor von Grisaly!“

„Wie — wie —!“ stammelte Richard, „nanntest du den Mann?“

„Herr Gregor von Grisaly!“

Grisaly hatte sich beim Anblick und Nennung des Namens Wagners entfärbt, aber nur einen Moment, dann zeigte er weiter mit der Selbstbeherrschung, die ihm offenbar zu Gebote stand, äußerlich keinerlei Verlegenheit, und wandte sich nach einer stummen Verbeugung sofort Hedwig zu, welcher er den Arm reichte, um sie zu Tische zu führen.

Wie ein verwundeter Löwe sprang Richard auf Hedwig zu, riß sie an sich und schrie: „Berühre diesen Mann nicht — er ist der Verführer und Mörder deiner Schwester Magdalena!“

Voll Entsetzen sprang die ganze Gesellschaft von den bereits eingenommenen Sizen an der Tafel auf und starrte, Rufe des Schreckens ausstoßend, Richard an, welcher Hedwig ihrem Gatten übergab und in drohender Stellung vor Grisaly stand, der ihm mit zorniger Stimme zurief: „Mein Herr, ich muß annehmen, daß — — —“

„Ich im Irrtum bin?“ fiel Wagner ein. „Nein, nein, das bin ich nicht, und je näher ich den Men-

sehen ansehe, der mir mein einziges Gut, an dem ich von Jugend auf hing, stahl, der ein braves unschuldiges Mädchen verführte und zum Selbstmord trieb, desto bestimmter sage ich: Du bist Andre Biron, der sich unter der Maske eines Künstlers im Kreise ehrlicher Menschen in Leipzig einschlich, der stechbrieflich verfolgte Verbrecher — —“

„Herr Solling!“ unterbrach hier Grisaly die Anklage Richards, indem er sich mit einem verächtlichen Blick stolz aufrichtete: „Ich hoffe, daß Sie Ihren Gast zu schützen wissen werden.“

„Ich bedaure, meine Herrschaften, den Vorfall auf das tiefste“, wandte sich Solling an die Gäste, „und ich hoffe, daß hier lediglich ein Mißverständnis — — —“

„Kein Mißverständnis, Freund. Am Abend vor dem Tode Magdalenens, der Schwester der Hausfrau, versprach ich in ihre Hand, ihre Ehre zu rächen; sie küßte mich zum Lohne auf meine Stirne.“

„Es gibt übrigens auch Schulden!“ bei diesen Worten wandte sich Richard an Grisaly, „die man schnell bezahlen kann — — —“

„Ich höre die Beleidigung nicht — und hoffe, meine geehrten Herrschaften, daß Sie jetzt mit Gregor von Grisaly, den man als solchen kennt, ehrt und achtet, denken — und seine Handlungsweise zu würdigen wissen — wenn er sich lautlos entfernt und seinen Zeugen das weitere überläßt!“

Grisaly warf einen Blick auf Hedwig, die, gestützt auf eine der Frauen, wie betäubt dastand; der Blick traf sie — ihre Augen begegneten sich — und mit einem Aufschrei sank Hedwig zusammen, während Grisaly eilig den Salon verließ. —

In tiefster Erregung entfernte sich die Gesellschaft, Solling und Richard es überlassend, Hedwig beizustehen. Solling war zu seiner ohnmächtigen Frau geeilt und benetzte ihre Stirne mit Wasser, während Richard den Stuhl, worauf Hedwig lag,

mehr auf die Veranda schob, damit die Luft auf sie einwirke.

„Hedwig! Mein liebes, süßes Weib, wache auf! Sieh, ich bin bei dir — ich, der dich noch immer liebt, anbetet.“

Die Augen Hedwigs blieben geschlossen; die tiefe Ohnmacht, von welcher sie umfangen war, ließen sie die Laute des Herzens nicht hören.

Erst nach langer Zeit holte Hedwig tief Atem und schlug die Augen auf. Ihr Geist suchte alles Geschehene sich zu vergegenwärtigen, sich der Ursache der Ohnmacht zu erinnern; dann suchte flehend ihr Auge nach einem Gegenstande. Sollings Frage, ob sich Hedwig besser fühle, ließ sie unbeantwortet, streifte mit vorwurfsvollem Blick Richard, erhob sich und verließ, die Unterstützung der beiden Freunde ablehnend, stumm die Veranda. — — —

Nach dem jähen Ende der unverhofften Gesellschaftszene saßen Richard und Solling noch eine Stunde zusammen. Wagner gab seinem Freunde Aufklärung und die Versicherung, daß er Biron genau erkannt, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen und die Person des Mannes so sicher sei, daß deshalb sofort die Behörde von der Anwesenheit des Helden in Kenntnis zu setzen sei. Richard hoffte mit seinem Freunde, daß die Entdeckung Hedwig veranlassen werde, sich mit Abscheu von einem Manne zu wenden, welcher ihre Schwester in den Tod trieb.

Nachdem Richard sich entfernt hatte, begab sich Solling in sein ein Stockwerk höhergelegenes Schlafzimmer; er durchschritt die zwei Gemächer, die sein Zimmer von dem Schlafgemach seiner Gattin trennten und blieb vor der Türe unwillkürlich stehen. Solling überlegte einen Augenblick. Er hatte, seit Hedwig seine Frau wurde, getan, was er dieser an den Augen ablesen konnte; er war sich keiner Schuld bewußt und dennoch suchte sie kaum die Gleichgültigkeit gegen ihn zu verbergen. Dies reizte und er-

zürnte ihn, denn er liebte Hedwig und konnte von ihr nicht lassen. Oft schämte er sich seiner Schwäche — aber die Liebe zu dem Wesen, das vor der Welt als sein Weib galt, verscheuchte den Zorn und machte der immer erneuten Fürsorge um Hedwigs Wohl Platz.

Als Solling an der Klinke bemerkte, daß die Türe unvergeschlossen war, trat er in das Zimmer seiner Frau. Hedwig lag in ihrem Bett. Das gelöste Haar, nur durch einen Kamm oben leicht zusammengehalten, das sich wirr über das Kissen breitete, bildete einen Glorienschein um ihr schönes Gesicht, das in dem gedämpften Licht der Lampe blasser als sonst erschien. Hedwig blickte zur Decke. Sie träumte mit offenen Augen.

Als Solling die Türe öffnete, schrak Hedwig leicht zusammen und frag: „Wer ist da?“

„Ich bin es“, erwiderte Solling und trat ein. „Ich sah die Türe offen und wollte noch nach deinem Befinden sehen.“

Fast ängstlich richtete sich Hedwig auf und antwortete: „Wie du siehst, befinde ich mich wieder wohl.“

„Dann darf ich wohl einige Worte mit dir über den heutigen Vorfall sprechen.“

„Ich werde bis morgen darüber nachdenken.“

„Ich dachte, du tatest es als ich eintrat, und eben deshalb wünsche ich mit dir darüber zu sprechen.“

„Zu dieser Stunde?“

„Ob zu dieser oder einer anderen Stunde“, erwiderte Solling, erregter werdend, „ist gleichgültig; es muß klar werden zwischen uns. Es muß ein Ende gemacht werden zwischen — — —“

„Womit?“

„Womit? Mit unserem häuslichen Leben, unserem Zusammensein und diesem Herrn Grisahn, diesem edlen Polen, der deine Schwester in den Tod trieb — — —“

Hedwig atmete schwer und sah ihren Mann durchdringend an.

Nach einer Pause antwortete sie mit scharfem Ton: „Ist das alles, was du mir zu sagen hast?“

„Ja!“

In Hedwigs Augen funkelte jetzt der Widerschein von verschiedenen Empfindungen. Einige Sekunden verstrichen, dann frug sie langsam: „Und Richard — Herr Wagner, wird er sich mit Herrn von Grisaly schlagen? —“

„Warum fragst du?“

„Ich will es wissen — damit das Duell verhindert werden kann.“

„Für wen fürchtest du?“

Hedwig schwieg.

Solling ging einigemal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er stehen und begann milder: „Ich will dich nicht erregen. Laß uns in Ruhe sprechen. Wenn ich dich ersuche, deinen Verkehr mehr zu wählen, so wollte ich deinen Verkehr mit Lorezza Castoni, die doch offenbar deine Feindin war —“

„Du fürchtest wohl meinen Verkehr mit Lorezza?“

„Ich habe niemand zu fürchten. Mein Lebensbuch liegt offen vor aller Welt. Mag jeder darin blättern. Ich fürchtete den Charakter der Person —“

„Und deshalb insultierst du eine Frau, die mich besuchte.“

„Die den Boden meines Hauses mit ihrer Gegenwart beschmutzte. Ich werde jederzeit verhindern, daß mein ehrlicher Name befleckt wird, den ich und die meinigen stets rein und unangetastet bewahrt haben.“

„Ja, ja!“ rief Hedwig nervös. „Ich weiß, daß du den deinigen, den ehrlich überkommenen Namen bewahren willst. Diesen Vorhalt hast du mir so oft gemacht, daß ich diesen Satz zum Überdruß höre, denn er wirft zugleich einen Schatten auf

meine Familie.“ — Nach einer kleinen Pause fuhr Hedwig fort: „Übrigens weiß ich noch immer nicht, wo du mit dieser Szene hinauswillst. Oder willst du vielleicht den Eifersüchtigen spielen?“

„Ich glaube dazu ein Recht zu haben.“

„Ach ja, du bist mein Mann und ich deine dir angetraute Frau. Deshalb glaubst du ein Recht zu haben — — — Nun, meinetwegen, aber dazu brauchst du nicht um Mitternacht in das Zimmer deiner Frau zu kommen, ihr dies mitzuteilen. Habe ich je Rechenschaft von dir gefordert, wie und mit wem du deine Tage und Nächte zubringst . . . dies Leben führen wir seit einem Jahr, und nun fällt es dir ein, mir hier um Mitternacht Vorwürfe zu machen. Ich denke, daß es zwischen dir und mir keiner weiteren Erklärung bedarf.“

Bei diesen Worten richtete sich Hedwig im Bette auf, bei dieser Bewegung verschob sich das leichte Nachtgewand und ließ unter dem feinen Batisthemd die anmutige Gestalt plastisch noch mehr hervortreten.

Solling starrte seine Frau an, und der Gedanke, daß dieses Wesen seine Gattin und doch nicht die Seine sei, erregte ihn gerade in diesem Augenblick mit mächtiger Gewalt. Solling fühlte, daß ihm schwindelte, er vergaß die Lügen, den Verrat, er vergaß die Rolle, die ihn seine Frau seit Jahresfrist spielen ließ, und stürzte auf Hedwig zu, schlang die Arme um das junge Weib und riß es an sich.

„Hedwig? Liebe Hedwig!“

Hedwig hatte rasch die Situation erfaßt, entwand sich ihm, und beide Hände auf die Brust ihres Gatten legend, stieß sie ihn von sich. Solling, nicht auf diesen Widerstand gefaßt, wich betroffen zurück. Diesen Augenblick benützte Hedwig, vom Bett herabzugleiten und sich in einen Schlafrock, der über einen Lehnstuhl hing, einzuhüllen. Schnell schlüpfte sie in die Pantoffel, die neben dem Bette standen. Noch

hatte sich Solling nicht von seiner Bestürzung erholt, stand auch Hedwig schon bereit, den Widerstand fortzusetzen, vor ihm; durch diese Stellung trat die Schönheit Hedwigs noch mehr hervor. Ihre reizende Gestalt hob sich vorteilhaft aus dem mattbeleuchteten Hintergrunde ab. Aus dem leichten Batist des Schlafrocks, der oben in der Schnelligkeit nicht ganz geschlossen wurde, stahl sich die wundervolle Form von Hals und Busen leicht hervor, und unter den wirren Falten des Nachtgewandes hob sich ihre Gestalt in entzückender Weise. Es war ihrem Gatten, als ob er Hedwig noch nie so reizend gesehen, und er verlor in diesem Anblick fast die Sinne, denn abermals trat er auf Hedwig zu — während diese einen Schritt zurückwich und einen Stuhl zwischen sich hinschob.

„Was willst du mich zur Liebe zwingen? — — Oder soll ich mich zur Wehr setzen? Deine Muskeln sind stärker als die meinigen, und ich weiß, daß du dich selbst nicht mehr achtest als mich. — Sollte es vergebens sein, wenn ich dir ins Angesicht sage, daß ich dich nicht liebe! — Ich liebe dich nicht, ich wiederhole es, ich gestehe, es gab eine Zeit, wo ich nichts anderes wünschte und hoffte, dich lieben zu können — es galt ja der Versorgung — hörst du, der Versorgung meiner Familie durch den reichen Patriziersohn. Da du viel umworben warst, so wollte ich als Siegerin aus dem Kampf hervorgehen, ich nahm deinen Antrag an und wurde deine Gattin. Aber in mir lebte immer das Gefühl, nur eine Wohlthat von Dir empfangen zu haben, indem du mich zu deiner Frau machtest — und ich will keinem Menschen danken als mir selbst. Du umgabst mich mit Reichtum, ich stand ihm fremd gegenüber, da in meinem Innern die Stimme sprach: ‚Du hast ihn nicht erworben! Du führtest mich in Gesellschaft — sie erschien mir kalt und ekelt mich an, denn ich glaubte in jedem Antlitz die Geschichte

meiner Abkunft zu lesen, und ein unbestimmtes Gefühl trieb mich fort. Es trieb mich aus jeder Gesellschaft und ich eilte nach Hause. Dort sollte ich ja an deiner Seite mein Glück finden. Nennst du es Glück, in einer wohleingerichteten Patrizierstube zu sitzen, und an sich nur den schönen Körper, die Züge von dir und der Gesellschaft bewundern zu lassen — dann war ich mehr als glücklich. Wir Künstlerinnen werden ja nur geheiratet, weil unsere Züge, unser Körper dem Publikum gefallen und einer dann als Bevorzugter gelten will. Dieser stellt uns dann als Schaustück für die Gesellschaft in das Prunkgemach und als Spielzeug für den eigenen Gebrauch in das Privatzimmer.“

„Das darfst du von mir nicht sagen — denn ich liebte dich.“

Hedwig lachte auf. „Liebe? Das war eben die Selbsttäuschung. Ja, ja, Selbsttäuschung. Du glaubtest mich zu lieben. Und es war nur der Körper, die Züge, an denen du Gefallen fandest, die du besitzen wolltest. — — Und ich sage es dir, ich liebe dich nicht, ich habe dich geachtet, morgen werde ich dich verachten, wenn du mich jetzt nicht verläßt.“

Solling blieb, und einen zornigen Blick auf Hedwig richtend, den sie ruhig aushielt, entgegnete er rasch: „Du bekennst also, daß du einen Geliebten hast?“

„Wenn du darunter verstehst, daß es auf der weiten Welt einen Menschen gibt, der mir wohlwill — —“

„Und den du liebst?“

„Ja — — — den ich liebe, wenn du es durchaus wissen willst!“

„Grifaly?“

„Grifaly!“ betonte Hedwig stark.

„Den Mörder deiner Schwester!?“

„Sie ging selbst in den Tod — — —“

„Er verführte sie und zwang sie dazu, weil sie nicht die Schande überleben wollte, als die Geliebte eines Verbrechers zu gelten.“

„Auch ich liebte einst — es war ein schöner Traum, den mir diese Schwester zerstörte.“

„Und du liebst diesen Mann?“

Hedwig schwieg und warf den Stuhl, der sie von Solling trennte, beiseite, so daß sie ganz frei stand, als erwartete sie in dieser unverteidigten Stellung den Angriff ihres Gatten. Aber Solling war unbeweglich. Nur seine Augen hefteten sich auf seine Frau. —

Nach einer Pause fuhr Hedwig mit fast verächtlichem Tone fort: „Was man Liebe nennt? Vielleicht ist es nicht die Liebe, die mich zu dem Manne zwingt — wir Frauen glauben zu wissen, daß es Liebe ist, wir glauben auf ein bestimmtes Ereignis hinweisen zu können oder auf eine bestimmte Person und sagen zu dürfen: da ist die Ursache unserer Liebe, aber bloß darum, weil wir die Sache simplifizieren. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein Kind einen Stein nach einem Fisch im Wasser wirft; es ist ganz überzeugt, daß der Fisch dasteht, wo er zu stehen scheint, denn es weiß nichts von der Brechung der Lichtstrahlen im Wasser. Wir Frauen kennen ebensowenig vorher die Brechung der Lichtstrahlen, die unsere Liebe oder die Ehe umgeben.“

Hedwig schwieg. — Offenbar erwartete sie die Antwort ihres Mannes, aber Solling stand noch immer unbeweglich und betrachtete voll Mitleid das schöne Weib, das vor ihm stand.

Einige Sekunden vergingen, dann fuhr Hedwig ruhiger fort: „Gehe zu Bett, mein Freund, und wenn es dir recht ist, wollen wir morgen über die Lösung der Frage weitersprechen. Du wirst, da ich dir alles gestanden, einsehen, daß ich nicht länger in deinem Hause bleiben kann. Gute Nacht!“

Ohne Hedwig einer Antwort zu würdigen, ver-

ließ Solling das Zimmer seiner Frau. In seinem Zimmer angelangt, setzte er sich und brütete lange vor sich hin. „Mein armer Vater! Er glaubt mich glücklich! Glück, Zufriedenheit — — alles Schein. Der Dichter hat recht, der die Liebe zu den Phantomen rechnet und unser Leben, unsere Gesellschaft auf einer Scheinwelt aufgebaut erachtet, die wir selbst geschaffen haben und die doch nur eine Karrikatur der wirklichen Welt ist, der wir nie nahekommen. Unser ganzes Dasein, das individuelle und das soziale, haben wir auf diesen losen Sand gebaut, und die ganze mühselige Entwicklungsarbeit der Menschheit besteht in nichts anderem, als daß wir einmal ums andere die bittere Wahrheit erkennen lernen, der wir doch nie den Mut haben ins Auge zu sehen, die Wahrheit, daß wir nichts als Sand und wieder Sand aufgraben, wie tief wir auch graben. Es gibt eine Granitschicht, ja; aber sie liegt zu tief, wir erreichen sie niemals.“

Sofort, nachdem sich ihr Mann entfernt, verschloß Hedwig die Türe, dann warf sie sich in einen Lehnstuhl und begann nachzudenken, die Ellbogen auf die Kniee gestützt und das Gesicht zwischen den Händen. Sie dachte an die Szene von heute abend — an den Skandal, welchen diese in Boulogne und Paris erregen würde — die Folgen — und an ihre Schwester Magdalena.

„Magdalena!“ hauchte sie vor sich hin. „Die Arme!“

Hier hielt sie inne und sah lange starr vor sich, dann stand sie auf, trat ans Fenster und drückte die heiße Stirn an die kühlen Scheiben. Wie ein Fieberschauer überließ es Hedwig, als sie mit der genauen, bis in die kleinsten Details gehenden Analyse, die den Frauen eigen ist, jedes Wort der heutigen Szene sich ins Gedächtnis zurückerief, um am Schluß zur Überzeugung zu kommen, daß man Grisaly verleumdet, daß Richard im Auftrage ihres

Mannes handelte, den Eklat heute abend mit Absicht herbeiführte, um den armen, von ihm gehaßten polnischen Flüchtling in der Gesellschaft unmöglich zu machen. Bei diesem Gedankengang zuckte ein zorniger Blick, der ihrem Gatten galt, in dem Auge der jungen Frau auf. Wenn er einen Funken Männlichkeit oder Stolz besäße, würde er längst gefühlt haben, daß er mir verhaßt ist. — Ich hasse ihn, und warum sollte denn das Gesetz mich armes Weib an einen Mann binden können, den ich nicht liebe? Und warum sollte es mich von demjenigen trennen, dessen einziger Wunsch und einzige Hoffnung ich bin?

Hedwig ging im Zimmer auf und nieder. War es denn nicht ihr eigener Wille, mit dem sie Reichthum statt Liebe gewählt? Ja, und tausendmal ja. Aber nachdem sie enttäuscht und angeekelt den Glanz abgestreift, warum soll das Weib von dem Verlangen nach dem, den sie liebt, abgehalten werden können?

Das waren Hedwigs Gedanken, mit denen sie sich unaufhörlich beschäftigte, indem sie unruhig das Zimmer durchmaß. Plötzlich blieb sie unschlüssig einen Augenblick stehen, als hätte sie einen Entschluß gefaßt, kehrte aber wieder zum Fenster zurück und sah hinaus. Die Dämmerung begann zu weichen, die ersten Zeichen des anbrechenden Tages ruhten bereits auf der lachenden Meeresfläche, so verlockend und einschmeichelnd wie ein launisches Weib in guter Stunde.

Nachdem Hedwig eine geraume Zeit in dieser Stellung verharret, fühlte sie ihre Kräfte schwinden und warf sich, in Tränen ausbrechend, auf ihr Lager und schlummerte dann ein. Es war nahe fünf Uhr, als sie erwachte. Einen Moment mußte sie nachsinnen, um sich an das Vorgefallene, an die letzten Worte Grisalys, „alles weitere den Zeugen überlassen zu wollen“, zu erinnern.

Was beginnen? Die Scheu vor dem Gespräch der Leute, das Kritisiren der Welt! Offenbar war

Hedwig in diesem Augenblick zu einem Entschluß gekommen, denn sie kleidete sich rasch an. Schlag halb sechs Uhr trat Frau Solling leise, vollständig angekleidet, mit einer kleinen Handtasche aus ihrem Zimmer.

In diesem Augenblick erschien in der Tür des dem Schlafzimmer Hedwigs gegenüberliegenden Gemaches Bonne Rosina, und war erstaunt, ihre Herrin wie zu einer Reise bereit vor sich zu sehen.

Erschrocken wandte sich Hedwig um: „Wer ist — ah, Sie hier? Was wollen Sie, Rosina?“

„Ach, gnädige Frau, ich wollte eben zu Ihnen; das Kind war die ganze Nacht so unruhig, es rief fortwährend Mama und weinte, ich glaube, Hertha ist krank.“

Hedwig zuckte bei diesen Worten zusammen. Einen Moment schien es, als wollte Hedwig alles von sich werfen und zu ihrem kranken Kinde eilen; schon wandte sie sich dem Kinderzimmer zu, als sie plötzlich innehält und dem Mädchen den Befehl erteilt:

„Senden Sie sogleich zum Arzt. Bitten Sie, daß er sofort komme.“

Und ohne den erstaunten Blick der Bonne zu beachten, entfernte sich Hedwig.

Boulogne-sur-mer bestand damals aus der engen und unregelmäßigen, ungepflasterten, von mittelalterlichen Mauern umgebenen Oberstadt mit der herrlichen Aussicht auf das Meer und der Unterstadt am Strande, wo die prächtigen Villen sich längs der Viane hinzogen. Über die Viane führten mehrere gedeckte Holzbrücken zur Vorstadt Capécure.

Es war wenige Minuten nach dreiviertel sechs, als Frau Solling, in ihren Mantel gehüllt, die Villa verließ. Der Gedanke, zu dieser Stunde allein auf der Straße gesehen zu werden, erschreckte sie zuerst; es war ihr, als müßte jeder Mensch, der vorüberging, ihr am Gesicht ablesen, wer sie sei, wohin sie

gehe. Sie beflügelte deshalb ihre Schritte und eilte längs der Liane der Brücke zu. Die Straße war noch leer, trotzdem schnürte sich ihr Herz zusammen; sie war gewohnt, alles belebt zu sehen, jetzt war es öde und still; die ungewöhnliche Leere tat ihr weh. Einen Augenblick war es ihr, als müßte sie umkehren, dann aber sprach sie sich Mut zu und setzte ihren Weg fort. Endlich gelangte sie, ohne zu wissen wie, zur Brücke, wo sie einigen Arbeitern und Fischern begegnete, die an ihr vorübergingen, ohne sie nur anzusehen. Im Anfang der Vorstadt Capecure stand die Kirche; als sie an dieser vorbeiging, kamen ihr Nonnen und Frauen entgegen, die eben die Messe verließen. Die Frauen sahen ihr nach — sie fühlte dies deutlich und eilte noch rascher über den Marktplatz. Dann bog sie in eine breite Straße und heftete schon von weitem ihre Blicke auf ein ein Stock hohes Haus, das sie offenbar zu kennen schien. In der Nähe des Hauses, vor einem Tore, standen zwei Frauen neben einem jener Karren, in denen die Landleute aus der Umgebung die Milch nach der Stadt bringen. Als Hedwig vorüberkam, warf die Frau am Karren der Käuferin einen bedeutsamen Blick zu und hustete. Diese hatte verstanden, denn sie antwortete mit einem noch stärkeren Husten, und beide lächelten. — Endlich hatte Hedwig das Haus erreicht; die Tür stand offen, und rasch eilte sie die Treppen empor. Oben angelangt, klopfte sie an die Tür. Ungeduldig wartete Hedwig — dann klopfte sie abermals — Gregor von Grisalv öffnete. — — —

Eine Stunde später verließen Frau Hedwig Solling und Gregor von Grisalv für immer Boulogne-sur-mer. — — —

Erst nachdem der Arzt in der Villa Sollings erschien, um nach dem Befinden der kleinen Hertha zu sehen, erhielt Alexander Mitteilung von der Erkrankung seines Kindes. Er eilte sofort in das

Krankenzimmer und ersuchte Rosina, sogleich seine Frau zu benachrichtigen.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen“, entgegnete die Bonne.

„Ausgegangen?“

„Um sechs Uhr früh.“

„Ja, haben Sie denn meiner Frau nicht gesagt, daß das Kind erkrankt sei?“

„Gewiß. Die gnädige Frau befahl mir, einen Arzt zu holen, und ging, ohne nach dem Kinde zu sehen, fort.“

Solling eilte, von einer Ahnung befallen, in das Zimmer seiner Frau. Auf dem Tisch fand Alexander einen Zettel mit folgenden Zeilen Hedwigs:

„Nach dem Geständnis, das ich Dir heute nacht ablegte, wollte ich Dich der häßlichen Rolle, mich wegzujagen, entheben — deshalb verließ ich Dein Haus.“

Solling ließ sich in einen Sessel nieder und zerknitterte krampfhaft das Schreiben. Im Herzen Alexanders regte sich ein namenloser Schmerz; er fühlte, daß es Stunden geben könne, die einen lebensstarken Mann vor innerem Gram zum Greise zu verwandeln im Stande sind. Entreiß dem glühenden Herzen des Mannes die Liebe, nimm ihm die Ehre, und er wird zum bejammernswertesten der Menschen. — — —

Am selben Abend, die Sonne war bereits untergegangen, sahen heimkehrende Fischer in der Ferne am Strande einen unförmlichen Knäuel, der sich auf dem Boden bewegte, wie wenn ein Mensch auf einem anderen kniet.

Bei Annäherung der Fischer entwirrte sich der Knäuel, ein Mann fuhr rasch empor und ergriff die Flucht.

Am Ort der Tat fanden die Fischer einen Mann,

den besseren Ständen angehörig, auf der Erde ausgestreckt liegen. Als man ihn aufzuheben versuchte, lehrte für einen Moment die Besinnung zurück; er sah die Umstehenden befremdend an und flüsterte: „Hedwig — meine Frau.“

Zwei der Fischer hatten den Flüchtigen verfolgt. Als der Mond aus den Wolken hervortrat, sahen die Verfolger, daß der Flüchtling, welcher in schiefer Richtung lief, anscheinend die Brücke zu gewinnen suchte. In diesem Augenblick waren die Fischer ihm nahegekommen und sahen bei der Wendung die Züge des Fliehenden. Dann erreichte der Verfolgte die Brücke und übersehte diese. In der Mitte angelangt, kam ihm eine den besseren Ständen angehörige Frauensperson entgegen. Sie wechselten flüchtig einige Worte und liefen gegen den Ausgang der Brücke zu und entschwanden den Augen der Verfolger, gerade, als diese am Ausgang der Brücke angelangt waren. Die Flüchtigen wurden auch von den Gendarmen, welche später zur Verfolgung aufgeboten waren, nicht mehr erreicht.

Bald hatte sich ein Haufen von Neugierigen am Ort der Tat eingefunden.

Der Mann am Boden schien durch einen Dolchstoß in der Brust schwer verwundet. Aus den Willen herbeigeeilte Personen und Kurgäste erkannten in dem Verwundeten den sich zur Erholung mit seiner Familie in Boulogne-sur-mer aufhaltenden deutschen Fabriksherrn Alexander Solling.

Der Überfall rief in dem Badeort eine ungeheure Aufregung hervor.

Augenscheinlich war der verfolgte Mann der Täter und die Frauensperson, die ihn auf der Flucht begleitete, an dem Überfall beteiligt. Daß es nicht auf einen Raubmord abgesehen war, bewies, daß Briefftasche, Uhr und Kette bei dem Schwerverwundeten Solling gefunden wurde. Es konnte sich also nur um einen meuchlerischen Mord einer Person

handeln, die ein Interesse an dem Tod des Fabrikanten hatte.

Am Tatort selbst fand man nur die Waffe: ein scharfgeschliffenes, längliches, dolchartiges Messer, wie es die neapolitanischen Landleute zu tragen pflegen.

Die Fischer sagten aus, daß der Verwundete in dem kleinen Augenblick, als die Besinnung zurückkehrte: „Hedwig“ — und „meine Frau“ laut und deutlich rief.

Man brachte Solling nach seiner Villa, wo auch bald Richard, der von dem Vorfall Kenntniss erhielt, eintraf. Einer Aufforderung der Polizei folgend, gab Richard später seine Karte ab, um jederzeit, da Wagner den ganzen Tag mit seinen Freunden Boulogne-sur-mer und Umgebung absuchten, um den Aufenthalt und eingeschlagenen Weg der entflohenen Frau Solling zu ermitteln, und Wagner der letzte war, mit dem Solling verkehrte, als Zeuge vor Gericht erscheinen zu können.

Zwei Tage später erschien in einem Pariser Blatte folgende Notiz: „In Boulogne-sur-mer, das auch in diesem Jahre von einer aus über dreitausend Personen bestehenden internationalen vornehmen Gesellschaft besucht ist, wurde vorgestern ein Attentat auf den in Paris domizilierenden deutschen Fabrikanten Alexander Solling junior verübt, welches die ganze Badegesellschaft und die Bewohner durch die begleitenden Umstände in Aufruhr versetzte. — Herr Alexander Solling wurde spät abends von mehreren heimkehrenden Fischern schwerverletzt am Strande aufgefunden. Zweifellos war es auf das Leben des Herrn Solling abgesehen, denn die Stiche mit einem dolchartigen Messer, die Solling die Brust durchbohrten, sind lebensgefährlich. Liegt ein Raubmord vor?“

Die nach dem Täter forschende Polizei verneint dies auf Grund der bisherigen Ermittlungen. Am selben Tage, und zwar gegen sechs Uhr morgens,

hat Frau Hedwig Solling, eine ehemalige Sän-
gerin, ihrem Hause den Rücken gekehrt und ist mit
einem Freund ihres Mannes, einem interessanten
polnischen Flüchtling Gregor von Grisalv, entflohen.
Das schuldige Paar hat anscheinend Boulogne-sur-
mer um acht Uhr früh verlassen, und der arme Ehe-
mann, welcher allgemein als liebenswürdiger Gatte
geschildert wird und der anscheinend mit der Frau,
die er aus Liebe geheiratet hatte, bis dahin
glücklich lebte, jagte mit einem Freunde hin-
ter den Flüchtigen her, in der Hoffnung, diese
noch zu erreichen. Am selben Abend, nachdem die
Dunkelheit bereits hereingebrochen und Herr Sol-
ling sich allein am Strande, wahrscheinlich die Flücht-
tlinge noch immer suchend, befand, wurde er überfallen
und mit Dolchstichen zu töten versucht. Der Täter
hatte es sicherlich nicht auf Gold und Juwelen des
Solling abgesehen, denn Börse, Ringe, Uhr fanden
sich ohne Fehl bei dem Überfallenen vor. Es han-
delt sich also um ein Attentat auf das Leben Sol-
lings, zweifellos verübt von dem polnischen Flücht-
ling in Gemeinschaft mit der entflohenen Frau.
Wer kann den Mordgesellen des beabsichtigten Mor-
des zeihen, anders als der, welcher den Atten-
täter bei Ausübung seiner Tat gesehen oder be-
troffen hat? Und hier war die Polizei vom Glück
begünstigt. Mehrere Fischer sahen von weitem das
Attentat verüben und verfolgten den Menschen,
konnten ihn jedoch nicht einholen, da ein Frauen-
zimmer, anscheinend den besseren Ständen angehörig,
ihm zu Hilfe eilte und jedenfalls einem Schlupf-
winkel zuführte, wo sie gesichert waren. Die Polizei
nimmt an, daß wohl der polnische Flüchtling mit
der Frau Solling um acht Uhr morgens die Woh-
nung Grisalvs, wohin sich die pflichtvergessene Frau,
welche in ihrem Hause ein krankes Kind zurückließ,
begab, verlassen, daß jedoch das Paar sich während
des Tages in der Nähe versteckt gehalten, daß Grisalv

bei einbrechender Dunkelheit zu dem Zwecke zurückkehrte, um den Ehemann, der ihn am Abend vorher in Gesellschaft schwer beleidigen ließ, ohne ihn, den Gast, als Hausherr zu schützen, zu töten. Der Teufel auch, das ist viel verlangt. Der Hausherr soll aus gesellschaftlichen Rücksichten den Mann als seinen Gast vor Insulten schützen, von dem er weiß, daß er ihm seine Frau verführt! Die Flucht des Paares aus Boulogne geschah also, um ein Alibi außerhalb des Badeortes nachweisen zu können, denn sonst hätte die Flucht am Abend der Tat vollführt werden können. Immer dasselbe Lied! Wann wird die Gesellschaft endlich dem Volk mit gutem Beispiel vorgehen und begreifen lernen, daß man nicht trachten soll nach seines Nächsten Weib!“

3. Kapitel.

Hungernd in Paris.

In den von uns bewunderten Komödien Molières, Lope de Vegas, Scribes, Goldinis usw. bilden die verrathenen Ehemänner öfter die komische Figur. Wenn man sie nicht verspottet, so versagt man ihnen das Mitleid. Ebenso lag der Fall bei dem armen Solling, der wohl von seinen Freunden lebhaft bedauert wurde; allein sie versagten ihm das Mitleid — denn warum hat er eine Komödiantin zu seiner Frau gemacht? — das war entschieden eine Dummheit!

Ganz richtig; und es war wenigstens ein Trost dabei, daß vor Solling schon hunderte weit höhergestellte Männer dieselbe Dummheit begingen und nach ihm Tausende begehen werden. Wir können Hunderte sogar fürstliche Schauspielerehen aufführen, ohne bei den noch zahlreicheren Verbindungen der Künstlerinnen mit dem kleinen Adel und reichen Bürgertum anzukommen. Diese Ehen müssen also einen eigenen Reiz für die Männer haben.

Wer am meisten bei der Erscheinung verliert, sind nur jene Damen der Aristokratie und des Bürgertums, die außer ihrer Unmut und Schönheit wohl ihren alten ahnenreichen Adel, aber sonst weiter nichts mit in die Ehe mitzubringen haben. „Aber sonst haben ja auch dem Manne die Damen des Theaters

nichts zu bieten?“ hört man nicht ohne den bekannten Frauenneid die so um Zukunftsträume betrogenen armen Aristokratinnen und Bürgerlichen rufen. — „Doch!“ fährt die Verteidigerin der Paarung mit den Künstlerinnen fort:

„Die Künstlerin bietet ihrem jugendlichen und älteren Anbeter mehr, denn die Heldinnen der Bühne sind die einzigen ihres Geschlechtes, denen noch ein Prestige geblieben ist: das der Bühne. Ihm verdanken sie den Reiz, mit dem selten ein anderes Weib es aufzunehmen vermag. Sie bedürfen keiner persönlichen Vorzüge, der phantastische Schimmer ihres Standes ersetzt sie. In ihrer Hand liegt der Schlüssel zu einer abenteuerlichen Welt, die den Fanatiker der Nützlichkeitstheorie wie den Blasierten durch ihre Fremdartigkeit anzieht. Je nüchterner sein gewöhnliches Treiben, je poesievoller die Ziele, denen er nachjagt, um so sicherer wird ihn das Zigeunerleben berauschen, das sich hier vor ihm aufthut. In dem Prestige liegt also das ganze Geheimnis dieser Mesallianzen, nach denen man hinter den Kulissen strebt.“

Richard hatte Minna gebeten, sich des von seiner Mutter verlassenen kranken Kindes Sollings, der kleinen Hertha, anzunehmen, während er bei seinem Freunde blieb. Minna war natürlich sofort bereit und betrat mit Richard die Kinderstube der Villa Solling. Die junge Frau trat mit Richard ans Fußende der Wiege und betrachtete das schlafende Kindchen, das nach wenigen Augenblicken die Augen aufschlug und zu allen Umstehenden herumgehen ließ. Er reichte dem Kinde die Hand hin — es griff danach — er lachte vor Freude.

„Bei Gott!“ rief er bewegt, „meine Mutter würde sagen, das Mädchel sieht meiner Schwester Cäcilie ähnlich, als sie so klein war!“

Minna sprach einige Koseworte zu dem Kinde. Die Kleine lächelte mätt, als verstände sie die Laute,

und streckte die Ärmchen nach ihrer neuen Mutter aus. Diese hob schnell das Deckbett ab, nahm das kranke Kind auf die Arme und küßte es mit mütterlicher Zärtlichkeit.

Richard hatte sogleich Sollings Vater in Würzburg schonend von dem Unfall seines Sohnes benachrichtigt.

Der alte Solling kam sofort. Es war ein tief-ergreifendes Wiedersehen zwischen dem alten Mann und seinem von ihm vergötterten Sohne. — Nach dem Wiedersehen führte Minna den Alten in das Kinderzimmer, wo sein Enkelkind, das sich ziemlich erholt hatte, am Boden unter Anleitung der Bonne die ersten Gehversuche machte.

Liefergriffen hob der Alte das Kind empor, herzte und küßte es und Tränen rollten über die Wangen des Greises.

Am selben Tag war der Untersuchungsrichter in der Villa erschienen, um zum erstenmal in Gegenwart des Arztes, Wagners und Vater Sollings Alexander zu vernehmen.

Bisher hatte der Arzt eine Vernehmung Alexanders nicht geduldet; ja, es durften, darüber wachte der Arzt, Richard und Minna mit dem Kranken, wenn er bei Besinnung war, über das Vorgefallene nicht sprechen, um jede Aufregung zu vermeiden. Aber die Justiz war nicht müßig. Sofort nach dem meuchlerischen Überfall forschten die Beamten der Polizei nach dem Täter. Zu diesem Zweck wurden die Freunde und Bediensteten Alexander Sollings einem Verhör unterzogen.

Es wurde festgestellt, daß Frau Solling am frühen Morgen die Villa verlassen und nicht zurückgekehrt war. Weiter wurde festgestellt, daß diese ihren Weg am Strande entlang über die Brücke nach der Vorstadt nahm, gerade denselben Weg, den am selben Abend der verfolgte Attentäter einschlug. Er floh über die Brücke und verschwand,

als er den Ausgang am anderen Ende erreicht hatte und ihm jene Frauensperson, die von den Fischern bemerkt wurde, entgegentrat und einige Worte mit ihm gewechselt, worauf beide zusammen flohen und zwischen den Häusergruppen der ersten oder zweiten Straße den Augen der Verfolger entkamen. Die Flüchtigen wurden trotz sofortiger Durchsuchung in jenen Straßen und Häusern nicht entdeckt.

Wer war aber der Täter, wenn angenommen, daß jene Frauensperson, die mit dem Manne auf der Brücke zusammentraf, mit Frau Hedwig Solling identisch ist? Dieser konnte doch nur eine Person sein, welche mit Frau Solling befreundet oder deren — Geliebter war. Da Solling sowohl wie seine Frau nach Übereinkommen jeden Eklat vor der Dienerschaft vermieden, ja streng darauf bedacht waren, vor der Außenwelt als „glückliche“ Ehegatten zu erscheinen, so konnte die Dienerschaft, namentlich die weibliche, der Polizei bloß mit Vermutungen auf die Spur helfen. Die Dienerschaft sah schärfer und argwohnte, daß trotz des äußeren Scheines die Liebe zwischen Frau und Herrn Solling nicht besonders groß war, obwohl sie aus eigener Wahrnehmung keinerlei sogenannte häusliche „Szenen“ beobachteten.

„Man war still — immer still zu zweien“, bemerkte die Bonne dem Kommissar im Verhör.

„Zu zweien?“ frug der Kommissär.

„Nun ja, wenn die Ehegatten allein im Zimmer waren.“

„Woher können Sie denn dann wissen, daß Herr und Frau Solling still waren — wenn Sie sich nicht im Zimmer aufhielten?“

Die Bonne wurde feuerrot im Gesicht und stotterte verlegen: „Nun, ich — ich meinte, daß, wenn ein junges Ehepaar allein ist, man durch die dünnen Wände hier und da einen Laut hören könnte.“

„Haben Sie bemerkt, daß Herr und Frau Solling eifersüchtig aufeinander waren?“

„Nein — sie waren eben ruhig — sehr ruhig!“

Richard gab dem Kommissär bei seiner Vernehmung den Wegweiser, der zu Grisalys Wohnung führte. Die Polizei forschte sofort nach und erfuhr, daß Frau Solling sich am frühen Morgen zu Grisaly begab und mit diesem gegen acht Uhr früh das Haus für immer verließ. Nach Angabe der Fischer, die den Täter verfolgten, stimmte die Größe des Mannes und der Frau mit den Personen, die sie sahen, überein. — Aber da die Tat am selben Abend geschah, so blieb die Frage offen, wo Hedwig Solling und Gregor von Grisaly sich während des Tages bis Einbruch der Dunkelheit aufhielten, und der Beweggrund des Überfalles unklar, denn wenn Grisaly mit Hedwig floh, wozu brauchte er umzukehren und deren Ehemann meuchlerisch, wie ein gemeiner Mörder, zu überfallen? — Würde der Tod Sollings ihn zum Ziele geführt haben? Dann wäre die Frage, welches Ziel Grisaly verfolgte. — Nachdem er anscheinend ohnedies das Herz der Frau besaß, so war es bei dem Charakter des Abenteurers zweifelhaft, ob er eine dauernde Vereinigung über den Leichnam des Gatten hinweg mit Frau Solling anstrebte. Und wenn dies der Fall, war es ebenfalls zweifelhaft, ob ein offener Mord, wobei der Verdacht sofort auf Grisaly fallen mußte, ihn zum Ziele führen würde.

Diese Zweifel hoffte man durch die Vernehmung Sollings zu lösen, denn nur er allein hat den Täter von Angesicht zu Angesicht gesehen.

„Sie wurden also“, frug der Untersuchungsrichter Herrn Solling, welcher im Bett aufgerichtet, von Richard und seinem Vater unterstützt, saß, „am Abend des 12. Juni am Strande überfallen?“

„Ja.“

„Sahen Sie den Täter?“

Solling schloß die Augen und schöpfte Atem, dann antwortete er leise: „Nein!“

Die Anwesenden sahen sich überrascht an, wäh-

rend der Beamte die Augenbrauen zusammenzog und, langsam jedes Wort betonend, sprach: „Herr Solling, ich mache Sie aufmerksam, daß Sie Ihre Aussagen beschwören müssen. Ich brauche Sie wohl nicht auf die Bedeutung des Eides besonders aufmerksam zu machen und frage Sie deshalb nochmals: Haben Sie den Täter, der Sie überfiel, erkannt?“

Es entstand abermals eine kleine Pause, dann antwortete Solling, während er krampfhaft die Bettdecke mit den Händen hielt, bestimmter: „Nein!“

„Seltsam, nachdem die Ärzte erklärten, daß zwei Stiche in der Brust von vorn Ihnen beigebracht wurden, müßten Sie doch den Mann gesehen haben — oder“, hier suchte der Beamte durch eine schnelle Seitenfrage Solling zu überlisten, „war es eine Frau?“

Die zitternden Hände Sollings wühlten in der Bettdecke, und mühsam, fast keuchend entgegnete er: „Ich weiß es nicht!“

„Waren Sie im Moment des Überfalles bei Besinnung?“

„Ja.“

„Sie gingen also am Strande spazieren, als man Sie überfiel?“

„Nein.“

„Sie waren während des ganzen Tages des 12. Juni außer dem Hause?“

„Ja.“

„In Gesellschaft?“

„Mein Freund Richard Wagner begleitete mich —“

Solling holte tief Atem und griff nach dem Tuche, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen. Richard enthob ihn der Mühe, zog sein Tuch aus der Tasche, um Solling die Stirne zu trocknen, nachdem er dasselbe zuerst mit kölnischem Wasser benetzt hatte.

Ein dankender Blick belohnte den treuen Freund für den Liebesdienst.

„Wenn Sie das Sprechen anstrengt“, bemerkte der Untersuchungsrichter, „wollen wir die Angelegenheit auf einen anderen Tag verschieben, bis Sie sich besser fühlen.“

„Nein, nein“, entgegnete Solling mit schwacher Stimme, „ich fühle mich wieder wohler; wenn Ihre Fragen notwendig sind, bitte ich fortzufahren.“

„Darf ich mir die Frage gestatten, ob Sie mit Ihrem Freunde zwecklos während des Tages umhergingen?“

„Nein, wir verfolgten einen bestimmten Zweck.“

„Und der war?“

„Ich suchte —“

„Sie suchten?“

Solling ergriff krampfhaft die Hand seines Vaters und Richards und sah beide mit einem wehmütigen Blicke an.

„Ich bitte, Herr Untersuchungsrichter“, sagte der Vater Sollings, „meinen Sohn zu schonen, die Angelegenheit regt ihn, wie Sie sehen, auf. Ich sowie Herr Richard Wagner wollen gerne Rede stehen, nur bitte ich, meinen Sohn zu schonen.“

„Nein, Vater, nein“, unterbrach ihn Alexander, „ich will und muß sprechen. Sie fragten, wen ich suchte? — Nun denn“, keuchte Solling, „ich suchte — meine Frau —.“

„Ich hörte, daß sie am selben Tage morgens sechs Uhr Ihr Haus verließ.“

„Ja.“

„Allein?“

Solling sah den Untersuchungsrichter starr an und entgegnete: „Meine Frau verließ allein mein Haus!“

„Verzeihen Sie eine Frage, deren Beantwortung bei dieser Angelegenheit von großer Bedeutung ist. Ihre Frau liebte sie nicht?“

Solling schwieg.

„Hat Ihnen Ihre Frau Grund zur Eifersucht gegeben?“

„Ich hatte keine Beweise ihrer Untreue.“

„Also war sie Ihnen untreu?“

Solling atmete schwer und entgegnete nach einer kleinen Pause: „Ich weiß es nicht!“

„Der Mann, der Sie überfiel, war er größer, als Sie selbst sind?“

„Ich weiß es nicht, ich sah ihn nicht!“

„Die Stiche sind von oben nach unten geführt, und zwar muß der Täter nach Berechnung der Ärzte sie mit aller Wucht in Ihre Brust ordentlich gebohrt haben, und zwar mit der rechten Hand, dies ist feststehend. Da nun die Stiche von vorne und von oben nach unten gehen, so muß der Täter größer als Sie selbst gewesen sein.“

„Ich sah ihn nicht!“

„Sie wurden auch gewürgt, denn es befand sich eine Strangulationsmarke an Ihrem Halse; vielleicht ist es Ihnen möglich, uns im Zusammenhange ein Bild jenes Abends zu geben.“

„Eine Stunde, nachdem mich Herr Wagner verließ, ging ich nach Hause, um nach meinem Kinde, das unwohl war, zu sehen. Da das Kind schlief, litt es mich nicht im Hause und ich eilte abermals am Strande entlang; ich hoffte immer, meine Frau werde — müsse umkehren, denn ich hatte ihr ja nie ein Leid zugefügt, habe sie aus der Armut des Komödiantenlebens zu einer brillanten Stellung herausgehoben. — Der Gedanke war töricht, ich weiß es, aber was wollen Sie, man hofft und hofft; dann glaubte ich wieder, daß das Gefühl für das kranke Kind sie zurückführen würde und wollte ihr den Eintritt in mein Haus durch freundliche Worte erleichtern, und ging bis zur Brücke, weil ich mir einbildete, sie müsse von dorthier kommen. Dann trieb mich die Unruhe wieder zurück. Ich machte, nachdem

die Dunkelheit hereingebrochen war, kehrt, und eilte meiner Villa zu. Ich hörte zwar Schritte hinter mir, beachtete sie aber nicht. Plötzlich wurde ich an einer menschenleeren Stelle von rückwärts am Halse gepackt, zu Boden geworfen; durch das Würgen verlor ich die Besinnung und nur schleierhaft sah ich einen Mann vor mir, er kniete auf meiner Brust und —“

„Und —?“

„Ich verlor die Besinnung —“

„Sie hatten am letzten Abend einen Auftritt in Ihrem Hause, während Gesellschaft bei Ihnen war?“

Wagner unterbrach den Untersuchungsrichter: „Verzeihen Sie, nicht mein Freund hatte den Auftritt, sondern ich.“

„Mit dem Polen Gregor von Grisaly?“

„Ob er in Wirklichkeit ein Pole ist und so heißt, weiß ich nicht. Zu jener Zeit, als ich den Mann kennen lernte, gab er sich für einen französischen Künstler aus und ward André Biror genannt. Er wurde später wegen Betrug steckbrieflich verfolgt.“

„Sie erkannten ihn an jenem Abend in der Gesellschaft und rissen ihm die Maske ab?“

„So ist es!“

„Und der ehrenwerte Grisaly rächte sich; er kehrte zurück“, bemerkte der Untersuchungsrichter mit Bestimmtheit.

„Ja, ja, die Spur, die wir verfolgen, ist richtig“, und zu Alexander sich wendend, bemerkte er: „Herr Solling, halten Sie Ihre Frau des Einverständnisses mit jenem Grisaly für fähig? Denn nur Ihre Gemahlin kann jene Frauensperson gewesen sein, welche dem Täter entgegenlief; denn wahrscheinlich vollführte der Mann die Tat ohne Wissen jener Frauensperson. Diese, von einer Unruhe getrieben, ahnte vielleicht sein Beginnen, eilte ihm nach und traf ihn nach vollbrachter Tat, nachdem die Fischer beide sahen.“

Während der Rede des Kommissärs sank Sol-

ling, von einer Ohnmacht befallen, in die Kissen zurück. Der Vater und Richard beschäftigten sich mit dem Kranken, während der Beamte schnell das Verhör unterbrach und mit seinem Schreiber sich aus dem Gemach entfernte, Wagner noch zuflüsternd, daß er später ihn noch als Zeuge werde in Anspruch nehmen müssen.

Richard blieb mit Minna nahezu vier Wochen in Boulogne-sur-mer, bis der Zustand Alexanders sich gebessert.

Gebessert? Nicht doch. Der Arzt vertraute Wagner, daß der Dolch die Lunge und zum Teil das Rückenmark verlegt und Alexander wohl nie mehr seine Gesundheit erlangen werde. Mit tränenfeuchtem Blick verabschiedeten sich Richard und seine Frau von dem Freunde.

Wenn ein Mann mit zwölf, sage zwölf Franken zehn Centimen in der Tasche die Weltstadt Paris betritt, um dort zu leben, wird man ihn waghalsig nennen. Wenn aber Mann und Frau und ein riesig großer Hund als Fremde mit zwölf Franken im Geldbeutel einige Zeit leben wollen, so wird man diesem Beginnen sicherlich mit ängstlichen Gefühlen entgegensehen.

Richard Wagner war dieser kühne Mann mit zwölf Franken Vermögen, als er mit Frau und Hund die Weltstadt Paris betrat.

Er ließ bei seiner Ankunft Minna mit dem Hund im Wartesaal des Bahnhofes und begab sich, nachdem er beim Portier Toilette gemacht, auf die Jagd nach einer Wohnung. Nach drei Stunden kam Wagner vergnügt mit der Meldung zurück, daß er in der alten Tonmeteriestraße eine aus drei Piecen bestehende Wohnung gemietet.

„Ein sehr vertrauenerweckender Wirt, der mir versicherte, daß er den Ruhm genieße, ein historisches Haus zu besitzen, denn in der Wohnung über uns

sei Molière geboren worden. Also, Minna, wir wohnen in Paris im Geburtshause Molières. Ich hoffe, du wirst diese Gunst des Zufalls zu würdigen wissen.“

Als Minna eine halbe Stunde später die Wohnung betrat, rief sie erschreckt: „Aber, Richard, die Zimmer sind schrecklich düster — fast unheimlich — und auch feucht.“

„Aber“, warf Wagner launig ein, „historisch — hier wurde Molière geboren!“

„Das Mobiliar ist so ärmlich und schlecht —“

„Aber historisch — bedenke, Molière, der große Jean Baptist Poquelin genannt Molière, wurde am 15. Januar 1622 in diesem Hause geboren. Würdige diesen Umstand, er macht die Wohnung hell und das Mobiliar brauchbar und die Wände trocken.“

Richard Wagner schrieb von Paris aus seiner Schwägerin Therese: „Mein „Holländer“ ist im Kopf fertig, und ich glaube, Minna auch mit unserem Gelde. Die Arme hat auf der Meerfahrt viel gelitten, jetzt ist sie aber wieder wohlauf und hilft mir Schlösser bauen und den „Holländer“ ins richtige Fahrwasser bringen. In den Pausen sucht meine Frau kunstliebende Kaufleute, die, bis „Rienzi“ seine Schätze in unseren ausgeleerten Geldbeutel abladet, uns mit ihrem Vertrauen beehren wollen. In diesem Metier stehe ich ihr bei. Eine Kunsthandlung und zwei Kaufleute habe ich spielend zum Kredit bewogen. Minna zeigt im Pumpen mehr Geschick als ich dachte und hat bereits alle umwohnenden Bedarfslieferanten zur Straße gebracht. Brave, wackere Bürger, für die ich, so oft sie mir begegnen, den schönsten Gruß reserviere. Therese! Wenn du wirklich einen Theatermenschen heiratest, nehme vorher einen praktischen Kursus im — Pumpen bei uns. Diese Kenntnisse müssen Komödianten und Musiker, auch wenn sie die größten Genies sind, unbedingt be-

siken. Auch das Französische Minnas bessert sich mit jedem Tage!“

Ein Brief von Frau Minna Wagner an ihre Schwester Therese läßt einen Einblick in die traurigen Verhältnisse des deutschen Komponisten in Paris zu. „Besten Dank für die Sendung“, schrieb Minna an ihre Schwester in Dresden, „die leider drei Wochen auf dem Zollamt liegen bleiben mußte, da es Richard nicht möglich war, die zwei Franken vierzig Centimen Zollgebühren aufzutreiben. Die Hoffnungen Richards auf Paris sind schon jetzt gründlich zerstört. Die einzige nennenswerte Empfehlung, mit welcher wir nach der großen Weltstadt, in welcher man so leicht untergeht, gingen, war die Meyerbeers, der Richard mit unendlicher Liebe in Boulogne aufnahm und jede Förderung versprach. Diese Empfehlungen wirkten insofern, als Richard nicht in den Vorzimmern der Direktoren und Verleger zu antichambrieren brauchte, wie so viele hunderte Gesuchsteller. Mit dieser Bevorzugung war aber auch die Macht der Empfehlungsbriefe so ziemlich zu Ende, sonst gab es nur Versprechungen und Hoffnungen. Davon konnten wir aber nicht leben — und wir darbteten daher, da auch der Kredit bei den Kaufleuten schwierig wurde. Der Direktor der großen Oper sah mit seinem Kapellmeister den fertigen Teil von Richards „Rienzi“ durch. Beide waren entzückt, erklärten aber, daß, wenn Richard die Oper einreiche, vor ein bis zwei Jahren an eine Aufführung nicht zu denken sei. Sollen wir so lange hungern in dem teuren Paris? Mehr Glück hatte Richard mit dem „Liebesverbot“, dessen Text auf Empfehlung des Dichters Strodtmann, den wir hier trafen, der Dramaturg des Varietetheaters, Eugen Dumerjan, ins Französische übersetzte und bearbeitete. Von Meyerbeer Herrn Anatol Jolly, dem Direktor des Theaters de la Renaissance, empfohlen, erklärte dieser sich bereit, die Oper noch in diesem Jahr oder spätestens

Anfang nächsten Jahres aufzuführen. Seit dieser Zeit ist aber Monsieur Jolly wie umgewandelt. Er verzögert die Proben, ist für Richard nicht zu sprechen, verlangte, als er ihn sprach, daß Richard einen Akt mit Ballet für die Oper dazu komponiere. Richard kann doch die in der Oper vorkommenden Nonnen nicht Ballet tanzen lassen! Einen alten Leipziger Freund trafen wir hier, Heinrich Laube, der seit drei Jahren mit seiner jungen Frau in Paris lebt. Frau Iduna ist liebenswürdig, entgegenkommend. Laube hat nun Richard in die deutsche Künstlerkolonie eingeführt und mit Heinrich Heine bekannt gemacht. Heine machte sich über die Pläne Richards lustig, was meinen Mann ungemein verdroß. Bis jetzt haben sich die Deutschen in Paris uns, mit Ausnahme Meyerbeers, in keiner Weise förderlich gezeigt. Richard ließ Laube sein fertiges Textbuch vom „Fliegenden Holländer“ lesen. Laube sprach sich sehr reserviert darüber aus und erbot sich wieder, Richard ein Buch für eine Oper zu schreiben, was mein Mann jedoch ablehnte. Heine ließ sich dann das Libretto von Richard vorlesen. Nach der Vorlesung sagte Heine zu dem Dichter Strodtmann: „Jetzt weiß ich erst, warum Meyerbeer Herrn Wagner so warm empfiehlt — er wittert einen Nichtkonkurrenten, den schon das Libretto des „Fliegenden Holländers“ für Paris unmöglich macht. Wie hat dieser Sachse meinen schönen Stoff ruiniert!“ *) Strodtmann hatte nichts Eiligeres zu tun, als Richard das Urteil Heines mitzuteilen, und aus Ärger, auch weil wir Geld brauchten, um nicht Hungers zu sterben, verkaufte vier Tage später Richard den Entwurf vom

*) Heine erzählte die Sage vom fliegenden Holländer im „Salon“. Der bewegende Gedanke ist: Die Treue eines liebenden Weibes erlöst den zu ewiger Irrfahrt Verdammten; er machte den tiefsten Eindruck auf das empfängliche Gemüt des — selbst Erlösungsbedürftigen! Man nimmt an, daß Heine selbst durch ein englisches Melodram von Fitzball die erste Anregung zu dem fantastischen Märchen empfangen hat.

„Fliegenden Holländer“ an den Orchesterdirektor der Großen Oper, Monsieur Dietsch, für fünfhundert Franken, welcher den Text übersehen und Herrn Halévy, Auber oder Berlioz zur Verfügung stellen will. Von Herrn Scribe wollte Richard ein Libretto haben. Meyerbeer befürwortete Richards Ersuchen bei dem berühmten Librettodichter; allein Herr Scribe ließ sich nicht dazu bewegen und antwortete Meyerbeer: „Dieser Herr Wagner flöht mir nicht das geringste Vertrauen ein, um mit ihm zu arbeiten.“ Herr Meyerbeer ist zur Zeit in Berlin. Von seiner Rückkehr hoffen wir alles. Er war bisher noch der einzige Mensch, der für unsere hilflose Lage Verständnis und Eifer zeigte, uns zu helfen. Einstweilen schindet Richard Noten. Er komponiert für Sänger Lieder. Diese sollen seine Empfehlungskarte für die Pariser Gesellschaft sein. Im Tausch hat Monsieur Dietsch, der gut deutsch spricht, Herrn Heines Ballade „Die beiden Grenadiere“ und zwei Couplets aus dem Deutschen ins Französische übersetzt, Richard vertonte die Verse. Auch mehrere französische Romanzen, „Mignonne par Ronsard“, „Dors mon enfant“, „Attente par Victor Hugo“, setzte Richard in Musik. Dabei arbeitet Richard unermüdlich Artikel für die Journale, Novellen und an dem „Fliegenden Holländer“, wenn auch Dietsch den Text für einen französischen Komponisten zurechtlegt, will Richard mit dem „Fliegenden Holländer“ eine deutsche Oper komponieren. Eine Ouverture zu Goethes „Faust“, die Richard komponierte, ist wirklich wundervoll — aber dem Musikverleger Mauricio Schlesinger, dem er sie vorlegte, gefiel sie nicht, wenigstens lehnte er es ab, sie zu kaufen. Für diesen Herrn muß Richard, damit wir Geld zum Leben haben, Melodienarrangements aus beliebten Opern für das Cornet à Piston und dergleichen nichtsagende Arbeiten, die Richard zuwider sind, anfertigen. Aber wir müssen doch leben. Du siehst, daß es uns nicht rosig geht; dazu plagt

uns beide das Heimweh. Gott bessere bald unsere Lage, es ist die höchste Zeit. Mit Grüßen von uns
Deine Minna.“

Giacomo Meyerbeer hatte Richard Wagner an den Direktor des Theaters de la Renaissance, Anatol Jolly, dringend empfohlen, dabei aber nicht unterlassen, ihm einzuschärfen, vorher die „Brinetti“, den „Stern“ des Renaissancetheaters, aufzusuchen und um einen Strahl der Berühmten zu ringen; denn um diesen Stern dreht sich an diesem Theater alles.

„Wer ist Brinetti?“ frug Wagner.

Meyerbeer lächelte. „Wer? Ja, lieber Freund, das ist schwer zu sagen. Würde ich behaupten, daß sie die Geliebte Jollys sei, würde mir sicherlich sein stiller Teilhaber einen Prozeß an den Hals hängen, aber Jolly würde das Gleiche tun, wenn ich zum Schluß käme, die „Brinetti“ wäre mehr als die Freundin seines Geldgebers, und ich will lieber mit Jolly als mit seinem Kompagnon Nüsse knaden. Letzterer ist ein Neapolitaner, jähzornig und ungemein rachsüchtig. Genug, die Brinetti ist die Freundin beider; wem ihr Herz gehört, haben die Theaterhistoriker noch nicht festgestellt — aber sie beherrscht Jolly vollständig. Schade, daß Sie nicht einen Tag früher nach Boulogne-sur-mer kamen, Sie hätten hier die Vielbewunderte kennen gelernt.“

„Sie war hier?“

„Ja, mehrere Wochen, natürlich in Begleitung des Kompagnons, während der gute Jolly in Paris Vorbereitungen für die nächste Saison trifft.“

Wagner versprach, sich in Paris genau nach den Anweisungen seines Beschützers zu richten.

Die Verhältnisse des Theaters de la Renaissance lagen in der That höchst eigenartig.

Der Direktor Anatol Jolly hatte eine ziemlich bunte und schillernde Karriere hinter sich liegen. Er hatte zu seiner Zeit seinen Studentenrock am Leibe;

seine Kanonenstiefeln an den Beinen und seinen Ziegenhainer nach Art der deutschen Studenten, wie dies damals in Frankreich Mode war, in der Hand getragen und somit das wesentliche von dem erfüllt, was man in jener Zeit an vielen Orten schlechtthin studieren nannte. Auf dem Fectboden war er regelmäßig anzutreffen und auch bei Kommersen ließ er selten auf sich warten; dagegen soll er unverbürgten Nachrichten zufolge es sich im Besuche der Kollegien etwas bequemer gemacht haben. Als er die Universität verließ, machte er zum erstenmale die Bemerkung, daß er wenig gelernt habe. Bei Fortsetzung der wissenschaftlichen Laufbahn hätte dieser Umstand vielleicht einige Schwierigkeiten nach sich gezogen; aber Apollo sorgte sofort für Ersatz. Der fleißige Verkehr mit Kommersliedern hatte Jollys schöne Baßstimme auf das überraschendste entfaltet; was wunder, wenn er auf der Stelle seine Hoffnungen auf jenen weiten und allezeit offenen Hafen richtete, in welchen so manches unfertige oder halbzerschellte Fahrzeug eintreibt — auf das Theater. In diesem Worte liegt eine unendliche Ermutung für gar viele, die in ähnlicher Weise wie Herr Jolly ihr ursprüngliches Lebensziel verfehlten. Der Student, der sich vor den Prüfungen scheut, der Schreibereiflissene, dem das Sitzen zu viel wird, der junge Krieger, der sich mit der Disziplin nicht vertragen kann, und noch gar viele, die entweder zu faul oder in ihren Lebensansichten zu großartig sind, um sich mit den übrigen Millionen Menschen in das Joch der gewöhnlichen Beschäftigung zu beugen — zur Bühne sieht man sie eilen, zur Bühne, die, wie der Himmel, viele Wohnungen hat und ihre weiten Arme gastlich entgegenstreckt dem Tüchtigen wie dem Nichtnutzigen. Und wie schnell reißt in ihrer Lampenjonne oft der Lorbeer! Heute aus dem Kollegium, aus dem Regimente oder aus dem Comptoir verjagt, morgen aus Hunger in einer Kneipe zum erstenmale

Komödie spielend, übermorgen von einem wandernden Direktor aufgegriffen und am vierten Tage nennt sich der Mann stolz einen Künstler, und keine Seele protestiert dagegen, denn Künstler hieß früher nicht wer, sondern wen die Kunst hatte, d. h. wer von ihr leben will, nötigenfalls auch ohne sie zu besitzen. Ihre Kostgänger und Schmarotzer wähen sich von ihr adoptiert und bedienen sich feck ihres Namens. Wie sind auf diese Weise der Künstler so viele und wie sind ihrer doch so blutwenige! Heute sind die Verhältnisse beim Theater etwas besser geworden, aber damals waren sie in Deutschland, Frankreich und Italien so wie wir sie schildern. Indes durfte man Jolly nicht zu jenem großen Haufen der Kunstscharwerker zählen. Er war ein Mann von Geist und Verstand und dem neuen Berufe, den er mit Leichtsinne aufgesucht, gehörte er mit Ernst und gutem Willen an. Vielleicht wäre noch mehr aus ihm geworden, hätte nicht eine burschikose Rauheit, die ihm von seinen akademischen Jahren her eigen geblieben war, ihn bisweilen unumgänglich und unverträglich gemacht.

Ein kleines Kapital, das ihm ein Studienfreund vorstreckte, machte es ihm möglich, aus der Reihe der darstellenden Künstler auszutreten. In kurzer Zeit stand er an der Spitze einer Schauspielergesellschaft, die ihren Sitz in Mittelstädten des nördlichen Frankreichs aufschlug. Avancierte er hierdurch im Titel und in seiner äußeren Stellung, so war doch hiermit sein eigener künstlerischer Fortschritt abgeschnitten. Drei Jahre später machte es ihm ein größeres Darlehen desselben Freundes möglich, das Ideal seiner Träume zu erfüllen, um in Paris das Theater de la Renaissance zu pachten.

Jolly fand sich ganz in Händen seines Freundes und diese Abhängigkeit machte sich oft sehr fühlbar. Mit dem Giftzahn dieser Sorge, der an ihm

nagte, verbündete sich plötzlich noch die Qual einer Leidenschaft, die Jolly beherrschte.

Er hatte die Tänzerin Brinetti engagiert, und wenn man diese Acquisition nur aus dem geschäftlichen Gesichtspunkte beurteilte, so durfte man sie völlig gutheißen, denn die Pariser fanden an ihr großen Geschmack; das vorher brachgelegte Ballet begann durch sie im Renaissancetheater wieder lustig zu treiben und machte manche gute Kasse. Aber im Charakter des wahren Unglücks liegt es eben, daß selbst der Glücksfall sich in ein Mißgeschick verwandeln muß. War es in der Absicht des gefallsüchtigen Mädchens oder wollte es der böse Zufall, genug, der arme Jolly fing Feuer für Brinetti. Daß seine Flamme nicht erwidert wurde, war leicht zu erklären, aber selbst erwidert würde eine Liebe zu dieser Tänzerin immerhin den ärgsten Kalamitäten beizumessen gewesen sein. Unter der liebenswürdigsten und gefälligsten Außenseite, die vielleicht selbst den erprobten Menschenkenner eine Weile irreführt, barg die schöne Brinetti einen großen Überfluß von Bösartigkeit und herzloser Berechnung. Die Eigenartigkeit im Charakter der Brinetti schien die Fähigkeit der innigen Liebe auszuschließen. Aber auch ihrer Zärtlichkeit war jetzt ein feindseliger, verwundender Stachel beigegeben, der selbst dem Begünstigten verwehrte, sich seines Sieges zu freuen. Um wie viel schlimmer stand das Spiel für den Nichtbegünstigten, und in dieser Lage befand sich Jolly. Wäre er unglücklicherweise nicht der Theaterprinzival gewesen; so würde die fatale Frage sich einfacher und schonender gelöst haben.

Die Tänzerin würde ihm ohne Weiteres ihre Gleichgültigkeit gezeigt haben und dem Feuer wäre hierdurch endlich doch die Nahrung entzogen worden. Aber so gut sollte es ihm nicht werden, weil sein Direktorat ihn zu einer, wenigstens für die Interessen der Tänzerin wichtigen Person machte. So stieß

also die Tänzerin ihr Opfer zwar zurück, aber sie war zugleich bemüht, es festzuhalten, indem sie durch die widersprechendste Behandlung seine Sinne verwirrte, seine Selbständigkeit unter dem stürmischen Wechsel der Eindrücke begrub. Leise Hoffnung, offener Hohn, heute eine zweideutige Aussicht, morgen ein erbarmungsloses Wegschleudern waren die Mittel, durch welche sie betäubte und gefangennahm; es waren Pfeile mit Widerhaken, die das Wild, dem die Jagd galt, gerade an seiner Wunde schmerzhaft festhielten.

In solche Hände war also der arme Direktor Jolly gefallen. Er wand sich unter den moralischen Mißhandlungen der Künstlerin, aber ihre Kälte zog ihn an, er kam nicht mehr los; verschwenderische Geschenke, die er spendete, brachten ihn dem Ziele nicht näher.

Noch übler machte er seine Lage dadurch, daß er, durch das Benehmen der Tänzerin auf das äußerste getrieben, in letzter Zeit häufig den Versuch machte, Repressalien zu gebrauchen. Er griff sie von der Seite ihrer Eitelkeit an, gab ihr absichtlich wenig Gelegenheit, sich dem Publikum zu zeigen, zog jüngere Tänzerinnen herbei, um jene möglichst zu verdunkeln, begünstigte unter der Hand die von einer gewissen Fraktion im Publikum gebildete Opposition gegen das Ballet und somit gegen die Brinetti selbst, und hoffte, indem er sie auf diese Weise der fremden Offensive preisgab, sie dadurch zu nötigen, sich in seine schützenden Arme zu flüchten.

Das tat sie auch, aber nur solange, bis die Nebenbuhlerin entfernt war. Solange hielt sie Jolly fest umgarnt. Der Weg für die Künstler, Dichter und Kompositeure zur Direktion führte in jener Zeit durch das Boudoir der Tänzerin. Sie allein herrschte und regierte hinter den Kulissen des Theaters de la renaissance. Ihre Macht bestärkte Jollys Freund, der nach längerer Abwesenheit nach Paris zurück-

kehrte und sofort von der Künstlerin in ihren Bann gezogen wurde. Bevor Richard sich Jolly vorstellte, wußte er nicht, wer diese „Sphinx“ war.

Als Wagner mit Jolly zuerst sprach und dieser „Das Liebesverbot“ aczeptierte, war die Brinetti nicht in Paris.

Eines Tages erschien Wagner in der Wohnung Jollys. Man wies ihn nach dem Bureau des Direktors im Theater, da Jolly dort sechs Stunden des Tages und fünf Stunden des Abends und der Nacht zubringe. Aus dieser Einteilung mag der Leser er-messen, daß der Beruf eines gewissenhaften Theaterchefs zu den anstrengendsten gehört, und daß, um mit dem englischen Schauspieler Brinsley zu sprechen, der Beruf eines gewissenhaften Theaterchefs oft sofort hinter dem des Zuchthausdirektors kommt.

Wie so gar keine Ahnung haben die verschiedenen Grade des Publikums, ob sie nun aristokratisch und mit vollkommenem Komfort in Privat-, vornehm und ebenso komfortabel in den öffentlichen Logen, anständig auf dem Parterre oder höchst bequem auf der Galerie sitzen, wo wie in Wien die „G'wissen“ ihre Röcke ausziehen dürfen, wenn sie Lust haben; wie so gar keine Ahnung, sage ich, haben sie von den Drangsalen, Sorgen, Nöten und Glückswechselfn, womit der Proviantmeister für ihr Vergnügen zu kämpfen hat!

Werfen wir einen Blick in das Tagebuch Jollys oder eines anderen gewissenhaften Theaterchefs: Um 9 Uhr ins Theater gegangen; nicht spät, wenn man bedenkt, daß ich heute früh um halb ein Uhr dort war, den Repetitionszettel, der im Gange hängt, angesehen. Neues Ballett um zehn Uhr: Allgemeine Probe mit Szenerien, und Herrn Biren, Repetiteur, der Diener meldet schon vorher, daß im Vorzimmer der Direktion bereits sechs bis acht Personen des Chefs harren, um ihn zu sprechen. „Haben Sie nicht gesagt, daß von 11—1 Uhr Sprechstunde ist?“

„Gewiß, aber alle behaupten, mit Herrn Direktor außergewöhnliche Dinge besprechen zu müssen, die sich nicht in der Sprechstunde, in welcher so viele Personen mit Anliegen kommen, erledigen lassen.“

So geht es jeden Tag. Ich gehe in mein Zimmer. Der Tisch voller Briefe und Zeitungen. Die Überschriften der Briefe angesehen, ob sie wohl angenehmes oder unangenehmes bringen; dann denjenigen zuerst geöffnet, wo die Handschrift der Adresse mir bekannt ist. Urlaubsgesuche! „Beschwerden von Schauspielerinnen über schlechte Beschäftigung. Eine anonyme Denunziation über den Kapellmeister, der mit einer jungen kleinen Sängerin gestern „in einem stillen Restaurant in einer Vorstadt gesehen wurde!“ Sicherlich von neidischen Kollegen. Eingereichte Stücke mit ellenlangen Begleitschreiben. Nehmen wir ein Journal zur Hand und sehen nach der Rubrik: Theaterkritiken: über Hamlet. — (Liest.)

„— Theater. — Wenn wir uns herablassen, das Publikum auf die Direktion vielmehr Nichtdirektion dieses Theaters aufmerksam zu machen, so geschieht es nur, um unsere Mißbilligung gegen das System auszusprechen, dem man dort gegenwärtig huldigt. Man sucht zu sparen. Wer spart, vermehrt seine Güter, aber ein Direktor verbessert dadurch nicht die Vorstellungen in seinem Theater. In der Kunst darf man nicht sparen, sondern muß mit vollen Händen spenden — dann gedeiht sie. Die gestrige Vorstellung von Hamlet bewies wieder die Unfähigkeit der Direktion und des Sparsystems. Es war ein echter Mißerfolg.“ Das schreibt ein Kritiker, dem meine Gesinnung und Konfession mißfällt. Sehen wir was im anderen Journal über die gestrige Vorstellung steht. (Liest):

Theaterkritiken: über Hamlet. (Liest):

„— Theater. — Einen neuen überaus glänzenden Erfolg hat die Direktion dieses Theaters in der letzten Vorstellung von Hamlet verdient; in der

Tat, wir erinnern uns nicht, je so vollkommen befriedigt, ja — wir dürfen es wohl sagen — elektrifiziert und zur Bewunderung hingerissen worden zu sein, selbst nicht in diesem allgemein als vortrefflich anerkannten Theater. Die Darstellung hob sich sichtlich zur vollendeten Kunst, und die neue Ausstattung zeigte, daß die Direktion mit vollen Händen der Kunst opfert. Es war ein echter Erfolg.“

So schreibt das Blatt, das meiner politischen Gesinnung und Konfession näher steht. Wie so gar keine Ahnung haben die verschiedenen Grade des Publikums, wie Kritiken oft von persönlichen Eigenschaften des Direktors beeinflusst werden.

Es klopft: Herein! Atemlos tritt der Regisseur ein: „Was gibt's denn? Sie sehen ja ganz verstört aus; in was für ein Wespennest haben Sie wieder gestochen? Sehen Sie sich doch und sagen Sie alles ruhig, es mag sein, was es will.“ — „Madame Eugenie kann heute abend nicht singen!“

— „Der Teufel, sie muß, was fehlt ihr denn?“

„Ich weiß es nicht; aber hier ist ein offizieller Brief von ihrem Mann, und wir müssen ein anderes Stück geben.“

Diese Theatermänner! Sie sind zwanzigmal schlimmer als die Theatermütter. Der Besitzer eines hochtrabenden Namens oder starker Muskeln heiratet eine Künstlerin und läßt sich von deren Kunst ernähren, dafür gibt er ihr seinen Namen und den Extrakt seiner Muskeln, schreibt ihre Briefe und chikanirt alle Direktoren.

„Ich durchschaue ihr ganzes Spiel; sie ist mit ihrer Rolle in dem neuen Stück nicht zufrieden, und doch wird es heute erst zum zweitenmal aufgeführt, und die ganze Sache hat mich zwanzigtausend Franken gekostet; es wurmt sie, daß der Tenor die Glanzstelle, daß Brinetti das Publikum wieder durch ihre Kunst und Grazie entzückt hat. Aber ich lasse mich nicht so behandeln. Sie hat gleich bei der ersten

Repetition die Nase gerümpft. Mein Kompliment an den Theatergatten — und ich verlange ein ärztliches Zeugnis.“ — „Was ist da zu tun?“ — „Sprechen Sie doch!“ — „Könnte nicht Fräulein Amanda die Rolle übernehmen?“ — „Nein, sie kann vor drei Wochen nicht auftreten.“ — „Vielleicht würde Fräulein Jamin einen Versuch machen?“ — „Mein Gott, auch diese nicht; sie ist bis über die Ohren verliebt und kann kein geschicktes Wort reden. Auch weiß sie noch keine Linie davon auswendig, und ich wundere mich nur, daß sie nicht auch vollends vergift, am Samstag morgen ihren Gehalt an der Kasse zu holen.“ Gehen Sie sofort selbst zu Madame Eugenie, d. h. zu ihrem Mann, denn dieser regiert seine Frau und lebt von ihrem Gehalt, und sehen Sie nach, ob sie wirklich krank ist oder sich bloß so stellt. Sagen Sie ihr, sie müsse notwendig heute abend kommen. Geben Sie ihr die schönsten Worte, schmicheln Sie ihrem Mann, ich sei in einem Zustande, der an Wahnsinn grenze, und das Schicksal der ganzen Saison hänge vom Erfolg des neuen Stückes ab, er sei mein Retter, wenn er seine Frau singen lasse. Sagen Sie ihr, zwei Minister kommen expreß, sie singen zu hören, und versprechen Sie dem braven Mann mit der starken Muskulatur die Hauptpartie der neuen Oper „Das Liebesverbot“ von dem jungen deutschen Komponisten.“

„Sie haben also meinen und des Kapellmeisters Rat befolgt und werden „Das Liebesverbot“ auführen? Es ist eine Oper, die sicherlich beim Publikum Erfolg haben wird.“

„Ich habe die Oper selbst gestern abend durchgespielt, sie vortrefflich gefunden und Herrn Richard Wagner sofort angezeigt, daß ich „Das Liebesverbot“ zur Aufführung annehme. Auch dankte ich Herrn Meyerbeer für die Empfehlung des Herrn Richard Wagner. Ich habe in ihm einen vortrefflichen jungen Künstler kennen gelernt und denke ihn mit seinen

Werken an meine Bühne zu fesseln. Gestern ist die Brinetti von ihrem Urlaub zurückgekehrt. Um Fräulein Brinetti zu überraschen, bat ich Herrn Wagner, einen Ballettakt zur Oper zu komponieren. Ich zweifle nicht, daß er meinen Wünschen nachkommen wird, denn zum Erfolge gehört, daß auch der Name unseres Sternes auf dem Theaterzettel steht, wenn „Das Liebesverbot“ beim Publikum dauernde Zugkraft ausüben soll. Doch jetzt eilen Sie zu Madame Eugenie, suchen Sie diese um jeden Preis zur Mitwirkung zu bewegen.“

„Ich eile, Herr Direktor. Übrigens haben wir noch außer dem „Liebesverbot“ einen Treffer für die Saison in petto, das neue Drama „Die Aufgeklärten“. Das Sujet ist zwar radikal, die Grundsätze zu demokratisch; aber, wenn dieses Stück kein Aufsehen erregt, so will ich mir nie mehr in meinem Leben ein Urteil anmaßen. Drei Dekorationen sind bereits fertig, die Rollen ausgeteilt. Jede Szene endet mit einem Effekt, jeder Akt mit einem Gemälde. Diese Tragödie wird jedenfalls die trüben Wolken des Kammers verschweuchen.“ In diesem Augenblick brachte ein Diener des Unterrichtsministeriums, dem damals die Zensur unterlag, ein Paket. „Ein Paket vom Ministerium.“ — „Was mag es wohl bedeuten?“ Herr Jolly öffnete das Paket, zog ein Buch heraus und las das Begleitschreiben:

„Mein Herr! Ich bin beauftragt, Ihnen zu melden, daß das fünftaktige Drama, „Die Aufgeklärten“ betitelt, das Sie im Manuskripte zugeschickt haben, unmoralische Lehren enthält und sich auch sonst nicht zur Aufführung eignet, daher das Ministerium hiermit die Erlaubnis verweigert.

Ihr ergebenster

usw., usw.“

An den Direktor des
Theaters Renaissance.

„Sie sehen, lieber Freund“, sagte Jolly, das Schreiben beiseite legend, „daß sich ein Direktor nie auf einen Erfolg freuen darf; bevor die Zensur nicht die Erlaubnis dazu gibt. Und die neuen Dekorationen! Wo ist das Rosenbett, auf welchem man uns Direktoren träumend glaubt?“

Der Regisseur entfernte sich kopfschüttelnd mit den Worten: „Die Zensur — sie raubt uns und den Dichtern die besten Hoffnungen!“

Als der Regisseur sich entfernt hatte, wurde Herr Richard Wagner gemeldet.

„Ich lasse bitten!“

Wagner trat in das Allerheiligste der Direktion. Jolly eilte ihm entgegen, begrüßte den deutschen Komponisten auf das herzlichste und nötigte ihn, neben sich auf dem Sofa Platz zu nehmen.

„Ich komme, Ihnen für die Annahme meines Werkes zu danken, Herr Direktor!“

„Ich muß Ihnen danken, daß Sie „Das Liebesverbot“ meiner Bühne anvertrauten. Hoffentlich werden Sie auch meinen Vorschlag, das Ballett betreffend, billigen. Sehen Sie, unser Publikum will Ballet oder sagen wir besser, die Habitues wollen schöne Beine der Ballerinen sehen. Ich bin von Ihrer Musik entzückt, das Sujet gefiel mir — aber es fehlt das gewisse Etwas, um das sich alles bei den Parichern dreht!“

„Sie haben zweifellos den Geschmack Ihres Publikums im Auge, ich den Sinn meines Werkes, und fand nach reiflicher Überlegung absolut keinen Raum in meiner Oper, wo ich ein Ballett anbringen könnte.“ —

„Dann allerdings“, fiel Jolly sichtlich verstimmt ein — — —

„Treten Sie von unserer Abmachung, die Oper aufzuführen, zurück. Das wollen Sie wohl sagen, Herr Direktor?“

Jolly dachte einen Moment nach und reichte

Wagner die Hand. „Nein, das will ich nicht sagen. Ich habe Ihnen, weil mir Ihre Musik gefiel, zugesagt, die Oper aufzuführen, und dabei bleibt es, Herr Wagner!“

„Ich danke Ihnen und freue mich herzlich dieses Versprechens!“

In dem Augenblick öffnete der Diener die Türe und meldete Fräulein Brinetti.“

Jolly eilte dem Stern des Renaissancetheaters entgegen.

4. Kapitel.

Neue Enttäuschungen.

Wagner war aufgestanden und wollte sich freudigen Herzens über das Versprechen Jollys entfernen, als dieser mit Fräulein Brinetti vortrat und Richard zurief: „Bleiben Sie, mein Freund, damit ich das Vergnügen haben kann, Ihnen die gefeierte Künstlerin Fräulein Lorezza Brinetti vorzustellen. — Herr Richard Wagner, ein sehr talentvoller Komponist, den mir Herr Giacomo Meyerbeer empfahl.“

„Lorezza!“

„Herr Wagner!“

Es war ein Glück, daß während dieser formellen Vorstellung der Regisseur die Tür öffnete, um Jolly eine Mitteilung zu machen, er hätte sonst das Mienenspiel Lorezzas und Wagners sehen müssen. Lorezzas vorher bleiches Gesicht bedeckte sich mit tiefer Purpurröte, während um Wagners Mund ein Anflug von Lächeln spielte.

Jolly machte der Situation ein Ende, indem er sich an Lorezza wandte: „Verzeihe, aber ich werde gerufen. Eine Abänderung macht meine Anwesenheit auf der Bühne notwendig. Hoffentlich werden Sie“, rief dann Jolly Wagner zu, „durch die Nähe Fräulein Brinettis zur Komposition der von mir gewünschten Balletteinlage begeistert? Ich habe nämlich von unserem jungen Freund eine Oper, „Das

Liebesverbot“ zur Darstellung angenommen und sprach den Wunsch aus, daß er für dich einen Ballett-akt dazu komponiere. Vielleicht gelingt es deiner Überredungskunst, die Zusage des Herrn Wagner bis zu meiner Rückkehr zu erlangen.“

Mit einem freundlichen Gruß entfernte sich Jolly mit seinem Regisseur.

Nach einer kleinen Verlegenheitspause begann Wagner, indem er Lorezza voll Bewunderung betrachtete, denn sie war in der That schöner als je:

„Ich muß mich wohl auf ein recht böses Gesicht von Ihnen gefaßt machen, daß Sie mich plötzlich hier sehen?“

„Allerdings, Herr Wagner, war ich überrascht.“

„Keineswegs mehr wie ich, als ich den Namen Brinetti hörte und Lorezza Castoni fand.“

„Brinetti ist mein Familienname, Castoni mein Künstlernamen. Den letzteren legte ich, nachdem ich Würzburg verlassen, ab“, bei diesen Worten ließ sich Lorezza nieder, „nachdem die Blätter von einem Skandal im Theater erzählten, in dem mein Name unliebsam auf den Markt geworfen wurde. Ich ging nach Mailand, vervollkommnete bei dem ersten Meister der italienischen Tanzkunst mein Können, und trat im Skalatheater als Prima-Ballerine zum erstenmal unter meinem Familiennamen Brinetti vor das Publikum und gefiel. Mein nächstes Engagement führte mich nach Paris.“

„Wo Brinetti als Stern der Kunst am Firmament leuchtet.“

Lorezza lächelte. Es lag eine Anklage für Wagner in der boshafsten Art, wie Lorezza ihre Worte betonte, wofür Richard mit einem Lächeln quittierte.

„Sie sind Herrn Direktor Jolly“, begann Lorezza nach einer Pause, „durch Herrn Meyerbeer empfohlen worden?“

„Ich war so glücklich!“

„Und wie nannten Sie die Oper, von welcher Herr Jolly eben sprach?“

„Das Liebesverbot.“

„Es ist also nicht die Oper, welche Sie mir in Würzburg zur Durchsicht überließen?“

„Nein — es ist die zweite Oper, die ich komponierte. Herr Jolly hat „Das Liebesverbot“ zur Aufführung übernommen.“

„Wirklich?“

„Ja, er gab mir sein Wort, die Oper noch in dieser Saison zur Darstellung zu bringen.“

„Sie waren wohl darüber sehr erfreut — doch das läßt sich denken.“

„Gewiß, denn die Aufführung meines „Liebesverbotes“ soll das Fundament bilden, auf welchem ich in Paris meine Zukunft aufbauen will.“

Über Lorezzas Züge glitt es bei diesen Worten wie ein triumphierendes Lächeln.

„Ein Fundament für die Zukunft“, wiederholte dann Lorezza, jedes Wort betonend. „Wir arbeiten, solange die Jugend währt, an diesem Fundament, und sind überrascht, daß es eigentlich für den Bau, den wir darauf errichten müssen, so selten paßt. Wie oft baute auch ich ein solches Fundament — und fand mich trotz aller Vorsicht betrogen. Wir Deutsche — —“

„Wir Deutsche?“ frug Wagner erstaunt.

„Ich sagte Ihnen noch nicht, daß meine Mutter eine Deutsche war. Ja, ja — eine Deutsche sitzt hier vor Ihnen. Meine Mutter lernte in München einen Beamten des Toskanischen Hofes, welcher sich zu Besuch des Königs damals in der bayerischen Residenz aufhielt, kennen und folgte ihm nach Florenz. Das junge Paar lebte glücklich in der herrlichen Arnstadt. Als ich acht Jahre alt war, starb mein Vater. Meine Mutter erhielt eine kleine Pension, die sie nach dem toskanischen Hausgesetz für Beamte der unteren Kategorie nur dann erhielt, wenn

im Großherzogtum ihr Domizil blieb. Da die Pension sehr klein war, ließ mich meine Mutter in Florenz für das Ballett ausbilden. Sie selbst hatte als Überrest einer schweren Krankheit eine gelähmte Hand und konnte nur mühsam die Hausarbeit verrichten. So war unser Leben kümmerlich und meist war bittere Not die einzige Gefährtin, die ihre Einsamkeit mit uns teilte. So oft meine Mutter, nachdem ich bereits sechzehn Jahre zählte, die Pension an der Kasse des toskanischen Hofsekretariats holte, nahm sie mich mit, um, da sie die rechte Hand nicht gebrauchen konnte, für sie den Empfang zu quittieren. Bei dieser Gelegenheit machte die Mutter die Bekanntschaft des Hofsekretärs. Derselbe erfreute sich einer sorgenfreien Existenz, er war nicht reich, wie er der Mutter sagte, aber er hatte als toskanischer Beamter sein gutes Auskommen und seinem Glücke fehlte nichts, wie er versicherte, als eine treue, brave Frau, wobei er einfließen ließ, daß er mich schon lange im stillen liebe. Endlich ließ die Mutter sich bestimmen, seinem immer dringenderen Verlangen nachzugeben und ihn in ihrer Mansarde zu empfangen. Wir lernten uns näher kennen, und wie er das Vertrauen der Mutter gewonnen, so glaubte jetzt auch die Tochter seinen schönen Worten, setzte keinen Zweifel in seine Ehre. Einige Wochen später hielt er formell um meine Hand an und frohen Herzens wurde sie dem braven Mann bewilligt.“ Hier stockte Lorezza, und erst nach einer Pause fuhr sie fort: „Ein italienischer Dichter behauptet, daß alle Töchter Italiens kochendes Blut in den Adern haben, und wenn sie lieben, den Besuch im Herzen tragen. So muß es wohl sein, denn ich liebte den Mann und es geschah, was leider nur zu oft geschieht . . . die vertrauensvolle Braut wurde seine Frau, bevor der Priester seinen Segen zu der Verbindung gab, und nun erst entpuppte sich der brave Mann. Der Hochzeitstag wurde verschoben und als die Mutter end-

lich ihn ernstlich aufforderte, sein Versprechen zu erfüllen, da erklärte er, daß das Gesetz für die Beamten des toskanischen Hofes diesen nicht gestatte, ein Mädchen zu ehelichen, welches auf ihrer Ehre einen Makel trage. Gewiß, meine Ehre hatte einen Makel — ich gab einem Kinde das Leben, und der fromme toskanische Hof duldete nur ehrenwerte Beamte und Frauen um sich. — Meine arme Mutter überlebte nicht lange die Tat des braven Mannes, denn sie machte sich Vorwürfe, der Verführung ihrer Tochter mit eigenen Augen zugesehen zu haben, die Schande ihres einzigen Kindes warf sie aufs Krankenlager, von dem sie sich nicht mehr erhob. Ein Jahr später wurde sie begraben . . . Schutzlos stand ich als arme Waise nun allein dem Schändlichen gegenüber. Die käufliche toskanische Behörde nahm mir auf Veranlassung des Verführers mein Kind. — Ich verließ Florenz und ging nach Deutschland, um in der bayerischen Residenz bei einer Verwandten meiner Mutter Unterkunft zu suchen. Ich fand eine arme alte Frau, die kümmerlich ihr Dasein fristete. Sie nahm mich trotzdem auf und teilte mit mir das Brot. In München engagierte man mich für das Nationaltheater mit kleiner Gage und dort lernte ich bei einer Kollegin Herrn Alexander Sölling kennen.“

„Ah!“

„Er empfahl mich der Direktion des Theaters in Würzburg, welche auf seine Veranlassung im Repertoire kleine Ballette und Pantomimen einfügte. In seiner Fürsorge für meine Existenz glaubte ich seine Liebe für mich zu entdecken — und dankte ihm und dem Schöpfer im Herzen dafür. Ich klammerte mich an diesen Hoffnungsstrahl eines neuen Glückes mit der ganzen Kraft, denn ich glaubte in ihm die rettende Hand gefunden zu haben, deren ich bedurfte, um mir wieder aus dem Abgrunde herauszuhelfen, in welchen ich gesunken war. Ich suchte die Er-

innerungen an meine traurige Vergangenheit zu unterdrücken; die Hoffnung auf ein Fundament meiner Zukunft, auf eine neue, ehrbare und geachtete Existenz durch die versöhnende Kraft einer wahren, uneigennütigen und reinen Liebe war zu verlockend, als daß ich mich hätte entschließen können, ihn aufzugeben, nachdem ich sah, daß er einer anderen sein Herz geschenkt. Ich war meines Unrechtes bewußt, welches ich beging, wenn ich sein Schicksal mit dem meinigen verflocht, aber ich konnte nicht anders, denn der Gedanke, ihn verlieren zu müssen, war mir entsetzlich. Wenn er mich liebte, wie ich zuerst nach seinen Handlungen annehmen mußte, wer dürfte es wagen, meiner Vergangenheit wegen einen Stein auf mich zu werfen? Wer hätte ein Recht dazu gehabt, mich zu verdammen? Freilich, wenn man geforscht, da hätten sie auch verurteilt, die strengen Sittenrichterinne, die stolzen Tugendheldinnen, die sich so viel auf ihren ehrbaren Lebenswandel einbilden, die gleichnerischen, hochmütigen Pharisäerinnen, die beim Anblicke einer durch schmähhlichen Verrat gefallenen unglücklichen Komödiantin mit frommem Augenaufschlag beten: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie diese hier! . . . Wissen sie denn, welche Wendung ihr Lebenslauf genommen hätte, wenn sie in gleichen Verhältnissen wie ich geboren und aufgezogen worden und um ihre erste Liebe auf gleiche Weise betrogen?

Da kam das Verhängnis, Sollings Liebe zu der schönen Primadonna. Ich sah sie aufsteigen, sah mein erträumtes Glück langsam entschwinden. Es waren Stunden der furchtbarsten Folter und qualvollsten Angst, in welchen ich bald verzweiflungsvoll die heißesten Gebete zum Himmel sandte, bald im dumpfen Groll gegen Gott blasphemierende Verwünschungen über das tödliche Schicksal ausstieß, welches es zuließ, daß ich so unschuldig litt. Man verdammt das gefallene Weib und will nicht fassen,

wenn sie, nachdem man sie betrogen, belogen und ihr Herz gemartert, sich an jeden Halm klammert, um wieder aus dem Sumpf emporzukommen, gleichviel durch welche Mittel. In meiner Angst, Solling zu verlieren, suchte ich Hilfe. — — Ha, um welchen Preis — — um welchen Preis?“

Wagner schwieg und ließ dem wilden Schmerz Lorezzas Zeit, sich auszutoben. Er ehrte die Gründe, denn er war gefühlvoll und auch noch jung genug, um eine leidenschaftliche Liebe und einen dieser Leidenschaft entsprechenden Schmerz zu begreifen. In diesem Augenblick fühlte Wagner Mitleid für die Frau, die er bisher für eine berechnende, herzlose Komödiantin hielt.

„Sehen Sie, damals hatte auch ich ein Fundament für die Zukunft in der Ehe mit Solling gesucht, und Sie haben mitgeholfen, dieses Fundament zu zerstören. Heute will ich heimzahlen, was Sie mir damals zugefügt; Herr Jolly versprach Ihnen, Ihre Oper aufzuführen — und ich sage Ihnen: Eher schließen sich die Pforten dieses Hauses — ehe Sie in diesem das Fundament für Ihre Zukunft finden!“

„Herr Jolly versprach mir mit seinem Wort —“

„Herr Jolly!“ Lorezza lachte höhnisch auf. „Das Gebäude des Herrn Jolly ist auf die Wechsel Pascal Roues, meines Geliebten, aufgerichtet. Ein Wort von mir und das Renaissancetheater hat aufgehört zu sein!“

„Sie werden — — —“

„Ich werde Herrn Pascal Roue bestimmen, seine Wechsel Herrn Jolly zur Zahlung präsentieren zu lassen, wenn dieser Ihnen gegen meinen Willen das gegebene Wort halten und Ihre Oper aufführen will.“

Mit diesen Worten verließ Lorezza erregt das Zimmer.

Acht Tage später wurde der Bankerott des

Renaissancetheaters verkündet und Richard Wagner war in Paris um eine Hoffnung ärmer.

Für Richard Wagner war damals der Höhepunkt der Not erschienen. Er schrieb später darüber (2. Oktober 1844): „Ich habe in meinem Hauptleidensjahr in Paris mich hauptsächlich nur durch Journalartikel ernähren können.“ Sein treuer Freund und Gefährte, der Maler Kieß, teilte mit dem Ehepaar Wagner das letzte Brot, wenn der Verleger Schlesinger dem jungen Komponisten weitere Vorschüsse versagte und die Deutschen in Paris für Wagners Anliegen taube Ohren hatten. Die Situation nützte Schlesinger aus. Als Eigentümer der Musikzeitschrift, der *Revue et gazette musicale de Paris*, beauftragte er Wagner, neben dem Arrangement von Melodien Artikel für seine Zeitung zu verfassen. Natürlich für ein kärgliches Honorar. Der Not gehorchend, schrieb Wagner scharfe Artikel über die Pariser Musikverhältnisse, ferner „über deutsche Musik“ und die Kunstnovelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“, die Wagner schon in Riga begonnen hatte. In dieser Novelle zeigte er seine ganze schwärmerische Verehrung und Begeisterung für den großen Meister. Die Novelle fand großen Anklang, nur Herrn Schlesinger war sie „zu düster“. Er beauftragte daher Herrn Wagner, ihm eine humoristische Erzählung für die *Gazette musicale* zu schreiben. Als Gunst versprach Herr Schlesinger Wagner, um ihn den Parisern als Komponisten vorzustellen, in den von der Firma arrangierten Konzerten eine Komposition von ihm aufzuführen. Dies geschah auch am 4. Februar 1841 im neunten Konzert, welches Herr Schlesinger seinen Abonnenten gab. In derselben kam mit bedeutendem Erfolg eine Ouvertüre von Richard Wagner zur Aufführung. Als Wagner am 5. Februar bei Schlesinger erschien, um sich sein Honorar zu holen, sagte der Chef Maurice:

„Junge Komponisten müssen für die Ehre arbeiten. Man darf diese nicht durch Bezahlung von Honoraren zur Faulheit animieren. — Bringen Sie mir bald eine neue Novelle, Herr Wagner, und grüßen Sie mir Ihre liebe Frau.“ Mit diesen Worten war das Aufführungshonorar für die Ouvertüre beglichen.

— Binnen wenigen Tagen, während er an der Vollendung des „Rienzi“ arbeitete, lieferte Wagner Herrn Schlesinger die gewünschte Novelle, die er „Das Ende eines deutschen Musikers in Paris“ betitelte, in welcher mit jenem Humor, der mit Tränen durchsetzt ist, seine eigenen Schicksale bis zum wirklichen Hungertode darstellte, dem er bis jetzt glücklicherweise entgangen war. In dieser Novelle führt Wagner nicht nur sich selbst, sondern auch seine Frau, den treuen Freund Riek, und auch den Hund mit Rollen ein. Seinen wenigen treuen Freunden aber, mit denen er in trübseelig traulicher Zurückgezogenheit des Abends in seiner Wohnung sich zusammensand, hatte er hiermit ausgesprochen, daß er vollständig mit jedem Wunsche und jeder Hoffnung auf Paris gebrochen und der junge Mann, der mit jenem Wunsche und jener Aussicht ins Land gekommen, wirklich des Todes gestorben sei.

Anfang November kehrte endlich Meyerbeer nach Paris zurück. —

Wagner beeilte sich, dem Gönner die vollständige Partitur seines „Rienzi“ vorzulegen, und am 4. Dezember 1840 sandte Richard Wagner die Partitur von „Rienzi“ an die Hoftheaterintendanz nach Dresden, gleichzeitig mit einem Immediatgesuch an den König von Sachsen, ab. — Da die Antwort lange auf sich warten ließ, verwendete sich Meyerbeer unter dem 18. März 1841 beim Generalintendanten von Lüttichau nicht nur für das Werk, sondern auch für den notleidenden Komponisten desselben. Der Brief, welcher nicht sehr bekannt ist, lautet:

„Ihre Exzellenz werden mir vergeben, wenn ich Sie mit diesen Zeilen belästige, ich erinnere mich Ihrer steten Güte für mich zu lebhaft, um einem jungen interessanten Landsmann es abschlagen zu dürfen, wenn er, mit vielleicht zu schmeichelhaftem Vertrauen auf meine Einwirkung auf Ew. Exzellenz mich bittet, sein Anliegen mit diesen Zeilen zu unterstützen. Herr Richard Wagner aus Leipzig ist ein junger Komponist, der nicht allein eine tüchtige musikalische Bildung besitzt, sondern auch viel Phantasie hat, außerdem auch eine allgemeine literarische Bildung besitzt und dessen Lage wohl überhaupt die Teilnahme in seinem Vaterlande in jeder Beziehung verdient. Sein größter Wunsch ist, die Oper „Rienzi“, deren Text und Musik er verfaßt hat, auf der neuen königlichen Bühne zu Dresden zur Auf- führung zu bringen. Einzelne Stücke, die er mir daraus vorgespielt, fand ich phantasiereich und von vieler dramatischer Wirkung. Möge der junge Künstler sich des Schutzes Ew. Exzellenz zu erfreuen haben und Gelegenheit finden, sein schönes Talent allgemeiner anerkannt zu sehen. Ich nehme nochmals die Nachsicht Ew. Exzellenz in Anspruch und bitte Sie, mir Ihr geneigtes Wohlwollen zu erhalten. Hochachtungsvoll Ew. Exzellenz ergebenster Diener
Meyerbeer.“

Auch diese warme Empfehlung Meyerbeers beschleunigte nicht sofort die Erledigung, und Wagner vollendete indes in sieben Wochen den „Fliegenden Holländer“. Um schnell das Werk zu schaffen, bedurfte er eines Klaviers, welches Minna ohne „Gutschein“ dem ehrsamem Kunsthändler auf drei Monate Miete abschwahte. — „Nachdem ich eine ganze Zeit nur schriftstellerisch tätig war, lief ich, als es angekommen“, lautet seine eigene Erzählung, „in wahrer Seelenangst umher; ich fürchtete nun entdecken zu müssen, daß ich gar nicht mehr Musiker sei. Mit dem Matrosenchor und dem Spinnerlied begann ich

zuerst; alles ging mir im Fluge von statten, und laut auf jauchzte ich vor Freude bei der innigen Wahrnehmung, daß ich noch Musiker sei.“ Bei der Komposition bildete die Ballade der Senta in dem Grade die Grundlage für das ganze Werk, daß er nur die in ihr enthaltenen verschiedenen thematischen Reime nach allen in ihnen selbst gegebenen Richtungen weiter zu entwickeln hatte, damit sie sich als ein vollständiges Gewebe über das ganze Drama ausbreiten konnten. Da der Glanz des Pariser Ideals vor ihm erblichen war, hatte er auch die Gesetze der Form für seine neue Konzeption aus einem anderen Quell zu schöpfen; schon bei Abfassung des Gedichtes fühlte er sich daher anders als noch vor drei Jahren bei der Abfassung seines Librettos zum Rienzi, wo er nur einen Operntext im hergebrachten Sinne beabsichtigte, der es ihm ermöglichen sollte, alle die vorgefundenen Formen so reichlich als möglich auszufüllen, als da sind: Introductionen, Finales, Chöre, Arien, Duette, Terzette usw. Die Entstehung des Holländers war eine andere; das verdichtete Bild des ganzen Dramas, das in der Einfachheit seiner Handlung, wie schon bemerkt, noch ganz den balladenhaften Charakter bewahrt, war hier die Ballade der Senta, und wirklich entstand diese auch in Vers und Melodie ganz zuerst, noch ehe er zur eigentlichen Ausführung des ganzen Werkes schritt.

Deutsch und dramatisch sollte das Kunstwerk sein, welches dem Schöpfer desselben frühzeitig vor-schwebte. Die sogenannte „Oper“ dachte er sich gar bald nur im Glorienscheine des wahrhaftigen musikalischen Dramas. In Richard Wagners phantastischer Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“ legt Wagner, um seine eigenen künstlerischen Anschauungen klarzulegen, Beethoven folgende Worte in den Mund: „Wollte ich eine Oper machen, die nach meinem Sinne wäre, würden die Leute davon-

laufen; denn da würde nichts von Arien, Duetten, Terzetten und all dem Zeug zu finden sein, womit sie heutzutage die Oper zusammensliden, und was ich dafür machte, würde kein Sänger singen und kein Publikum hören wollen. Wer ein wahrhaftes musikalisches Drama machte, würde für einen Narren angesehen werden.“

In die Zeit des ersten Pariser Aufenthaltes fällt Richard Wagners erste Begegnung mit Franz Liszt.

An allen Straßenecken von Paris war in großen Lettern der Name Franz Liszt zu lesen.

Die Franzosen waren schon von der Vorankündigung der Lisztschen Konzerte entzückt, denn sie kannten den Feuerkopf, den genialen Künstler, von seinem früheren Aufenthalt in Paris und verehrten ihn damals. 1824 war er der „kleine Liszt“, mit dem der Vater in Konzerten reiste, wie Wagner einmal sarkastisch bemerkte. Selbst Louis Philippe, damals der Herzog von Orleans (1824), empfing zukommend den kleinen Liszt und machte für ihn die liebenswürdigste Propaganda. Bald schwärmte ganz Paris von dem „nouveau Mozart“, und der Vater sah sich jeder Sorge um die Zukunft des Sohnes enthoben. Liszt war sechzehn Jahre alt, als sein trefflicher Vater starb; doch hatte er die Frühreise eines Vierundzwanzigjährigen. Eine turbulente Gährung bemächtigte sich nun des Geistes- und Gemütslebens unseres von Pariser Eindrücken aufgeregten Jünglings. Er wurde ein glühender Verfechter der französischen romantischen Schule und ihrer Führer Viktor Hugo, Alfred de Musset, Dumas, George Sand, ihrer aristokratischen Liebesverhältnisse und nicht selten wunderlicher Anhänger religiöser Schwärmereien, und nach der Julirevolution sehen wir Liszt sogar an den politischen Bewegungen und Schwärmereien der Saint-Simonisten teilnehmen. Kein Zweifel, daß der lange Aufenthalt in Paris und

Lizsts intimer Verkehr mit den ihm wahlverwandten französischen Künstlern und Poeten den entscheidendsten Stempel auf Lizsts Individualität aufgedrückt haben. Durch seinen Weltruhm wurde er allerdings später kosmopolitisch und „überall zu Hause“, aber seine Leistungen und Anschauungen haben doch stets einen vorstehenden französischen Charakter behalten. Zu Anfang der dreißiger Jahre zog sich Lizst eine Zeitlang von Paris, überhaupt von der Öffentlichkeit zurück; sein bekanntes intimes Verhältnis mit der Gräfin d'Agoult, einer verheirateten Dame in Paris, der nachmaligen Mutter seiner Kinder, war dabei im Spiel. Die dem Verhältnis entstammenden Kinder Franz Lizsts waren ein jung verstorbener Sohn und zwei Töchter, Blandina mit Emile Olivier und Cosima, zuerst mit Hans von Bülow und dann mit Richard Wagner verheiratet, nachdem sie von Bülow geschieden und Wagners erste Frau gestorben war. Lizst selbst war niemals verheiratet. Was Lizst plötzlich aus seiner Zurückgezogenheit wieder in die Welt schleuderte, war das Erscheinen Thalbergs und dessen glänzende Erfolge in Paris. Zwei größere Gegensätze als diese beiden gefeierten Virtuosen in ihrem Spiel, in ihren Kompositionen und ihrem ganzen Wesen darstellten, konnte es kaum geben. Es ist begreiflich und wohl entschuldbar, daß Thalbergs glatte, kühle Eleganz Lizsts Unmut erregte. Lizst, der bereits früher mit einem Artikel „De la Situation des artistes“ in der „Gazette musicale“ als Schriftsteller Aufsehen erregt hatte, veröffentlichte nun einen Aufsatz über oder gegen Thalberg, wovon weder das Publikum noch Lizsts Freunde erbaut waren. Man muß sich in jene Zeit zurückversetzen, um das ungeheure Aufsehen zu begreifen, das seine selbstbewußte stolze Haltung gegenüber der höchsten Aristokratie erregte.

„Haben Sie gute Geschäfte gemacht?“ fragte ihn herablassend die stolze Fürstin Metternich.

„Ich mache Musik, Madame, und nicht Geschäfte“, lautete Liszts Antwort.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich dieses Wort und die Jugend pries nunmehr Liszt als mutigen Verfechter der gesellschaftlichen Gleichberechtigung des Künstlers.

Von Wien reiste Liszt zunächst nach Italien, erschien im Winter 1839 wieder in Wien und konzertierte hierauf in Pest, wo der Enthusiasmus, national gefärbt, in Raserei überzuschlagen drohte. Dort fand die wunderliche Überreichung des Ehrensäbels statt. Wer kann es den feurigen Magyaren verdenken, wenn sie ihren berühmten Landsmann nun als eminent ungarischen Musiker feierten, obwohl er nie ein Wort ungarisch sprach oder verstand. Eine echt magyarisches Freigebigkeit bewies Liszt, indem er den ganzen reichlichen Ertrag seiner Pester Konzerte den Humanitätsanstalten dieser Stadt schenkte. Von Pest ging Liszt über Wien, Prag, Leipzig und Hannover zurück nach Paris. Dort besuchte ihn Wagner. Geister und Herzen kongenialer Menschen finden und verstehen sich nicht immer schnell und schon nach der ersten Berührung; ja oftmals braucht es eine längere Zeit, bis sich solche Menschen ihrer seelischen Verwandtschaft bewußt werden; bis sie sich verstehen und schätzen lernen. Ein treffender Beleg hierfür ist ein von Richard Wagner über Franz Liszt geschriebener, der großen Welt wohl unbekannter Brief. Dieser zeigt dem Leser, welche trüben und kampferfüllten Tage der Schöpfer unseres deutschnationalen Musikdramas dereinst zu durchleben hatte: „Ich traf mit Liszt“, schreibt Wagner einem Freund, „zum erstenmal während meines Aufenthaltes zu Paris im Jahre 1839 zusammen, zu einer Zeit, in welcher ich der Hoffnung, ja selbst dem Wunsche entsagt hatte, mir einen Ruf in Paris zu gründen, und in welcher Zeit ich mich in einem Zustand des inneren Aufruhrs gegen die Künstlerlauf-

bahn befand. Im Augenblick unserer Begegnung schien mir Liszt der Gegensatz meiner eigenen Persönlichkeit und meiner Lage zu sein. In der Welt, in welcher ich meine Zuflucht zu finden mich gesehnt hatte, um mich meinen drückenden Verhältnissen zu entziehen, war Liszt seit seinem frühesten Alter eine Größe und zum Gegenstand der allgemeinen Zuneigung und Bewunderung geworden, und dies zu einer Zeit, wo ich verlegt war von der Kälte und der mangelnden Sympathie des Publikums. Ich betrachtete Liszt denn mit Argwohn! Ich hatte nicht die Gelegenheit, ihm mein Inneres und mein Werk zu enthüllen, auch war der mir bereitete Empfang ein sehr oberflächlicher, wie es natürlich war bei einem Mann, der jeden Tag den widersprechendsten Eindruck in sich aufnahm. Aber ich war nicht in der Gemütsstimmung, unparteiisch nach den Gründen seines Benehmens zu suchen, das mich nicht verletzen konnte, zumal er ja an sich freundlich und verbindlich war. Ich erneuerte daher meinen Besuch bei Liszt nicht mehr; und ohne ihn zu erkennen oder erkennen zu wollen, war ich geneigt, ihn als ein Wesen anzusehen, dessen Charakter ganz im Gegensatz zu dem meinigen stand! . . .

Dieses Gefühl, welchem ich wiederholt Ausdruck verliehen habe, wurde ihm nachmals hinterbracht, als mein „Rienzi“ in Dresden die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Liszt war überrascht, so gänzlich von einem Manne mißkannt zu werden, den er kaum gesehen und dessen Bekanntschaft ihm anfänglich gänzlich wertlos erschienen hatte! . . . Ich fühle mich noch ganz gerührt, wenn ich an die eifrigen und wiederholten Versuche denke, die er machte, um meine Meinung über ihn zu ändern, und zwar zu einer Zeit, wo er noch nicht einmal meine Werke kannte. Er tat es nicht aus künstlerischer Zuneigung, sondern aus dem rein menschlichen Verlangen, einen Mißton zwischen ihm und einem anderen menschlichen

Wesen zu beseitigen; vielleicht auch bedauerte er in seinem unendlichen Zartgefühl, mir wider Willen wehegetan zu haben. Wer die Selbstsucht heutiger Künstler kennt und die schreckliche Kälte ihrer Beziehungen zueinander, muß überrascht, ja hingerissen sein von der Art und Weise, wie mich dieser außergewöhnliche Mann behandelte. Ich sah ihn im Jahre 1849 in Weimar zum letztenmale wieder, als ich mich einige Tage in Thüringen ausruhen wollte, ohne noch zu wissen, ob mich die drohenden Verfolgungen zwingen würden, mein Deutschland zu verlassen. Am selben Tage, an welchem die Gefahr zur Wirklichkeit wurde, sah ich Liszt eine Wiederholung meines „Tannhäuser“ dirigieren, und ich war erstaunt, in ihm ein zweites Ich zu erkennen durch die Art und Weise, wie er sich seiner Aufgabe entledigte. Was ich bei der Komposition des Werkes gefühlt, fühlte er ebenfalls bei der Leitung der Aufführung, das, was ich beim Niederschreiben ausdrücken wollte, brachte er durch die Töne zum Ausdruck! . . .

Es klingt fremd, aber dank der Zuneigung dieses ausgezeichneten Freundes eroberte ich in dem Augenblick, da ich mein Vaterland verlassen sollte, ein wirkliches Vaterland für meine Kunst, ein Vaterland, das ich gewünscht und gesucht hatte, aber immer da, wo es nicht war! . . . Gegen Ende meines nachmaligen Aufenthaltes in Paris, als ich krank, elend und verzweifelt war und trüben Sinnes über mein Schicksal nachsann, fiel mein Blick auf die Partitur meines „Lohengrin“, welche ich vollständig vergessen hatte. Plötzlich wurde ich von einem Gefühl, verwandt dem Mitleid, ergriffen bei dem Gedanken, daß diese Musik nie gehört werden sollte! . . . Ich schrieb zwei Worte an Liszt.

Seine Antwort war, daß die Vorbereitungen zur Aufführung meines Werkes im Gange seien und zwar so „großartig“, als es die (sehr) engbegrenzten Mittel Weimars zuließen!“

Als Wagner von seinem Besuch bei Liszt zurückkam und in seine ärmliche Stube trat, rief er seiner Frau zu: „Minna, zu dem Klavierbearbeiter bringen mich nicht zehn Pferde mehr. . . . Der Mann redete nur von seinen Erfolgen, wobei ihm ein paar Frauenzimmer, die während meiner Anwesenheit in den Salon kamen, hofierten, als wäre er eine Ballerine. Dazwischen drängte sich ein kleines, mageres Wesen, dessen Vorzug war, daß es hübsche Augen hatte, mit welchen es mich fortwährend anstarrte, an die lange Figur Liszts heran und plapperte zwischen jede Rede einige französische Sätze dazwischen, so daß der berühmte Virtuose das Kind fortwährend mit den Worten abwehrte: „Aber, Cosima — laß doch!“ Ich hätte diese Cosima, welche meine schönsten Reden unterbrach, mit Wonne zur Türe hinausgeführt, eine Mühe, die mir übrigens Herr Papa Liszt endlich abnahm.“*)

Als ich aus dem Salon trat, warteten im Vorzimmer wieder ein paar junge Geschöpfe, die von dem Göttlichen empfangen werden sollten. — Der Mann hat mich gründlich enttäuscht. Was könnte dieser geniale Mann wohl für die Kunst leisten, wenn ihn die Leute nicht so berühmt und die Frauen aus ihm nicht den „Göttlichen“ gemacht hätten!

„Minna, mir bangt vor der Berühmtheit.“**)

Man muß die Umstände berücksichtigen, die Wagner zu diesen bitteren Worten führten. Traf doch Wagner in Liszt den vollendeten Gegensatz zu seinem damaligen Wesen, seiner damaligen Lage. Der neunundzwanzigjährige Liszt hatte nach einer ziemlich sorgenfreien leichten Entwicklung schon eine überaus glänzende Laufbahn hinter sich. Frankreich, Oesterreich, Italien hatten ihn mit enthusiastischem Beifall überschüttet, Rußland, England, Holland,

*) Dieses kleine magere Wesen mit den hübschen Augen, die kleine Cosima, wurde später Frau Cosima Wagner.

***) Wörtlich.

Belgien hatten seine Triumphe gesehen, die Heimat hatte sich in der Feier seines Namens selbst überboten und der Ehrensäbel der Magyaren zeugte von der Verehrung seiner Landsleute. Dem Liebling der ersten Kreise waren die feinsten Salons geöffnet; Paris, welches vor Jahren schon dem Wunderknaben aus Raiding zugejubelt, war des frühgereiften Mannes eigenste Domäne. Wie anders stand es damals um Wagner! Nach einem harten Kampfe um seinen Beruf hatten Magdeburg, Königsberg und Riga dem jungen, feurigen Künstler fast nur Enttäuschungen gebracht. Paris bereicherte den Sechszwanzigjährigen einzig und allein um trübe Erfahrungen und geknickte Hoffnungen. Seit länger als einem Jahre lebte Wagner inmitten der glänzenden Weltstadt in der äußersten Not und kostete die ganze Bitterkeit der völligen Verlassenheit. Der Komponist des „Rienzi“, „Fliegenden Holländers“, dessen Kopf voll weitgreifender Pläne steckte, mußte sich glücklich schätzen, durch die Anfertigung von Melodienarrangements für das Cornet-à-Piston sein Leben fristen zu können. Sein Herz erfüllte sich bei dieser Frohnarbeit mit Bitterkeit gegen die bestehenden Kunstverhältnisse. Man muß diesen Gegensatz im Auge behalten, wenn man den Ton begreifen will, den Wagner für den gefeierten Diktator fand.

Endlich, am 21. Juni 1841, meldete die königlich sächsische Generalintendanz dem sehnsüchtig harrenden Komponisten: „Nachdem nunmehr sowohl das Textbuch Ihrer anher gesandten Oper „Rienzi“, als auch die Partitur derselben sorgfältig geprüft worden, ist es mir angenehm, Ihnen die Zusicherung der Annahme dieser Ihrer Oper zu geben und wird dieselbe, sobald tunlich, hoffentlich im Laufe des nächsten Winters, auf dem königlichen Hoftheater zur Darstellung kommen.“

Weniger glücklich liefen die Versuche ab, den „Fliegenden Holländer“ irgendwo anzubringen. Leip-

zig refüsierte und Herr von Küster in München antwortete: „Die Oper eignet sich nicht für Deutschland!“

„Ich Tor“, schreibt Wagner, „hatte geglaubt, sie eigne sich nur für Deutschland, da sie Saiten berühre, die nur bei den Deutschen zu erklingen im Stande seien.“

Wieder durch Meyerbeers Einfluß und Fürsprache nahm die königliche Hoftheaterintendanz in Berlin den „Fliegenden Holländer“ zur Aufführung an, sie verzögerte sich aber bis 1844.

Die Annahme des „Rienzi“ in Dresden machte Wagner und Minna glücklich, denn sie hatten auch Sehnsucht nach der deutschen Heimat.

Während Wagner in seinem Zimmer arbeitete, versah seine Frau das bescheidene Hauswesen in dem kleinen entlegenen Häuschen in Meudon bei Paris, wohin sich das Paar zurückgezogen hatte, und in der Zwischenzeit las sie deutsche Bücher. Im Mai 1841 kam Minna das deutsche Volksbuch von „Ritter Tannhäuser“ in die Hände. Die Erzählung hatte Minna im Anfang nicht begeistert, erst gegen den Schluß fand die ehemalige Schauspielerin Momente, die mit ihren starken theatralischen Effekten auch dem Tongemälde zu gute kommen müßten, und machte Richard auf das Buch aufmerksam. Wagner kannte den Stoff der Sage schon aus Tiecks Erzählung und dankte seiner Frau für die Empfehlung dieser „alten Scharfefe“. Indes kam Minna immer wieder auf das Volksbuch zurück, so daß es Richard reizte, das alte Tannhäuserlied im Gewande der Volksdichtung kennen zu lernen. Gerade die schlichte Form, in welcher die Sage ihm aus dem Volksbuch entgegentrat, ergriff dann sein Gemüt und begeisterte ihn, denn hier war, wie seine Frau ganz richtig herausfühlte, die Teilnahme auf den ritterlichen Tannhäuser konzentriert und sofort mit dem „Sängerkriege auf der Wartburg“ in Verbindung gebracht, da der ritter-

liche Sänger nach seiner Erzählung gerade auf dem Wege zu dem Wettkampf der Minnesänger, den der Landgraf von Thüringen veranstaltete, von den Verlockungen der Frau Venus betroffen wird. Mchtig ergriffen ihn die einzelnen Züge und es drängte ihn nun, dem „Sangerkriege“ in seiner einfachsten, ältesten Gestalt auf die Spur zu kommen. Heinrich Laube lieh sich das Buch für Wagner bei einem deutschen Gelehrten, der in Paris lebte und zufällig im Besitze des alten „Tannhauserliedes“ war, aus. Das alte Gedicht schildert den Kampf der Sänger des Hofes Eisenach mit Heinrich von Osterdingen und Clindsor aus Ungarland, die unmittelbar mit einer größeren epischen Dichtung „Lohengrin“ in Zusammenhang gesetzt ist und auch weiterhin den nach dem Schwarzkunstler Clindsor so benannten „Schwarzen Ton“ festhält, in welchem auch der zweite Teil des Wartburgkrieges abgefaßt ist.

Mit dem fertigen „Fliegenden Holländer“ im Koffer, den Plänen des „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ und einer Ahnung vom „Ring der Nibelungen“ im Kopf verließ Wagner mit Frau und Hund Paris im Frühjahr 1842.

„Zum erstenmale sah ich den Rhein — mit hellen Tränen schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue.“

5. Kapitel.

Richard Wagner in der Heimat.

Heimat!

Wer je auf fremder Erde unter fremden Menschen fremd blieb, kennt die Sehnsucht nach dem Ort der Kindheit. — — — Er ist häßlich — wir sehen es nicht, die Bewohner sind im Wissen weit zurückgeblieben, wir fühlen es nicht. In Glanz und Strahl erscheint die kleine Welt, die wir zuerst erblickt, als wir sehen konnten, die Erinnerung verleiht ihr das wohlthuende Gefühl, das uns das Herz erwärmt, denn man hat die Mutter lieb, mag sie auch alt und verrunzelt sein.

Als Richard Wagner mit Minna wieder den Ort seiner glücklichen Kindheit, sein liebes Dresden, wieder sah, fühlte er sich neubelebt, und als die alten Freunde der Kindheit und Studienzeit, welche die Freunde seines Schaffens wurden, darunter Chordirektor Fischer, Konzertmeister Lipinski, der Tenorist Tichatsched und eine Anzahl Jugendgenossen und Freundinnen ihn begrüßten, so herzenswarm und freudig, da fühlte er seine Schwingen wachsen und den Mut neubelebt.

Einer stand abseits und wartete, bis der Blick Richard Wagners auf ihn fiel. Niemand beachtete ihn und doch hatte er sich heute schön herausgeputzt — denn es galt ja, den guten Richard, den Sohn

einer guten Mutter, die mit ihrer Familie ihn und seine Kinder stets beschützt, zu begrüßen.

Es war der alte Souffleur Sommer — der Vater Hedwig Sollings, der, seitdem die Krankheit ihm die Tätigkeit bei der Bühne unmöglich machte, in seiner Vaterstadt Dresden lebte.

Wovon? Wovon eben alte Komödianten leben, von einer kleinen Pension und Unterstützung der Kollegen. Sommer war alt geworden. Die wenigen Jahre, seitdem er in Würzburg unseren Augen entschwunden war, haben ihn zum Greise gemacht. Der Kummer um sein Lieblingskind Hedwig hat ihm hart zugesetzt. Richard sah den Alten erst später, ging auf ihn zu und reichte ihm herzlich mit den Worten die Hand: „Das ist schön, Sommer, daß Sie sich auch zu meiner Begrüßung eingefunden!“

„Ach, Herr Kapellmeister, ich wäre vom Totenbett aufgestanden, um Sie und Ihrer lieben Frau als Erster in Dresden ein herzlich Willkommen und glücklichen Eingang zu wünschen!“

„Danke, Sommer, danke! Na, wie geht's?“

„Hat man keine Erdbeeren, muß man eben die Blätter verzehren, Herr Wagner. Kummer, viel Kummer! Wen unser Herrgott strafen will, beschenkt er mit vielen Kindern!“

„Na, Ihr Georg macht sich ja, soll ein braver Mann und ein guter Musiker geworden sein!“

„Wer weiß, wie's noch kommt. Die Hedwig war auch gut — war brav — bis — dieser —“

„Herrn Solling dürfen Sie nicht schelten, Sommer, er ist ein rechtschaffener Mann; das zeigte er wieder in dem Prozeß, den man, als man das Paar auf der Flucht ergriff, Grisaly und Hedwig machte. Derselbe Mann, den Hedwig belogen und betrogen, dessen Kind sie verlassen, sagte als Zeuge zu gunsten seiner Frau aus und rettete sie vor dem sicheren Gefängnis und Entehrung!“

„Sie glauben doch nicht, Herr Kapellmeister,

daß meine Hedwig wirklich diesen Schuft zur Ermordung ihres Mannes angestiftet —“

„Mir selbst fällt es schwer, daran zu glauben. Aber da durch die Untersuchung sicher festgestellt wurde, daß Grisaly mit Hedwig sich an demselben Tage in einem kleinen Gasthose in Boulogne-sur-mer aufhielten und erst am nächsten Tage auf Umwegen flohen, so liegt der Verdacht nahe. Nachdem man Grisaly, der von früher noch mehr auf dem Kerbholz hatte, zu sechs Jahren schweren Kerkers verurteilte und Hedwig freigesprochen wurde, bot Herr Solling trotz dem Vorgefallenen ihr seine Hilfe an. Sie antwortete dem Anwalt, den ihr Alexander für den Prozeß stellte, auf dieses Anerbieten gar nicht. Sie soll erst in der Nähe des Gefängnisses, wo Grisaly interniert war, geweilt haben, dann verschwand sie plötzlich spurlos.“

„Verschwand! Ja, ja, Schlag und Schimpf kehren nicht um! Verschwand!“ murmelte Sommer und senkte den Kopf traurig nieder.

„Solling, der noch heute infolge der bei dem Überfall erhaltenen Verwundungen krank und siech ist, bot alles auf, den Aufenthalt seiner Frau zu erforschen — vergebens!“

„Vergebens. Sie wird eben den Weg gehen, Herr Kapellmeister, der uns beschieden. Aber ich — ich gehe ihn nicht. Mag das Schicksal mich noch so ducken — ich trocke ihm. Mich sollen sie nicht wie einen Hund einscharren. — Warum gerade uns dieser Weg offensteht, den andere übersehen, wenn sie aus ihrer Haut hinauswollen, he?“

Sommer war erregt. Richard begütigte ihn und lud ihn ein, sich bei ihm sehen zu lassen, und mit einem kräftigen Händedruck verabschiedete sich Richard von dem Alten, der gebeugt von dannen ging, und widmete sich wieder den Freunden.

Im Juli begannen die Proben zum „Rienzi“. Vor dem Beginn derselben machte der Komponist

noch einen Ausflug nach Tepliz; hier war einst der Plan zum „Liebesverbot“ entstanden, hier entwarf der Nimmerrastende den „Lannhäuser“.

Rienzi wurde unter Hofkapellmeister Reißigers Leitung mit stürmischem Erfolge am 20. Oktober 1842 zum erstenmale in Dresden gegeben — eine Oper, zu welcher der Herr Generalintendant von Lüttichau und sein Stab so wenig Vertrauen hatten, daß man sie zuerst ablehnen wollte, hätten nicht der Tenor Tichatschek und die Freunde Wagners, Chordirektor Fischer, Konzertmeister Lipinski, Herr Hofkapellmeister Reißiger, sich für die Annahme interessiert. — So wenig Vertrauen setzte man in den Erfolg der Oper, daß die Intendanz den Namen Richard Wagners in den ersten Nachrichten an das Publikum gar nicht nannte. Später verlautete dann verschämt, daß der Text und die Musik von einem gewissen Wagner, der ein „Landeskind und ein Bruder der unvergeßlichen verstorbenen Rosalie Wagner“ sei, herrühre.

Die Darstellung der Oper war glänzend. Großartig und voll Leidenschaft war das Spiel der Schröder-Devrient in der Rolle des Adriano, unvergleichlich Tichatschek als Rienzi; Irene wurde durch eine Sängerin Henriette Wüst (später Frau Kriete) gegeben. Die trefflichen Künstler Michael Wächter (Orsini), Wilhelm Dettmer (Colonna), Reinhold, Karl Risse und Joachim Vestri vervollkommneten das herrliche Ensemble.

Rasch ließ nach diesem Erfolge die Intendanz die Einstudierung des „Fliegenden Holländers“ folgen, welcher am 2. Januar 1843 mit ungeheurem Erfolge in Szene ging.

Nach dem Erscheinen des „Fliegenden Holländers“ brachten die „Signale“ folgende Mitteilung: „Auch die zweite Oper Richard Wagners hat bei ihrer erstmaligen Aufführung Furore gemacht, alle Blätter sind darüber einig. Uns schreibt aber je-

mand, es sei das langweiligste, was ihm je vorgekommen ist!“ Wer dieser jemand war? Wagner bezeichnet ihn in einem Briefe. Er schreibt: „Solange ich der unbekannte arme Musiker war, der durch eine Oper plötzlich einen großen Erfolg gewann, ging die Sache; als sich aber dieser Erfolg soweit betätigte, daß ich eine lebenslängliche Anstellung mit 1500 Talern erhielt, da gerann die Milch der Sympathie und ward sauer. Die feindlichen Wirkungen dieses Neides habe ich glücklich überwunden, wo er meiner praktischen Wirksamkeit hindernd entgegenstand; da aber, wo es meiner Ehre zuwider ist, einzuschreiten, in der Kritik, wuchert er üppig fort. Was heißt aber in einer Stadt wie Dresden Kritik? Wir haben ein Journal und für auswärtige Blätter nur einen Berichterstatter, Herrn Schladebach.“

Durch den Tod des Kapellmeisters Morlacchi und des Musikdirektors Rastrelli wurden zwei Stellen an der Dresdener Oper vakant. Über zwanzig Bewerbungen gingen ein, darunter von Albert Lortzing und Richard Wagner. Als Ersatz für Morlacchi kamen nur Gläser und Wagner in Betracht. Jener wollte mit Reißiger gleichgestellt sein. Der Komponist des „Rienzi“ schien sich anfänglich mit dem Titel Musikdirektor und 1500 Talern Gehalt begnügen zu wollen. Dem Intendant von Lüttichau empfahl man Wagner dringend. Wagner setzte es nachträglich durch, unter Angabe triftiger Gründe, daß er zum wirklichen Kapellmeister ernannt wurde. — — — — —

„Rienzi“, der „Fliegende Holländer“ wurden von den Theatervorständen begehrt. Wagner begann als Hofkapellmeister eine emsige Tätigkeit zu entfalten. Eine Anzahl Opern wurden unter seiner Leitung neu einstudiert, den Konzerten eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Zwischen dem „Fliegenden Holländer“ und dem „Lannhäuser“ schrieb Wagner außer etlichen Ge-

legenheitskompositionen „Das Liebesmahl der Apostel“, eine biblische Szene für Männerchor und Orchester. (Die Partitur ist der Witwe des Kantors Weinlig „aus Verehrung für den verstorbenen Lehrer“ gewidmet.) Anregung bot der Umstand, daß Wagner von der 1839 gegründeten „Liedertafel“ zum Dirigenten gewählt worden war.

Im Winter von 1844 zu 1845 beendete Wagner den „Lannhäuser“. Diese Arbeit mußte jene innere Befriedigung gewähren, die im täglichen Einerlei des Theaterwesens, „dem undankbarsten Dienste von der Welt“, nun einmal nicht zu erlangen war.

Die Aufführung des „Lannhäuser“ verzögerte sich bis zum 19. Oktober 1845. Tichatschek sang die Titelrolle, Wilhelmine Schröder-Devrient die Venus und Johanna Wagner die Elisabeth. Die Venusbergzene machte nur geringen Eindruck. Laube meinte, die Musik sei zu schwierig, hier wären nur einschmeichelnde, verführerische Melodien italienischer Art am Platze. Auch die Vertreterin der „Venus“ soll diese Ansicht geteilt haben! Am meisten zündete der zweite Akt, der dritte, besonders das „nichts-sagende Rezitativ“ Lannhäusers, erschien abspannend und ermüdend. Das Publikum verließ mehr enttäuscht als befriedigt das Haus.

Wie die Kritik den Dichterkomponisten zerkauste, das kann man sich leicht vorstellen. Plagiatsentdeckte die eine Partei, die andere erklärte klipp und klar, Wagner sei wahnsinnig! Vor mir liegt die Broschüre eines Arztes, in welcher der unumstößliche Beweis geliefert wird, daß Richard Wagner irrsinnig sei und die Behörden auf dieses Individuum, welches musikalischen Unfug treibe und gemeingefährlich sei, besonders aufmerksam gemacht werden.

Dresden war im Anfang der vierziger Jahre interessanter geworden als früher. Es ist eine alte Erscheinung, daß eine Stadt zeitweise die geistige Führerschaft in Deutschland übernimmt. Einst war

Weimar ein Hauptpunkt der Entwicklung gewesen, dann Berlin, dann war es Dresden mehr als Berlin; München begann in Einzelfällen den permanenten Städten den Rang streitig zu machen. Dresden hatte sich gerade damals zum geistigen Vorort herausgemauert. Bedeutende Männer der Kunst und der Literatur waren beisammen und bedeutame Schöpfungen tauchten fast gleichzeitig auf. Karl Gutzkow, Berthold Auerbach, Richard Wagner, Robert Schumann, der große Musiker und noch größere Schweiger (Schumann konnte stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, in Gesellschaft sitzen), Bildhauer Rietschel, Semper, Julius Hübner, Julius Schnorr, Ferdinand Hiller, waren diese Namen nicht glänzend genug, um den Blick auf diese Stadt zu lenken? Also Dresden war, sagen wir, eine literarische Stadt geworden. Alles las dort, vor allem die Frauen, allerdings mit dem Strickstrumpf zwischen den Fingern. Es lasen selbst die kanariengelben Portefaisenträger in der Schloßgasse und die Soldaten auf der Hauptwache, wenn sie nicht gerade das Gewehr auf der Schulter hatten. Auch ein literarischer Thronfolger, der spätere König Johann, war da; aber damit der Schillersche Vers von des Medicäers Güte nicht Lügen gestraft werde, kümmerte er sich gar nicht um seine literarischen Kollegen.

Philalethes übersetzte den Dante, und alle Danteforscher sind furchtbar ernste Geschöpfe. Das Theater besuchte Prinz Johann nur, wenn ein Stück seiner Anverwandten, der Prinzessin Amalie, gegeben wurde.

Ferdinand Hiller*) gab literarische Abende, bei welchen sich auch gewöhnlich Richard Wagner einfand. Jeden Mittwoch sah man alles, was Kunst betrieb

*) Klavierspieler, Komponist und Musikschriftsteller, geboren 1811 am 24. Okt. in Frankfurt a. M., gestorben am 10. Jan. 1875 in Köln.

oder sonst einen Namen hatte, im Hillerschen Salon. Dort eingeführt zu sein, war eine Auszeichnung und bot Gelegenheit, alles kennen zu lernen, was Dresden an einheimischen und durchreisenden Notabilitäten aufwies. An manchen Abenden waren, wie Alfred Meißner, dem wir einen Teil der Schilderungen der damaligen Dresdener und Wagnerschen Verhältnisse danken, erzählt, alle Räume gedrängt voll und fast jeder der Anwesenden hatte auf irgend einem Felde einen bekannten Namen. Es war kein ausschließlich deutscher Salon, man hörte auch viel französisch reden; die Hausfrau, eine ausgezeichnete Sängerin, die unlängst erst, um ihrem Gatten zu folgen, der Bühne Lebewohl gesagt hatte, war eine Polin, schön, jung, von halbslawischem Reize. Sie hatte die wunderbarsten Augen. Drei oder vier glänzende Schönheiten gruppierten sich um sie, Verwandte, die längere oder kürzere Zeit in Dresden zubrachten. Seit Mazarin hat vielleicht niemand so schöne Nichten gehabt wie Ferdinand Hiller. Sie sind auch alle durch ihre Schönheit zu Heiraten in ungewöhnliche Sphären gelangt: die eine wurde eine Gräfin Kollowrat, die andere die Frau des französischen Schriftstellers Ernst Feydeau usw.

Zwischen Else, der schönsten blonden Nichte, und Richard Wagner entspann sich, bevor sie die Gattin Ernst Feydeaus wurde, eine Neigung, die Hiller sehr unangenehm war. Eines Tages stellte Hiller, der sehr ängstlicher Natur und ungemein leicht einzuschüchtern war, Wagner darüber zur Rede.

„Hören Sie, lieber Wagner, meine Nichte Else schwärmt für Sie!“

„Ein Beweis, daß sie mehr Geschmack hat als ihr Onkel“, entgegnete Wagner, welcher wußte, daß Hiller, der ein Musiker war im Mendelssohnschen Geiste, ihn heimlich und offen bekämpfte.

„Ja, aber das geht doch nicht. Sie sind doch verheiratet, lieber Wagner.“

„Geniert Sie meine Frau, lieber Hiller?“ entgegnete Wagner scharf.

„Nein — mich nicht — aber — ich meine — daß Sie denn doch nicht unsere — Else —“ stotterte Hiller.

„Was?“ frug Wagner noch schärfer.

Hiller trodnete sich den Schweiß von der Stirne und entgegnete: „Ich — ich meinte nur!“

„Lieber Hiller, um Ihre Meinung habe ich mich noch nie gekümmert!“ Sagt's, ließ Hiller verblüfft stehen und unterhielt sich weiter mit Else.

„Was sagte Ihnen der Onkel?“ frug Else neugierig, welche die Szene zwischen Wagner und Hiller beobachtete.

„Er fand, daß ich Ihnen zu große Anerkennung zolle!“

„Sollte es eine Sünde sein?“

„Ich habe noch nie eine Sünde darin gefunden, einen Maientag, wenn er schön ist, schön zu finden.“

„Nun also?“

„Nun also? Das sage ich auch“, meinte Wagner lachend und zog sich, während Berthold Auerbach der Gesellschaft seine neue Novelle „Die Frau Professorin“ vorlas, in eine Nische zurück. Das Paar kümmerte sich weder um die Umgebung noch um die Auerbachsche Muse. Erst nach der Vorlesung kam der in Gesellschaft stets schweigsame Robert Schumann.

„Nun, das ist schön, daß du da bist!“ rief Hiller ihm beim Wiedersehen lachend zu. „Da werden wir uns tüchtig ausschweigen können.“ Hiller wandte sich darauf zu Alfred Meißner, welcher in der Nähe der Nische, wo Wagner und Else weilten, gedeckt von einer Pflanzengruppe saß. „Nun, lieber Meißner, Sie waren ja gestern in der zweiten Aufführung von Richard Wagners „Tannhäuser“ — wie gefiel Ihnen der Venusritter? Wagner findet jetzt sein Heil in Maria—“ (Anspielung auf den Ruf Tann-

häufers: „Mein Heil ruht in Maria“, durch den Lannhäuser aus dem Venusberg in die Oberwelt versetzt wird).

Meißner entgegnete: „Die Aufführung ging nicht glatt, das Publikum war in eine gereizte Stimmung geraten, es war viel gezischt worden; nun hatte sich, wie ich höre, Tichatschek krank gemeldet und die Wiederholung ist auf neun Tage ausgesetzt worden.“ In diesem Augenblick sah Meißner Richard Wagner mit Else hinter der Pflanzengruppe sitzen und fügte sarkastisch hinzu: „Übrigens findet Wagner, wie ich glaube, jetzt nicht sein Heil in Maria, sondern in Else!“

„In Else?“ fragte Hiller, welcher die Gruppe nicht sah und den Witß deshalb nicht verstand. „Wie meinen Sie? Ah, Sie wissen vielleicht schon, daß in der neuen Oper Wagners die Heldin Elsa heißt! Da hat Richard Wagner einen neuen Operntext geschrieben und mir ihn lesen lassen. Er heißt „Lohengrin“ und behandelt die Sage vom Schwanenritter. Ein ganz vortreffliches, höchst effektvolles Libretto! Wie schade, daß Wagner selbst es komponieren will! Seine musikalische Begabung reicht dazu nicht hin! In anderer Hand würde das eine ganz andere Wirkung haben! Dann ist das Libretto wieder so lang, so lang — ein Operntext muß kurz sein — und nicht Herr Richard Wagner die Musik dazu schreiben!“

Wagner und Else hatten jedes Wort Hillers gehört. Am nächsten Tage erhielt Ferdinand Hiller folgende Zeilen:

„Lieber Hiller! Ich weiß, daß Sie einen kurzen, effektvollen Operntext zur Komposition suchen. Ich habe für Sie das Libretto geschrieben und sende Ihnen dasselbe anmit, hier ist es:

1. Akt:

Chor: Füllet den Becher mit rosigem Wein!

Ballade: Verzage nicht!

Arie: Geliebte Mutter, lebe wohl.

Duett: Wenn wir die hohe See durchfurchen.

Rezitativ: Freund, dir vertraue ich sie an.

Chor: Hartherziger Tyrann, halt an die Hand.

Trio: O Schrecken!

Ballade: Sie zog von dannen — — — enteilte ihm.

Scherzgesang: Die Mädchen, wie plagen und zerren sie mich.

Canon und großes Finale: Eilet zu verfolgen!

2. Akt:

Arie: Weh mir, von dir so streng gerichtet.

Duett: Hinweg! Ich verachte dich.

Recitativ: So bin ich nicht immer gewesen.

und Arie: Als ich war ein rosiges Kind.

Trio: Dies ist der Ort.

Chor: Sein Blut komm über ihn.

Rezitativ: Hörch, welch ein Geräusch vernimmt mein Ohr.

und Arie: Oft, wenn der Himmel trübe ist.

Duett: Halt ich wieder dich umfassen?

Finale: Endlos soll nun Freude herrschen!

Hier ist nun ein kleiner, recht netter Plan, welcher überdies den Vorzug einer äußerst großen Elastizität besitzt und ohne den geringsten Nachteil für die Geschichte entweder zu einem bedeutenden Umfange ausgedehnt oder in den kleinstmöglichen Raum zusammengedrängt werden kann. Ich hoffe, daß Ihre musikalische Begabung für dieses Libretto, dem Sie jeden beliebigen Titel geben können, ausreichen wird.

Ihr Richard Wagner.“

Es war der letzte literarische musikalische Abend, dem Wagner im Hause Hillers beiwohnte. Als der Verkehr zwischen Wagner und Else trotz der Brüsierung Hillers kein Ende nahm, ging ihre Mutter mit Else nach Paris; dort heiratete sie den Schriftsteller Ernst Feydeau.

„Feinde ringsum!“ konnte damals Richard Wagner mit Recht behaupten. In der Kanzlei des Hoftheaterintendanten, im Regiekollegium, in der Kapelle ebenso wie bei der Kritik und im Publikum. Nun hatte Wagner es auch mit der Hillerschen Partei verdorben, zu welcher auch Karl Guzkow, der Dramaturg des königlichen Hoftheaters, gehörte. So urteilte man zu jener Zeit. Richard Wagner strafte allerdings dies Urteil Lügen und gab in seinem „Lohengrin“ eines seiner besten Werke.

Karl Guzkow war seit 1845 als Dramaturg der Dresdener Hofbühne angestellt; er war mit Leib und Seele dabei und glaubte an eine Wiederbelebung der deutschen Dramatik. Es ließ sich aber nicht ersehen, daß seine Oberleitung viel geändert hätte. Das war begreiflich, denn Emil Devrient war der heimliche oberste Leiter der Bühne. An allen bedeutenden Männern, die es besaß, hatte Dresden zu mäkeln, einzig Emils Größe stand unbestritten da. Er war der Abgott der Frauen, der „göttliche Emil“. Er galt in Dresden für den ersten Schauspieler. Der göttliche Emil war ein erbitterter heimlicher Feind Richard Wagners. Karl Guzkow meinte, diesen Umstand erklärend, in seiner scharfen, kantigen Art: „Die Feindschaft dieser zwei Größen liegt im Unterrock. Devrient ist total unmusikalisch und versteht von der Harmonie nur den Klang der Frauenstimme, die ewige Melodie der Liebe, die er in Moll schon seit Jahrzehnten den Weibern vorspielt, und will nicht durch die Wagnerschen Klänge gestört werden — und er wird gestört, denn erstens ist Wagner jünger und versteht den Weibern die Leit motive in eigener, nicht minder eindringlicher Instrumentation vorzuspielen.“

Richard Wagner hatten die fortwährenden Kämpfe und Erlebnisse im Umgang mit Männern eine ungewöhnliche Reizbarkeit gegeben; er hatte

bereits in Dresden etwas ewig Aufgeregtes, Geiztes, „Gistkochendes“ in sich. Ein ganz anderer war Wagner jedoch im Umgang mit dem weiblichen Geschlecht; immer gefällig, beredt, witzig. Aber es war eine Art prickelnder Humor in seiner Beredtsamkeit. Zuweilen impertinent, herausfordernd, brachte er denselben Eindruck hervor wie der Stich einer Wespe auf die Haut. „Es zuckt abscheulich, gewährt aber das Vergnügen, sich zu kraken.“ Unterstützt wurden diese Eigenschaften durch seine damals wohlklingende, biegsame Stimme und eine Art sich zu geben, die den Frauen gefiel und die Männer oft mit Begierde und Grimm zugleich erfüllte. Wagners Äußeres war kein unsympathisches; fast unter Mittelgröße, eher klein, mit sprechenden Augen, zusammengekniffenen Lippen und scharfgebogener Nase, auffallend breiter, stark ausgearbeiteter Stirn und vorstehendem Kinn, völlig bartlos, hatte sein Aussehen einen frischen, jugendlichen Charakter.

„Richard Wagner kontra Karl Gutzkow“, so lautete bald die Tagesparole zur Zeit, als Richard Wagner Kapellmeister und Karl Gutzkow Dramaturg des königlichen Hoftheaters zu Dresden war. Der Grund der Urfehde war, daß Karl Gutzkow in Gesellschaft einiger Freunde den Scherz machte: „Richard Wagner sei nach Auf-führung seines „Tannhäusers“, „Rienzis“ und „Fliegenden Holländers“ so eitel geworden, daß er bei dem jüngsten starken Gewitter in seinem Zimmer niederkniete und betete: Gott, erhalte mich den Deutschen!“ — Richard Wagner erhielt durch Freunde Kenntnis dieses harmlosen Scherzes und hielt von diesem Augenblicke an Gutzkow für einen Bundesgenossen der Dresdener Kritiker Bank und Schladebach, welche scharfsinnige, aber negative Urteile über seine Richtung, namentlich über „Tannhäuser“, fällten und den Reformschritten Wagners hemmend entgegen-

traten. Durch Karl Gukfows Machtstellung gelangte wiederholt gegen Richard Wagners Willen Reizigers Oper „Der Schiffbruch der Medusa“ zur Aufführung. Da die Reizigersche Oper vielen Beifall fand, war Richard Wagners „Tannhäuser“ zum Leidwesen Wagners vom Repertoire abgesetzt. Wagner beschwerte sich darüber und Gukfow versprach, bei Aufstellung des nächsten Repertoires den „Tannhäuser“ zu berücksichtigen.

Richard Wagner kehrte von einem Ausflug aus Leipzig zurück und fand auf seinem Schreibtisch zur Unterschrift vorgelegt das neue Repertoire, auf welchem trotz des wiederholten Versprechens Gukfows Wagners Oper damals keinen Platz fand, die Reizigersche Oper „Der Schiffbruch der Medusa“ jedoch mehrmals zur Aufführung angesetzt war. Da schrieb Richard Wagner voll Ärger über den vermeintlichen Wortbruch Gukfows auf das Repertoire folgendes Epigramm:

Es ändere, sagt eine alte Kunde,
Der Mensch sich stets nach sieben Jahren.
Doch Täuschung ist's, ich hab's erfahren,
Es ändert sich Herr Gukfow jede Stunde.

R. W.

Im Kuvert sandte Richard Wagner das unterzeichnete Repertoire mit dem Epigramm der Direktion resp. Herrn Gukfow zu, gleichzeitig bei der vorgesezten Behörde dagegen protestierend, daß das eine Repertoire ohne seine Mitwirkung und Berücksichtigung seiner Wünsche aufgestellt wurde.

Gukfow las das Epigramm und schrieb darunter:

Die kleinen Kinder sind die schlimmsten nimmer,
Die großen, wenn sie boshaft, sind viel schlimmer.

R. G.

und sandte mit einem Anschreiben das Antwortepigramm an Richard Wagner, bemerkend, daß die vollständige Unterschrift des Herrn Kapellmeisters auf dem Repertoire fehle. Richard Wagner las, unterzeichnete das Repertoire und antwortete darauf:

Wenn stumpfe Dolche von Neid und Bosheit
uns erreichen,
Muß man sie mit der Rute der Verachtung
streichen.

R. W.

Richard Wagner war der Revolutionär des Dresdener Hoftheaters; er haßte es, sich vor den Machthabern zu bücken, wie es seine Vorgänger getan hatten. Über seine politischen Gesinnungen gibt eine Aufzeichnung Alfred Meißners interessante Aufschlüsse. Im Jahre 1847 machte er mit Wagner und Guzkow einen Spaziergang im Dresdener Garten. Man sprach von Politik, Theater und den Frauen. — Richard Wagner hielt die politischen Zustände für reif zur gründlichsten Änderung und sah einer in nächster Zeit stattzuhabenden Umwälzung als etwas Unausbleiblichem entgegen. Die Umwandlung werde leicht und mit wenigen Schlägen vor sich gehen, denn die staatlichen und gesellschaftlichen Formen hielten nur noch äußerlich fest, und eine Revolution sei bereits in allen Köpfen vollzogen, das neue Deutschland sei fertig wie Erzguß, es bedürfe nur eines Hammerschlages auf die tönernerne Hülle, daß es hervortrete. Inzwischen hatte sich Guzkow uns genähert; er opponierte, betonte die Kraft der Trägheit, die Macht des Alten und Furcht vor Neuem, die Gewohnheit der Massen, zu dienen und zu folgen, den Mangel an Charakter in der unendlichen Mehrzahl. Er äußerte in seiner vorsichtigen Weise hunderterlei Bedenken.

Wagner entgegnete: „Nun, dann wird die Kraft der Trägheit mit Gewalt gebrochen werden müssen, ehe Deutschland in sich verfault und zusammenbricht. Das darf es nicht, das soll es nicht, solange es deutsche Männer gibt der Tat und nicht bloß der tönernen Worte!“ Dann verlor Wagner wieder die Selbstbeherrschung und brach die Debatte mit starken, unmutig gesprochenen Worten ab.

Wem hat die Zukunft recht gegeben? Bald genug kam das Jahr achtundvierzig! Wohl fielen schon in nächster Zeit die geweissagten Schläge, aber sie änderten kaum etwas an der Gestalt der Welt. Am allerwenigsten trat ein neues Deutschland in Erzguß zu Tage. Der kreisende Berg gebar eine rote Maus — — und bald war wieder alles wie vorher. Deutschland legte sich nach der ungewohnten Aufregung wieder aufs Ohr, um erst, im Jahre 1866 und 1870—71 wiederzuerwachen.

Obige verbürgte Äußerungen bilden sozusagen die Einleitung zur politischen Tätigkeit Richard Wagners im Jahre 1849, die wir, insoweit die Frauen in Betracht kommen, berühren werden, denn wir haben es in unserer Aufzeichnung nur mit dem Herzensleben unseres Helden zu tun, und werfen daher zuerst einen Blick in die Häuslichkeit des Ehemannes Wagner.

Das Haus des Herrn Hofkapellmeisters Wagner gehörte in Dresden zu den gastfreundlichsten. Man sah mindestens dreimal im Monat in demselben das geistige Dresden: Künstler, Dichter, angesehene Privatpersonen, aber selten — sehr selten Musiker.

„Meine musikalischen Kollegen in Dresden lieben mich genau so — wie ich sie liebe, daher machen sie drei Kreuze, ehe sie meine Schwelle überschreiten — mit Ausnahme meines Kollegen August Röckel.

Der ist neidlos und hat wie ich ein Rückgrat von Eisen“, pflegte Wagner zu sagen.

In der Tat hielten die Kollegen nicht viel von Wagner als Künstler und Mensch. Sie verstanden eben weder den Künstler noch den Menschen, den die Anhänger Schladebachs als gefühllos und voll schlechter Grundsätze, namentlich dem weiblichen Geschlechte gegenüber, schilderten. Gerade das Gegenteil war der Fall. Wagners Herz war gut, seine Seele ehrlich. Mit welcher inniger Liebe hing Wagner an seiner Mutter, Frau und Geschwistern. Die Liebe zur Mutter inspirierte ihn im „Siegfried“ und im „Parsival“! Wer solche Töne bietet, muß ein guter Sohn sein und das Herz auf dem rechten Fleck haben. Dies zeigen auch seine Briefe an Mutter und Frau, die rührende Zärtlichkeit, die sich darin ausspricht. An seine Mutter schrieb Wagner gelegentlich ihres Geburtstages im Jahre 1846 u. a.:

„Seit so langer Zeit habe ich Dir nicht zu Deinem Geburtstage gratuliert, daß es mir völlig wohltut, endlich einmal des rechten Tages — den ich leider so oft im Drange der Zeit übersah — wahrnehmen zu können, um Dir zu sagen, wie innig es mich erfreut, Dich uns immer noch mit Leib und Seele nahe zu wissen, Dir immer von Zeit zu Zeit noch einmal die Hand drücken und mit Dir und durch Dich der eigenen Jugend gedenken zu können, die durch Dich geschützt und gepflegt wurde. Nur in dem Bewußtsein, daß Du noch unter uns bist, können Deine Kinder sich noch recht deutlich als eine Familie fühlen, die das Leben dort und dahin zerstreute, hier und dort neue Verwandtschaftsbande knüpfen ließ — —.

— — Nun gebe Gott, daß uns dies Glück noch für recht lange beschieden sein möge, daß Gott Dich noch recht lange bei klarem Bewußtsein erhalte, um Dir auch die einzige Freude, dem Gedeihen Deiner

Kinder mitfühlend zuzusehen, bis an Dein Ende zu teil werden zu lassen.

Wenn ich aus dem Qualm der Stadt hinaustrete in ein schönes, belaubtes Tal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Träne entrinnt, — so ist es mir, wenn ich durch allen Wust von Wunderlichkeiten meine Hand nach Dir ausstrecke, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute, alte Mutter, und nimmt er Dich uns einst, so mach er's recht mild und sanft! Von sterben ist da nicht die Rede, wir leben ja für Dich weiter, und zwar ein reicheres, vielgestaltigeres Leben, als das Deine sein konnte.

Drum danke Gott, der Deinen Leib so glücklich segnete!

Leb wohl, mein gutes Mütterchen!

Dein Sohn Richard.“

Eine weitere Briefstelle an seine Frau vom Jahre 1851 zeigt den liebenden Gatten:

„Mit dem ersten Sonnenstrahl wurde ich heute wach; ich dachte an Dich, wie es Dir wohl gehen mag. Ich finde nicht Ruhe nicht Rast, wenn ich Dich leidend weiß. Ich weiß, Du lächelst jetzt, weil Du mich ängstlich siehst — das ist gut und lieb, lächle nur, lache, das tut Dir wohl. Wenn es ein Mittel gäbe, damit ich Deine Schmerzen selbst tragen könnte, mit Wonne würde ich bereit sein — nur Dich — nur Dich will ich nicht leiden sehen. Mich peinigt der Gedanke, wenn ich Dich auch nur einen Augenblick leidend weiß, und kehrst Du gesund zurück, so klingen Dir neue Töne ins Ohr wie das Echo besserer Tage, allwo wir dachten, es gäbe nur glückliche Stunden für uns auf der Welt . . .“

In einem anderen Briefe schreibt Wagner: „Ich könnte betteln — ich könnte stehlen, um jetzt meine Frau, wenn auch nur auf kurze Zeit, heiter zu machen!“

So schreibt nur ein liebevoller Gatte an seine Frau. Und Wagner liebte Minna. Die Anhänger Wagners wollten wahrscheinlich der zweiten Gefährtin des großen Komponisten, Frau Cosima Wagner, schmeicheln, denn sie machten Minna „prosaïschen Sinn“ zum Vorwurf, der nie zu einem vollen Begriff der Bedeutung Wagners gelangt sei und daher ein Eingehen auf seine Wünsche und Absichten verhinderte. Das ist eine wissentliche Entstellung der That- sachen und eine direkte Verleumdung der ersten Frau Wagners, wenn man der jahrelangen Gefährtin der sorgen- und wechselvollsten Zeiten in Wagners Leben einen häßlichen und ökonomischen Sinn nicht abspricht, aber es sonst mit allen jenen Eigenschaften tut, die sie in Wahrheit besaßen, und zwar im gleichen Maße wie die Nachfolgerin, Frau Cosima, welche eine zu kluge Dame ist, als daß sie an den Berunglimpfungen dieser braven Frau Gefallen finden könnte. Wie Wagner selbst über diese Frau dachte? In seinen Briefen finden sich Stellen genug, welche Zeugnis dafür ablegen, daß der große Tondichter mit Liebe und inniger Zärtlichkeit an seiner ersten Gattin hing und daß dieselbe dieser Liebe gewiß nicht unwert war. Die Sorge um seine in Dresden zurückgebliebene Frau preßt Wagner nach seiner Flucht manches kummervolle Wort aus. Wie sehnt er sich nach ihr, nach der Häuslichkeit, und wie dankbar ist er Lißt, als dieser es ermöglichte, daß in Zürich die Wiedervereinigung der beiden Gatten erfolgen konnte. „O, liebster Freund“, heißt es in einem Briefe aus Zürich, „Dir ist ja an meinem Besten, an meiner Seele gelegen, an meiner Kunst: mache mich wieder heil für meine Kunst! Sieh, ich hänge an keiner Heimat,

aber ich hänge an dieser armen, guten, treuen Frau, der ich fast noch nichts wie Kummer bereitet habe, die ernst sorgend und ohne Exaltation ist und die doch an mich ungezogenen Teufel ewig gebunden sich fühlt. Gib sie mir, dann gibst Du mir alles, was Du mir je wünschen möchtest, und siehe — dafür würde ich Dir dankbar sein — ewig dankbar!“

So schreibt nicht ein Mann, der nicht mit in-niger Liebe an seiner Frau hängt, der nicht ein warmes, mitfühlendes Herz besitzt.

Nicht Wagner trug an der Trennung von Minna die Schuld, sondern jene Frauen, die um die Gunst Richards einen wahren Wettkampf begannen; sie trennten das Band der Liebe, das Minna und Richard umschlang.

Was Wagner beseelte, war sein Beruf. Richard liebte denselben nicht wie ein gewöhnlicher Berufsmensch, sondern wie ein Künstler, mit tiefer Leidenschaft, mit Begeisterung, und er übte ihn aus, nicht um Geld dadurch zu gewinnen oder um Ruhm zu erwerben, sondern um die ihm vorschwebenden höchsten Ziele zu erreichen.

Wagner lebte nur für seine Familie. Diese beschränkte sich auf seine Frau und seine Schwägerin Therese. Er hatte damals keine Kinder, was ihn zu der Äußerung veranlaßte, er übertrage seine Liebe zu dem Teil der Familie, der ihm abgehe, auf denjenigen, den er besitze.

Schladebach, Bank, Hiller und andere brachten damals Wagner in eine Liebesverbindung mit Wilhelmine Schröder-Devrient, der großen Sängerin des königlichen Hoftheaters in München.

An diesem Gerücht, dem auch ernste Männer und Blätter Glauben schenkten, war kein wahres Wort. Frau Wilhelmine Schröder-Devrient war, wie sie selbst sagte, „ein Feuerbrand, wenn ihr ein abscheu-

lich schöner Mann, um den es der Mühe wert ist, eine Todsünde zu begehen, auf einen Schritt nahekam“, aber Wagner war in ihren Augen nicht der abscheulich schöne Mann; daher sagte sie zu Richards Frau eines Tages, als man wieder in Dresden von ihrem Verhältnis zu Richard sprach: „Minna, wegen deines Mannes und mir laß die Hohlköpfe schwatzen, der ist wegen seiner Schönheit — nimm mir's nicht übel — keine Todsünde wert.“ Und Minna beruhigte sich, obwohl sie wußte, daß ihr Mann Frau Schröder-Devrient als Künstlerin hochschätzte und verehrte.

Sagt doch Wagner selbst von der Künstlerin in den Mitteilungen seiner Freunde: „Die Erscheinung einer außerordentlichen Persönlichkeit war es, die meine Liebe zur Oper in eine höhergetragene Begeisterung verwandelte. Es war die Schröder-Devrient, welche in Leipzig eine Vorstellung gab. Die nur entfernten Beziehungen zu dieser wunderbaren Frau trafen mich wie ein elektrischer Schlag. Lange nachher noch, bis zum heutigen Tage, sah ich sie, hörte ich sie, fühlte ich sie, so oft ich das zwingende Bedürfnis fühlte, künstlerisch zu schaffen.“

Frau Schröder-Devrient war Wagners Muse, sie lehrte ihn erfassen, was sich alles durch den Gesang ausdrücken läßt. Seiner Muse, Frau Schröder-Devrient und seiner Frau Minna, dankt Wagner auch seine Flucht aus Dresden — als man ihn wegen politischer Vergehen und Verbrechen verhaften wollte. Daß Wagner auch als Hofkapellmeister zu Dresden sich nicht in behaglichster Lage befand und in stetem Kampf mit den verzopften Machthabern lebte, beweisen u. a. die Äußerungen Richard Wagners zu Liszt. Der Herr Hofkapellmeister stand mit dem Generalintendanten des Dresdener Theaters, Herrn von Lüttichau, auf ziemlich gespanntem Fuße, die Kritik war zum größten Teil seinen Bestrebungen

feindlich gesinnt, die Kollegen haßten ihn. Daraus entwickelte sich für Wagner ein höchst unerquickliches Verhältnis, welches ihm Liszt gegenüber manche bittere Äußerung entlockte.

„Ich lebe in sehr gedemütigter Lage“, heißt es in einem Briefe vom 14. Januar des für Wagner so verhängnisvollen Jahres 1849, „ich lebe in sehr gedemütigter Lage ziemlich hoffnungslos dahin; vom guten Willen gewisser Menschen hänge ich ab; jeden Gedanken an Lebensgenuß habe ich fahren lassen.“

Am 20. Februar schrieb Wagner: „Ich erlitt von meinem Intendanten so niederträchtige Beleidigungen, daß ich mehrere Tage mit mir kämpfte, ob ich es länger ertragen solle um des Bissen Brotes willen, das mir mein Dienstverhältnis zu essen gibt, mich länger der nichtswürdigsten Behandlung auszusetzen und nicht lieber alle Kunst fahren zu lassen, mein Brot mit Tagelohn zu verdienen, um nur nicht länger dem Despotismus der boshafsten Ignoranz ausgesetzt zu sein.“

Die Aufführung des „Lannhäuser“ in Weimar unter Liszts Leitung, zu der ihm sein „Peiniger“ keinen Urlaub gab, bildet für Wagner einen Lichtblick in schlimmer Zeit. Noch am 1. März 1849 spricht Wagner seine Freude darüber an Liszt aus, ihn im Mai in Weimar begrüßen zu dürfen; statt dessen kamen die Maitage in Dresden, welche ihn wegen politischer Vergehen und Verbrechen, wie es in dem Akt heißt, zur schleunigen Flucht nötigten.

Hört man diejenigen, welche aus dem Menschen Richard Wagner durchaus einen Heiligen machen wollen, über die Teilnahme des Dresdener Hofkapellmeisters an der Revolutionsbewegung im Jahre 1848 und dem Maiaufstand im Jahre 1849 in Dresden sprechen, dann hat es freilich den Anschein,

als hätte Richard Wagner der Revolutionsbewegung ganz passiv gegenübergestanden und als wäre er nur durch Zufall in nebensächliche Berührung mit ihr gekommen. Richard Wagner, wird behauptet, sei überhaupt nie Revolutionär, nie Demokrat gewesen, sei auch im Maiaufstand in Dresden auf keiner Barrikade gestanden. — Richard Wagner selbst und seine Angehörigen waren, namentlich nachdem der Komponist durch König Ludwig II. an den Hof gezogen worden, bestrebt, die Vorgänge des Jahres 1848/49 in Dunkel zu hüllen. Es gab Verehrer Richard Wagners, welche die Heiligenschnitzerei soweit trieben, daß sie in Dresden nachforschten und als merkwürdiges Resultat der gläubigen Menge verkündigten, Richard Wagner habe sich an dem Maiaufstand gar nicht beteiligt, sei nie als königlicher Kapellmeister auf der Barrikade gestanden, ja, sei nie Demokrat gewesen und daher mit Unrecht von der sächsischen Regierung verfolgt worden.

Man lasse doch die eitlen Beschönigungen und gönne Richard Wagner die Ehre, damals ein Demokrat und Freiheitsheld gewesen zu sein.

Ist Richard Wagner deshalb ein weniger großer Komponist, weil er sich als denkender und fühlender Mann an der Freiheitsbewegung beteiligte oder weil er Demokrat war?

Hundert- und Überhunderttausenden wird seine unsterbliche Kunst, sein Genie deshalb nicht weniger wert, und uns fallen dabei die Worte des späteren österreichisch-ungarischen Ministerpräsidenten Julius Andrássy ein, der wegen seiner Beteiligung am ungarischen Aufstande im Bilde gehenkt wurde: „Wer weiß, ob ich heute nach dem Kaiser und König als erster Mann im Staate geachtet wäre, wenn ich nicht in der Freiheitsbewegung meine Gesinnung offen zur Schau getragen hätte!“ rühmte sich der erste Staatsmann im größten Kaiserreiche.

Laßt doch Richard Wagner auch die Ehre, damals seine Gesinnung für die Freiheit des Volkes, der Kunst und Wissenschaft als guter Demokrat offen zur Schau getragen zu haben. Zahlreiche Demokraten von anno 1848/49 sind später — hoffähig geworden, sie hatten die höchsten Staatsstellen inne.

Wir rechnen es uns als Verdienst an, Richard Wagner die Ehre, damals für das Volk gekämpft zu haben, mit unseres Wissens bisher zum großen Teil unbekanntem, aber genauen Daten nachweisen zu können.

6. Kapitel.

Richard Wagner, der Barrikadenheld, und seine Flucht.

Die Beteiligung Richard Wagners am Maiaufstand in Dresden war eigenartig.

Er ging auch als Demokrat seine eigenen Wege, die abseits von der ausgetretenen Heerstraße der Revolutionäre lagen. Wagner war Demokrat, aber er haßte die Komödianten der Tribüne und Barrikaden, welche die reine Demokratie mißbrauchten. Zu dieser Eigenart des Freiheitshelden Wagner paßt auch recht gut, was sein Freund, der königliche Musikdirektor August Röckel, der letzte Märtyrer des Zuchthauses zu Waldheim, wo er als politischer Gefangener wegen Beteiligung an den Maiaufständen 1848/49 volle dreizehn Jahre saß, über Wagner schrieb: „Richard Wagner, dessen spätere langjährige Verfolgung ihren einzigen Grund nur in dem Zorn darüber haben konnte, daß er zwischen Berufspflicht und Gewissen zu unterscheiden und auch als königlicher Kapellmeister noch frei zu denken wagte — hatte sich längst mit tiefstem Mißmut von der mit so lebhafter Begeisterung begrüßten Erhebung des Jahres 1848 wieder abgewandt und Trost für die bittere Enttäuschung in seinen künstlerischen Entwürfen gesucht, bis ihn der Maiaufstand des Jahres 1849

dem reinen Gedanken der Freiheit zuwandte. Als endlich eingetreten war, was alle Einsichtigen hatten kommen sehen, was Mazzini, Lamennais, Proudhon und andere seit Jahren vorhergesagt: als Ludwig Philipps Thron, von ihm selbst unterwühlt, zusammenbrach und alle Völker Europas der wiedererstandenen französischen Republik zujubelten, selbst da noch ließen es sich die deutschen Regierungen nicht träumen, daß die Bewegung den Rhein wohl überschreiten und bis an sie heranstürmen könnte. Das Volk war erwacht, es wollte nicht bloß von den Fürsten regiert, es wollte die Freiheit des Denkens, der Kunst und der Wissenschaft und der Person, die durch knebelnde Gesetze unterjocht war, erringen.“

Die Bewegung des Jahres 1849 drang diesmal in voller Kraft über den Rhein und schritt unaufhaltsam fort nach Osten, erst an Rußlands Grenzen ermattend; und überall begegnete sie derselben Erbärmlichkeit: zuerst stellte sich ihr der hochmütigste, selbst die Anwendung von Kanonen und Kartätschen gegen das eigene Volk nicht scheuende Troß, das entschiedenste: „Nie und nimmer!“ entgegen, das sofort, wie die eigene Ohnmacht erkannt war, in die feigste Angst und die zuvorkommendste Bereitwilligkeit, alles und jedes zu versprechen, umschlug, bis das Volk durch Bajonette, Gendarmen und Polizeischergen wieder niedergedrückt wurde und sich mit den Abfällen begnügen mußte.

Richard Wagner machte für die in Dresden, überhaupt in Deutschland tief darniederliegende Kunst, die zu heben damals die Fürsten wenig oder nur unter bestimmten demütigenden Bedingungen zu haben waren, die Nichtswürdigkeit der politischen und sozialen Verhältnisse für die Erbärmlichkeit der öffentlichen Kunstzustände verantwortlich, und so geriet der Musiker Wagner endlich in die Wirren der Politik. Von der Revolution, von einer möglichst radikalen Beseitigung des Bestehenden, hoffte Wag-

ner, wie so viele kluge Köpfe, einzig und allein Besserung. Der Gang zur Barrikade war für Wagner nur Mittel, nicht Zweck gewesen, das steht fest durch Wagners vorhergehende und spätere Betätigung, durch seinen umfassenden Plan für eine Organisation des Theaters, daß er ein Revolutionär zu gunsten der Bühne war.

Die Märzereignisse des Jahres 1848 führten in Dresden noch nicht zur Revolution, man war dort noch viel zu friedlich gestimmt. Aber die Geister regten sich unter dem Druck, wie überall, auch in Sachsen. Vereine, Reden, Pläne, Vorschläge, Wünsche und Hoffnungen, wir finden das alles und finden auch Richard Wagner inmitten der Bewegung. Wir geben hier am besten einen Auszug aus jener berühmten feuerroten „Brandrede“, welche der königlich sächsische Hofkapellmeister Richard Wagner am 14. Juni 1848 im Vaterlandsvereine zu Dresden hielt. Sie erschien als Extrablatt ohne den Namen des Verfassers, sie figurirt unter dem Belastungsmaterial in Sachen kontra Wagner. In den „gesammelten Schriften“ des Meisters fehlt diese Rede natürlich, denn einige Sätze darin paßten dem späteren Günstling König Ludwigs II. nicht mehr. —

Wie verhalten sich republikanische Bestrebungen dem Königtume gegenüber?

„Laßt uns über diese Frage vollkommen klar werden“, beginnt Wagner, „und daher zunächst genau erörtern, was der Kern republikanischer Bestrebungen sei.

Glaubt ihr im Ernst, wenn wir von unserem jetzigen Standpunkte aus noch weiter vorwärts-schreiten wollen, müßten wir mit allernächstem schon an der offenen, königslosen Republik ankommen? Glaubt ihr dies oder wollt ihr dies den Ängstlichen nur weismachen? Seid ihr kenntnislos oder seid

ihr böswillig? Ich will euch sagen, wohin unsere allerdings „republikanischen“ Bestrebungen zielen: Unsere Bestrebungen für das Wohl aller gehen dahin, die sogenannten Errungenschaften der letzten Vergangenheit nicht an sich schon als das Ziel, sondern als einen Anfang erkannt zu wissen. — Das Ziel fest ins Auge gefaßt, wollen wir daher zunächst den Untergang auch des letzten Schimmers von Aristokratismus; sind unsere Herren vom Adel keine Feudalherren mehr, die uns knechten und schinden konnten, wie sie Lust hatten, so sollen sie, um alles Ärgernis zu verwischen, auch den letzten Rest einer Auszeichnung aufgeben, die ihnen an einem hüzigen Tage leicht zu einem Nessusgewande werden könnte, das sie bis auf die Knochen verbrennt, wenn sie es nicht beizeiten weit von sich geworfen haben würden. Gedenkt ihr dabei eurer Stammesahnen und haltet es für unfromm, euch der Vorzüge zu begeben, die ihr von ihnen ererbt, so bedenkt, daß auch wir unserer Ahnen uns erinnern müssen, deren Taten, so gute auch von ihnen vollbracht wurden, von uns zwar nicht in Familienarchiven aufgezeichnet sind, deren Leiden, Hörigkeit, Druck und Knechtschaft aller Art aber in dem großen unleugbaren Archive der Geschichte des letzten Jahrtausends mit blutiger Tinte eingeschrieben stehen. Vergesst eure Ahnen, werfet jeden Titel, jede mindeste Auszeichnung von euch, so versprechen wir euch, großmütig zu sein und die Erinnerung unserer Ahnen auch gänzlich aus unserem Gedächtnis zu streichen, damit wir fortan Kinder eines Vaters, Brüder einer Familie seien! Höret die Mahnung, erfüllet sie froh und aus freien Stücken, denn sie ist unabweislich, und Christus sagt: „Ärgert dich ein Glied, so reiß es aus: es ist besser, daß es verderbe, als daß der ganze Leib zur Hölle fahre!“ — Und noch eins! Verzichtet ein für allemal auf die ausschließliche Ehre, unserem Fürsten zunächst stehen zu wollen, bittet ihn, euch

des ganzen Wustes unnützer Hofämter, Ehren und Rechte zu überheben, die heutzutage einen Hof zum Gegenstand unmutiger Betrachtung machen; seid nicht mehr Kammerjunker und Kammerherren, die unseren König „ihren König“ nennen, nehmt von ihm jene Heiducken und bunten Lakaien, die frivolen Auswüchse einer schlimmen Zeit, der Zeit, da alle Fürsten der Welt es dem französischen Ludwig XIV. nachahmen zu müssen glaubten, tretet frei zurück von diesem Hofe, dem Hofe der müßigen Adelsversorgung, damit er ein Hof des ganzen frohen, glücklichen Volkes werde, wo jedes Glied dieses Volkes in freudiger Vertretung seinem Fürsten zulächle und ihm sage, daß er der erste eines freien, gesegneten Volkes sei. — Darum, so wollen wir weiter, keine erste Kammer mehr! Es gibt nur ein Volk, nicht ein erstes und zweites, somit kann und soll es daher auch nur ein Haus der Volksvertretung geben, und dieses Haus sei ein edles, schlichtes Gebäude, ein hochgewölbtes Dach auf schlanken, starken Säulen; wie würdet ihr dies Gebäude verstümmeln, wolltet ihr eine triviale Wand quer durchziehen, daß ihr statt eines großen Saales zwei enge Kammern hättet!

Weiter wollen wir die Zuerteilung des unbedingten Stimm- und Wahlrechtes an jedem volljährigen, im Lande geborenen Menschen: Je ärmer, je hilfsbedürftiger er ist, desto natürlicher ist sein Anspruch auf Beteiligung an der Abfassung der Gesetze, die ihn fortan gegen Armut und Dürftigkeit schützen sollen.

Und weiter wollen wir in unseren „republikanischen“ Bestrebungen: Eine allgemeine große Volkswehr, nicht ein stehendes Heer; ferner wollen wir die volle Emanzipation des Menschengeschlechtes, das wird die Erfüllung der reichen Christuslehre sein, die sie uns neidisch verbergen hinter prunkenden Dogmen, einst erfunden, um die rohe Welt einfältiger Barbaren zu binden, und für die

Entwicklung vorzubereiten, deren höherer Vollendung wir nun mit klarem Bewußtsein zuschreiten sollen. Hütet euch! Das Ergebnis von 33 Jahren ungestörten Friedens zeigt euch jetzt die menschliche Gesellschaft in einem Zustande von Zerrüttung und Verarmung, daß ihr am Ende dieser Jahre rings um euch die entsetzlichen Gestalten des bleichen Hungers erblickt! — Sehet euch vor, ehe es zu spät ist! Spendet nicht Almosen, sondern erkennet das Recht, das von Gott verliehene Menschenrecht, sonst dürftet ihr wohl den Tag erleben, wo die gewaltsam verhöhnte Natur zu einem rohen Kampfe sich ermannt, deren wildes Siegesgeschrei wirklich jener Kommunismus wäre, und wenn in der Unmöglichkeit des Bestandes seiner Grundsätze auch nur die kürzeste Dauer seiner Herrschaft verbürgt läge, so würde diese kurze Herrschaft doch hinreichend gewesen sein, alle Errungenschaften einer 2000 jährigen Zivilisation auf vielleicht lange Zeit spurlos auszurotten. Glaubt ihr, ich drohe? Nein, ich warne! — Fragt ihr nun: willst du dies alles mit dem Königtum erreichen? — Nicht einen Augenblick habe ich sein Bestehen aus dem Auge verlieren müssen, — hieltet ihr es aber für möglich, so sprächet ihr selbst sein Todesurteil aus! Müht ihr es aber für möglich erkennen, wie ich es für mehr als möglich erkenne, nun: so wäre die Republik ja das Rechte, und wir dürfen nur fordern, daß der König der erste und aller echteste Republikaner sein solle. Und ist einer mehr berufen, der wahrste getreueste Republikaner zu sein als gerade der Fürst? Respublica heißt: die Volksache. Welcher einzelne kann mehr dazu bestimmt sein als der Fürst, mit seinem ganzen Fühlen, Sinnen und Trachten lediglich nur der Volksache anzugehören?

Der Drang zur Entscheidung ist da, zwei Feldlager sind unter den zivilisierten Nationen Europas aufgeschlagen: hier ertönt es: Republik! dort:

Monarchie! Von diesem wichtigen Gedanken erfüllt, rufe ich nun in mutiger Begeisterung aus: Wir sind Republikaner, wir sind durch die Errungenschaften unserer Zeit dicht daran, die Republik zu haben: aber Täuschung und Argerniß aller Art heftet sich noch an diesen Namen, — sie seien gelöst mit einem Worte unseres Fürsten! Nicht wir wollen die Republik ausrufen, nein! Dieser Fürst, der edelste, der würdigste König, er spreche es aus:

Ich erkläre Sachsen zu einem Freistaate.

Das erste Gesetz dieses Freistaates, das ihm die schönste Sicherung seines Bestehens gebe, sei:

Die höchste vollziehende Gewalt ruht in dem Königshause Wettin und geht in ihm von Geschlecht zu Geschlecht nach dem Rechte der Erstgeburt fort.“

Für diese unerhörte öffentliche republikanische Rede erhielt der Herr Kapellmeister Richard Wagner von seiner vorgelegten Behörde eine — — vierzehntägige Dispensierung vom Theater: — — — das war alles. —

Aber die Rede und sein sonstiges Wirken, seine Agitation in demokratischen und Vaterlandsvereinen schafften ihm in Dresden viele Feinde. Es erfolgten Angriffe über seine politische Tätigkeit in den Zeitungen, und angeekelt, sein Bestreben verkannt zu sehen, wandte er sich von der Politik ab. Da brach die Freiheitsbewegung des Jahres 1849 in Osterreich, Baden und Preußen usw. aus. Man hoffte in Sachsen, daß König Friedrich dem Volke Zugeständnisse machen werde. Statt deren erfolgte die Berufung des Ministeriums Beust und damit das offen erklärte Eintreten der Reaktion, dies reizte wieder Richard Wagners Aufmerksamkeit, und die Vorgänge der ersten Maitage mochten wohl auch ihm die Hoffnung auf einen entschlossenen Widerstand des Volkes erweckt haben, der bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland, ja in ganz

Europa möglicherweise noch eine glückliche Wendung der Dinge herbeiführen konnte. Von solchen Erwartungen getragen, schrieb er an seinen Freund August Röckel, der sich politisch kompromittiert hatte, und als der Aufstand in Österreich und Böhmen ausbrach, nach Prag geeilt war, während des fieberhaft erregten 3. Mai, er möge schleunigst zurückkehren, da ihn wenigstens augenblicklich keine Gefahr bedrohe, vielmehr zu befürchten stehe, daß die allgemeine Aufregung in Dresden zu einem unpräparierten vorzeitigen Ausbruch führen könne. Diese letzten Worte, lediglich die Besorgnis vor einer vereinzelt und darum leicht niedergeworfenen Erhebung ausdrückend, dienten den dienstbeflissenen Gerichten an Stelle eines Beweisstückes für das Vorhandensein einer weitverzweigten Verschwörung zur Vertreibung aller Fürsten und Republikanisierung Deutschlands. Tatsächlich hat Richard Wagner am 2. Mai am königlichen Hoftheater, während im Innern der Stadt der Aufstand wütete, wie Fürstenau durch Vergleichung der Repertoire und Proberegister feststellte, in aller Ruhe eine Musikprobe abgehalten. Eine Tatsache, die unbestreitbar ist und wieder gegen den feurigen Barrikadenhelden Wagner spricht.

Unbestreitbar ist aber auch, daß Richard Wagner Mitglied des demokratischen Vaterlandsvereines war. Er steht in den Listen zwischen den Namen Voigt aus Pfenig und Zweigert, als dessen Obmann der Freund Richard Wagners Doktor Mindwiz zeichnete. Derselbe Mindwiz, welcher unter Vorantragung der deutschen Fahne die Deputation des „souveränen Volkes“ leitete, wie Röckel in seinem Volksblatt die 500 Bürger aus ganz Sachsen nannte, die Mindwiz am 1. Mai 1849 nach dem Schloß führte, um dort vom König die sofortige Durchsetzung der Reichsverfassung zu erlangen; derselbe Mindwiz, welcher, als er mit der Deputation nicht zum König gelangen konnte, vor dem Schlosse zum erstenmal

den mit demonstrativem Widerhall aufgenommenen Ruf ausbrachte: „Es lebe das souveräne Volk.“

Nach der unverrichteten Deputation schrieb der königliche Hofkapellmeister im Organ der demokratischen Partei mit dem ihm eigenen Sarkasmus:

„Das Barrikadenwetter und der Revolutionshimmel tun Wunder. Heute hat der deutsche Verein durch seine Vorstände sich an den Vaterlandsverein in allen Maßnahmen für sofortige Durchsetzung der Reichsverfassung angeschlossen.“

In Begleitung des Redakteurs der Dresdener Zeitung L. Wittig, Johann Hermann Floß und Friedrich Grille (Obmann der Dresdener Arbeitervereine) kam Wagner in das Café français, wo sie mit den Polen zusammentrafen, um mit ihnen zu beraten. Diese Tatsachen sind erwiesen.

Man hat Richard Wagner am 3. Mai 1849 nachmittags 3 Uhr mit Doktor Munde und mit der Turnerschar auf dem Schloßplatz gesehen. Dieselbe Turnerschar, die dann in der Ranpischen Gasse und gegen das Zeughaus vorrückte.

Unbestreitbar, erhärtet durch die Mitteilungen des Ratswachmeisters Meier und Stadtrats Heydenreich ist, daß nach jenem Putsch auf das Zeughaus in Dresden der Herr Hofkapellmeister Richard Wagner sich mit den Stadtverordneten Doktor Mindwiz, Doktor Richter, Doktor Köchly und anderen nach dem Rathaus begab, und daß, nachdem die Stadtverordneten das Ratszimmer öffnen ließen und dort unter dem Namen „Sicherheitsausschuß“, der in seiner Tendenz mit dem früher projektierten „Landesverteidigungsausschuß“ identisch war, an der Ratstafel Platz genommen, Wagner lediglich als Zuhörer teilnahm.

„Der Rathaussaal füllte sich“, wie Heydenreich erzählt, „bald mit einem zahlreichen gemischten Publikum, unter dem Tschirner erst als Wortführer, später als alleiniger Herrscher auftrat; per Akkla-

mationen beschloß die Versammlung, die sich konstituierte, daß alle Funktionen des Stadtrates hiermit aufgehört hätten. Auf die in diesem Augenblicke eingehende Weisung des Generalkommandos der Kommunalgarden an den Stadtrat, nach dem Rücktritte des bisherigen Kommandanten Lenz einen provisorischen Kommandanten der Kommunalgarde sofort zu ernennen, bestimmten die anwesenden Mitglieder des Stadtrates hierzu den Kommandanten des 2. Bataillons Advokat Heinz, zu dessen Adjutanten sich sofort jener Oberstleutnant Heinze anbot, der zu dieser Zeit bereits seiner längst projektierten Ernennung zum Kommunalgardenkommandanten harrte.

Folgendes Plakat machte dies der Stadt bekannt:

„Advokat Heinz“

ist als Kommandant der Kommunalgarde verpflichtet und

„Oberstleutnant Heinze“,

Mitglied der ersten Kammer, ist sein Adjutant.

Der Sicherheitsauschuß.

Die Versammlung im Rathausaal nahm mehr und mehr den Charakter einer Regierung an: Ereignisse und Personen folgten sich im schnellen Wechsel. So trat z. B. mit dem Oberstleutnant gleichzeitig ein phantastisch bewaffneter Fremder in den Saal mit den Worten:

„Ich komme aus fernen Landen und bringe den ersten Siegesruf über die Tyrannen“, wobei er einen Bund Schlüssel angeblich als die Schlüssel des Zeughauses auf die Tafel niederlegte.

Zwei Mitglieder des Sicherheitsausschusses umarmten hierauf den phantastischen Fremden in tiefer Rührung und sprachen: „Dafür gebührt dir der Bruderfuß!“

Als Wagner dies sah und hörte, sagte er halb-

laut zu Doktor Richter: „Die Szene ist sehr scheene — die reenste Ritterkomödie.“ Eine Bemerkung, die allerdings für einen richtigen Barrikadenhelden sich nicht geziemte und eher darauf schließen läßt, daß dieser Mummenschanz Wagners Ironie herausforderte. Bei den Nachrichten von den Ereignissen am Zeughause ordnete Tschirner sofort das Sturmläuten an, während v. Zichlinsky, Kommunalgardenkommendant, und Kell die deutsche Fahne auf dem Balkon des Rathauses aufpflanzten. Den Befehl Tschirners zur Aufpflanzung der deutschen Fahne überbrachte Richard Wagner an den Ratswachmeister Meier und blieb dann im Rathhause, wie derselbe bekundete, woraus unzweideutig hervorgeht, daß Richard Wagner nicht, wie man ihm zur Last legte: „den Befehl zum Sturmläuten gab oder ausführen half!“ Der Aufpflanzung der deutschen Fahne wohnten Kell und v. Zichlinsky bei, während Wagner, Semper, Richter, Köchly vom Saal aus zusahen.

Das Volk auf dem Altmarkte tobte, schrie nach Waffen und Munition und baute Barrikaden, — die Richard Wagner mit Semper und Köchly später besichtigte. — Der Redakteur der Dresdener Zeitung, L. Wittich, bekundete auch, daß Richard Wagner es war, der sich über den größten Teil der Kommunalgarde, welche trotz alles Stürmens und Generalmarschschlagens nicht aus den Häusern zu bringen war, lustigmachte, und ihm sagte, „Semper und Köchly hätten so scheene Barrikaden um das Rathaus gebaut und nun fehlt das verehrliche Publikum für die Dinger. Wir waren noch keine 40 Menschenfinder auf die scheenen Matrazen mit umgestülpten Wagen. Was tun nun Semper und Köchly mit ihren Barrikaden?“

Eine Ironie, die man wieder bei einem richtigen feurigen Barrikadenhelden nicht leicht findet.

Der früher erwähnte Brief Wagners an Rödel

war und blieb für Richard verhängnisvoll. Die beliebte Deutung der für Wagners ferneres Schicksal so folgenschweren Äußerungen in dem Briefe an Röckel ist übrigens ein einzelnes Beispiel jener zahlreichen Fälle, in denen man damals das Verlangte zu finden wußte, wie und wo es immer gewünscht wurde. Wagner entkam, noch rechtzeitig gewarnt, aus Dresden. Das mit Absicht in Umlauf gesetzte, bis heute in gewissen Kreisen geglaubte Märchen: Richard Wagner sei kämpfend auf den Barrikaden gestanden und habe auf die anstürmenden Soldaten geschossen, ja später die Meute, die das alte Opernhaus angezündet, geführt, ist eine wissenschaftliche, große Unwahrheit, wenn dies auch aktenmäßig nicht festgestellt wurde.

Wie Richard Wagner aus Dresden entkam, da man schon seine Verhaftung beschlossen, ist interessant. —

Zwei Frauen gebührt das Verdienst, den Meister vor Gefangenschaft gerettet zu haben. — Am 5. Mai 1849 sollte ein Konzert der königlichen Kapelle zum Besten der in Schleswig-Holstein invalid Gewordenen stattfinden, das Reisinger und Wagner „dienstgemäß“ zu dirigieren hatten, letzterer Beethovens „Eroica-Symphonie“. Die Probe zur „Eroica-Symphonie“ hatte sich Wagner, da die königliche Kapelle am 4. Mai zum Teil unbeschäftigt war, um halb zwölf Uhr vormittags erbeten. Wagner hatte sich zeitig vom Hause entfernt und sagte seiner Frau, daß sie ihn nach der Probe am Theater abholen solle.

Nach Weggang Wagners vom Hause ergriff Minna eine innere fieberhafte Angst und Unruhe. Sie fürchtete, daß ihr Mann von Freunden beredet werden könne, eine Barrikade zu betreten; deshalb eilte sie ihm in das Theater nach. Als Frau Wagner beim Theater anlangte, war es elf Uhr. Wer den Seiteneingang, der zum Orchester und Stimmzimmer führte, im alten Opernhause benutzen wollte, mußte

einen dunklen Gang passieren, welcher in der Mitte von einem weiten Korridor durchkreuzt war, der links zur kleinen Loge des Intendanten und Proszeni-umsloge führte. Wenn eine Probe später als ange- sezt begann, so zogen sich gewöhnlich die älteren Musiker aus dem zugigen Orchester und gefüllten Stimmzimmer in die kleine dunkle Loge zurück, um da zu plaudern. Da Wagner noch nicht da war, trat auch seine Frau, um ihn zu erwarten, in die dunkle Loge des Intendanten und ließ die Türe etwas auf, um zu hören, wenn Wagner, dessen Schritt sie genau kannte, vorbei nach dem Orchester ginge. Frau Wagner war kaum in die Loge eingetreten, als sie in der nebenan befindlichen Proszeni-umsloge, zu welcher die Türe nur angelehnt war, leise sprechen hörte: „Meine Vernehmung hat nahezu zwei Stunden gedauert. Ich sollte über die Versammlung aussagen, in welcher der Blechschmied (die Wagner feindlichen Musiker in der königlichen Kapelle adoptierten den Spitznamen, den Theodor Winkler dem Hofkapellmeister nach Aufführung des „Tannhäusers“ gab, und nannten ihn unter sich nie anders als Blechschmied) bei Hempel sprach. Ob Reißiger ihn ablösen wird, wenn sie ihn am Stadtgericht behalten? Er kommt dann mit August auf eine Latte.“

Frau Wagner hatte an der Stimme den Musiker, den wir hier aus Schonung für die noch lebende Familie — Schäfer nennen wollen, erkannt, ein Freund Schladebachs, des grimmigsten Gegners Wagners. Sie hatte anfangs nicht auf das Geflüster nebenan gehört, erst als sie den ihr wohlbekannten Spitznamen ihres Gatten hörte, horchte sie auf. Eine namenlose Angst bemächtigte sich ihrer, als sie die Worte vernahm. In diesem Augenblick hörte sie im Korridor Wagners Stimme. Er kam eben und unterhielt sich ruhig mit dem ihm befreundeten Flö- tisten, den er vor dem Theater traf, über ein Bon-

mot Morlacchis (Vorgänger Wagners in Dresden), der, als man ihm vorschlug: „Die Neunte“ zur Aufführung zu bringen, dies ablehnte, weil er sonst „der Dreizehnte“ wäre, nachdem sie vorher angeblich zwölf Kapellmeister als „Czana el scandalum“ in Dresden zu dirigieren abgelehnt, und er dann bald stirbe. (Das Riesenwerk wurde bekanntlich zum erstenmal unter Leitung Richard Wagners mit ungeheurem Erfolg in Dresden am Palmsonntag — Konzert 1846 — aufgeführt.)

Frau Wagner stürzte auf ihren Gatten zu und zog ihn fort. Auf der Straße angelangt, erzählte sie ihm, was sie gehört, und bat ihn, nicht die Probe abzuhalten und so schnell wie möglich zu fliehen, da man, wie es jetzt gewiß ist, ihn verhaften wolle. Richard Wagner beruhigte seine Frau, ging ins Theater zurück und hielt ruhig die Probe bis halb zwölf Uhr. Frau Wagner wich nicht von ihres Gatten Seite. Sie hatte sich während der Probe in die kleine Loge gesetzt, um ihn zu erwarten. Während der Probe kam es zu einem kleinen Wortgefecht zwischen dem Musiker und Wagner. Schäfer brachte eine Stelle falsch, Wagner klopfte ab und rief Schäfer zu: „Lieber Herr Schäfer, Sie müssen Ihre Gedanken bei Beethoven haben, nicht in der Versammlung bei Hempel und auf dem königlichen Stadtgericht!“

Der Musiker erblaßte und stotterte verlegen einige Worte.

Wagner lächelte ihm freundlich zu und sagte: „Ja, ja, ich weiß, daß Sie ein gutes Gehör haben.“ — Ohne Schäfer Zeit zur Antwort zu lassen, erhob Wagner den Taktstock und setzte die Probe bis zum Schluß ohne Störung fort.

Das Konzert fand nicht statt. Der König und die Minister hatten das Land verlassen. Stadt und Land befand sich in Aufruhr.

Da das Land ohne Regierung war, wurde es

notwendig, eine provisorische aus den angesehensten Männern, Advokat Tschirner, Kreishauptmann Haubener und Geheimer Regierungsrat Todt einzurichten. Am 6. Mai brannte das Opernhaus ab. Man ging, da man Ausschreitungen fürchtete, Preußen um militärische Hilfe an. Laut Bundesgesetz wurde diese Hilfe gewährt und zwei Bataillone trafen am 5. und 7. Mai aus Berlin ein. Diesen folgten am 8. Mai ein Bataillon Görlitzer Jäger, um den Aufbruch zu unterdrücken und die angeblichen Revolutionäre zu verhaften. — Als Revolutionär gefährlichster Art war auch Richard Wagner denunziert.

Am nächsten Tage — Wagner war eben ausgegangen, um nachzusehen, was von der Bibliothek im Opernhaus gerettet wurde — kam der alte Sommer atemlos zu Frau Wagner und teilte ihr mit, daß einige Theaterbedienstete und andere Personen auf dem Stadtgericht einem Verhör unterworfen seien, ob und in welcher Art Richard sich an dem Aufstand beteiligt, und daß ein Mann namens Thiele, welcher offenbar bestochen worden, ausgesagt, daß er zugegen gewesen, daß der Russe Bakunin den Befehl gegeben, das große Opernhaus anzuzünden und Herr Kapellmeister Richard Wagner mit den Handarbeitern Roßberg, Engelhardt, Frenberg und Voigt diesen Befehl ausgeführt.

„Das ist ja Unsinn!“ schrie Minna entsetzt.

„Gewiß — aber Thiele hat diesen Unsinn beschworen und Johann Gottfried Woogl hat den Unsinn bestätigt, und es geht unserem Richard an den Krage, wenn er sich nicht sofort unsichtbar macht.“

„Aber man wird doch solchen Menschen keinen Glauben schenken!“

„Frau Hofkapellmeister, heute stehen die Schurken hoch im Kurs. Ich hörte die Sache in der Martinschen Wirtschaft von den Theaterleuten. Wenn

Ihnen an Richards Leben gelegen ist, suchen Sie ihn auf und bringen Sie ihn fort.“

Minna nahm rasch Hut und Schal und eilte fort, um Richard zu suchen. Der alte Sommer ging hinter Frau Wagner, denn er bot auch der Frau Wagner seine Dienste an, Wagner auf Umwegen aus der von Soldaten umgebenen Stadt zu bringen. Nach einer Stunde kehrte Frau Wagner nach Hause, ohne ihren Mann getroffen zu haben. Erst gegen Mittag kam Wagner nach Hause. Er hatte noch nicht seinen Hut und Rock abgelegt, als eilends Frau Schröder-Devrient mit den Worten ins Zimmer kam: „Kapellmeisterchen, auf, macht fort! Ein Freund von Bod (Gutsbesitzer und später dritter Gatte der Künstlerin) hat es diesem gesteckt, daß ein Haftbefehl gegen Euch und achtzehn vom königlichen Theater erlassen, worunter auch ich wie ihr mich da seht, ich als ehemalige königliche Hofschauspielerin in höchst eigener Person gehöre. Döring, der Strid (Döring war der geschiedene Gatte von Frau Schröder-Devrient), soll mich als waschechte Königsstürzlerin denunziert haben!“

Wagner wollte in Dresden bleiben, da er sich keiner Schuld bewußt war; allein seine Frau bat ihn flehentlich, daß er nach langem Zögern einwilligte; Dresden, das von allen Seiten von Soldaten umringt war, in einer Verkleidung als Fuhrmann, die der alte Sommer herbeischaffte, zu verlassen. Der alte Sommer ließ es sich nicht nehmen, Wagner zu begleiten und ihn auf Umwegen aus der Stadt zu führen. Sie nahmen den Weg durch den Plauenschen Grund. Im Gasthaus „Zum Steiger“ wollte Frau Minna ihnen Nachricht senden, da die Wirtin mit Frau Wagner bekannt war. Nur schweren Herzens ließ ihn seine Frau von ihrer Seite. Kaum war Wagner fort, als ein Bote vom Stadtgericht erschien, um Wagner zu einer Vernehmung vorzuladen. Nur mit dem Nötigsten versehen, eilte Frau Wagner ihrem Gatten nach und alle drei gingen

auf Umwegen nach dem Plauenschen Grund. Gegen zehn Uhr nachts bestand Wagner darauf, daß seine Frau mit Sommer umkehre; sie tat es erst, als Wagner schwur, keinen Schritt weiterzugehen, wenn seine Frau nicht zurückgehe.

„Du gute, treue Seele, wann werde ich dir das lohnen können? Wie viel Kummer, Elend und Not hast du schon mit mir durchgemacht!“ sagte Wagner beim Abschiede. „Aber es werden auch Freudentage für uns kommen — sie werden kommen, verlaß dich darauf, für dich und mich. — Ich weiß es!“

Und als die Freudentage kamen, war Minna die verlassene Gattin des berühmten Meisters Richard Wagner. — — — — —

Spät nachts kam Wagner nach dem Plauenschen Grunde und kehrte dort im Gasthaus „Zum Steiger“, das dem Wirt Halm gehörte, ein. Frau Halm erzählte auf Erkundigung über diese Episode:

„Abends kam Wagner eilends in die Küche, bat um Essen, Trinken und Waschwasser, denn er war ganz schwarz und hatte keinen Pfennig Geld bei sich, er versprach alles ein anderes Mal (man kannte den Herrn Hofkapellmeister dort) glattzumachen, und bat dann, daß man ihm einige Taler vorstrecke und einen sicheren Weg zur Flucht zeige. Mein Mann, dem Weg und Steg bekannt waren, führte ihn nun auch auf verschiedenen Wegen bis Groß-Opiß, von wo er dann seine Flucht allein weiter fortsetzte und mein Mann dann müde, durstig und hungrig nach Hause wanderte.“

Über die weitere Flucht erzählt Wagner: „Auf dem Wege traf ich mit anderen Flüchtlingen und Köchel zusammen, welche ebenfalls die sächsische Grenze zu gewinnen trachteten. Eines Abends kamen wir in ein Landstädtchen, um einige Stunden zu rasten und zu beraten. Man hatte sich über die weiteren Ziele nicht einigen können. Ermüdet schließ ich in einer

Ecke des spärlich erleuchteten Saales ein und erwachte erst gegen Morgen. Der Saal war leer, meine Gefährten fort, man hatte mich in der Eile des Aufbruches vergessen. Diesem glücklichen Umstände habe ich es zu danken gehabt, in Freiheit geblieben zu sein, während meine Fluchtgenossen direkt dem Militär in die Hände liefen und gefangen genommen wurden.“

Die Nachforschung nach dem weiteren Fortgang der Flucht ergab ferner: Wagner benutzte einen leer nach Chemnitz zurückgehenden Extrapostwagen und kehrte bei seinem Schwager, dem Kaufmann Wolfram, früher Opersänger, der mit einer Schwester Wagners, Klara Wagner, verheiratet, ein. Wagner schrieb 1851 an Eduard Rödel: „Es war der reine Zufall, daß ich nicht mit Bakunin und Heubner zugleich gefangen genommen wurde.“

Am Morgen des 10. Mai wurde dem Chemnitzer Bürger und Kaufmann angst und bange. In seinem Hause weilte ja der Hofkapellmeister Richard Wagner, den man den politisch gefährlichen Menschen und „hervorragendsten Anhänger der Umsturzpartei“ bezählte. Wolframs erste Frage am 9. Mai an seinen Schwager Richard lautete: „Du hast dich doch nicht etwa an der Revolution beteiligt?“

Wagners Antwort lautete: „Ich bin nur Zuschauer gewesen!“

Diese Antwort beruhigte den ganz zum Spießbürger gewordenen Wolfram keineswegs, und trotz Bitten seiner Frau faßte er den Entschluß, sich des unbequemen Gastes möglichst rasch zu entledigen. — „Mein Gott, wenn man erführe, daß ich dir Obdach gewähre“, rief Wolfram, „ich verlöre meine ganze Kundschaft.“

„Dann allerdings muß ich gehen!“ entgegnete Wagner bitter, und beruhigte seine weinende Schwester.

Klara versah ihren Bruder mit Geld, Kleidern und Wäsche.

Wagner wußte nicht, wohin er sich nun wenden sollte, wo er ein Asyl finden konnte. Da fiel ihm Franz Liszt ein, der in Weimar die Stelle als Hofkapellmeister inne hatte und dem Flüchtling wohl Aufnahme gewähren dürfte. Seit der ersten Begegnung in Paris hatte Wagner mit Liszt manche Berührungspunkte gefunden. Er sah ihn Ende Februar 1844 wieder, wo Liszt im königlichen Hoftheater in Dresden zwei musikalische Akademien veranstaltete. Aus demselben Marienbad, wo er die Pläne zum humoristischen Gegenbilde des Kampfes der Minnesänger, zu den „Meistersingern“ und später zum „Lohengrin“ entwarf, wandte sich Wagner (5. August 1845) an Liszt um Unterstützung seiner Bemühungen für ein würdiges Weber-Denkmal. Dieses Schreiben ist noch sehr zurückhaltend gefaßt, während der folgende Brief, vom 22. März 1846 datiert, schon einen freundschaftlicheren, auf eine genauere Bekanntschaft deutenden Ton zwischen beiden bietet. In einem Brief vom 23. Juni 1848 klagt Wagner Liszt über die mißlichen Verhältnisse, unter denen Wagner in Dresden zu leiden hatte. Er trägt Liszt das Verlagseigentum seiner bis dahin vollendeten Opern an, damit derselbe ihm die Summe von 5000 Talern schaffe, „die ihn wieder zu einem Menschen machen sollen, dem die Existenz möglich geworden ist, zu einem Künstler, der nie in seinem Leben wieder nach einem Groschen Geld fragen, und nur froh und freudig arbeiten würde.“

Liszt antwortete ausweichend auf diesen Vorschlag, dessen Ausführung auch unterblieb. Kaum hatte Wagner ausgesprochen, ließ Wolfram anspannen und Wagner nannte dem Kutscher das Ziel Weimar, wo der Flüchtling bei seinem Freunde am 13. Mai eintraf und eine warme Aufnahme fand.

Minna duldete es nicht in Dresden. Die Unruhe um das Schicksal ihres Mannes trieb sie bald fort. Sie wollte ihn in seiner Not nicht allein lassen

und folgte seinen Spuren mitten durch die umherstreifenden Patrouillen. Von Halm im „Steiger“ erfuhr Minna, welchen Weg ihr Mann genommen. Als sie in Chemnitz bei ihrem Schwager Wolfram müde und kaum fähig, sich auf den Füßen zu halten, spät abends eintraf, wies ihr derselbe die Türe.

Der Steckbrief gegen Wagner war bereits in Chemnitz und auch Wolfram bekannt geworden — und lautete folgendermaßen — nach dem mir vorliegenden Original —:

„Der unten etwas näher bezeichnete königliche Kapellmeister Richard Wagner von hier ist wegen wesentlicher Teilnahme an der in hiesiger Stadt stattgefundenen aufrührerischen Bewegung zur Untersuchung zu ziehen, zur Zeit aber nicht zu erlangen gewesen. Es werden daher alle Polizeibehörden auf denselben aufmerksam gemacht und ersucht, Wagner im Betretungsfalle zu verhaften und davon uns schleunigst Nachricht zu geben.

Dresden, den 16. Mai 1849.

Die Stadt-Polizei-Deputation.
von Opper.

Wagner ist 37—38 Jahre alt, von mittlerer Statur, hat braunes Haar und trägt eine Brille.“

„Er könne und wolle nicht“, sagte Wolfram, „mit polizeilich gekennzeichneten Menschen verkehren, dies würde seiner Reputation schaden.“ — So mußte denn Minna noch nachts aus dem Hause ihres Schwagers gehen. In einem Gasthof Unterkunft zu suchen, hielt Minna als Gattin des Steckbrieflich Verfolgten für gefährlich, da man sie sonst festgehalten, oder durch ihre Person aufmerksam gemacht, eifriger den Spuren ihres Gatten gefolgt wäre — so nahm sie nachts noch einen Wagen und fuhr nach Weimar weiter.

Als der Steckbrief amtlich am 19. Mai in Weimar anlangte, beschloßen Liszt und sein Freund Hofrat Doktor Siebert aus Jena, den er um Rat

anging, was er nun mit seinem flüchtigen Hofkapellmeister Wagner anfangen sollte, um ihm sicheren Versteck gegen die Verfolgungen der Polizei zu gewähren, dem Flüchtling einem als zuverlässig erprobten Ehrenmanne, J. Wernsdorf Magdala, bis auf weiteres anzuvertrauen.

Ökonomierat J. Wernsdorf, der „Retter“ Wagners, bewirtschaftete 1849 das Kammergut Magdala bei Jena. Über diese Episode aus Wagners und Minnas Leben erzählt er:

„In der Mittagsstunde des 19. Mai kam ein Einspänner aus Weimar auf meinen Hof. Aus dem Wagen steigt ein Herr in den dreißiger Jahren, kaum mittelgroß, bekleidet mit einem leichten braunen Röckchen, dem ein graues Reisetäschchen an breitem, grünem Bande umhing. Nach kurzer Begrüßung übergab er mir einen Brief, der aus den wenigen flüchtigen Zeilen bestand:

„Sie erhalten hierbei den Herrn Professor Werther aus Berlin und verfahren mit ihm nach Abrede.“

Die Handschrift des Hofrat Professor Doktor Siebert in Jena war mir bekannt. Aus früheren Unterredungen und ähnlichen Fällen wußte ich, was zu tun sei; der Ankömmling konnte nur ein politischer Flüchtling sein, der bei mir Schutz suchte, für dessen Sicherheit und Verpflegung ich zu sorgen hatte. Wernsdorf geleitete den Gast in sein Zimmer. Wagner gab sich zu erkennen, nannte seinen Namen, den Wernsdorf ebensowenig kannte wie die Oper „Tannhäuser“, welche zufällig am selben Tage in Weimar gegeben wurde, nachdem Liszt schon früher „Rienzi“ zur Aufführung brachte. Er entschuldigte sich damit, daß die große Verwaltung des Gutes ihn völlig in Anspruch nehme, und beruhigte den Flüchtling mit den Worten: „Sie sind mir unter jedem Namen willkommen! Ich werde Sorge tragen, daß niemand Sie belästigt.“

Der Familie und den Gästen wurde Wagner

als Doktor Werther aus Berlin vorgestellt. Am 21. Mai saß der Gast mit dem Ehepaar Wernsdorf abends zusammen; es ging still her am Abend vor Wagners 36. Geburtstage. Man sprach von Weimar, Dresden und so weiter. Wagner verhielt sich schweigsam und zog sich bald auf sein Zimmer zurück. Nachdem die Bewohner des Gutes bereits eine Stunde geschlafen hatten, erwachte ich durch das Rollen eines Wagens, der plötzlich unter meinem Fenster hielt.

Ich vermutete sofort einen Zusammenhang mit meinem Gaste, ob im Guten oder Bösen, das war die Frage. Ich vermutete das letztere.

Frau Minna Wagner kam aus Weimar. Franz Liszt hatte ihr die Adresse gesagt, auch eine Abschrift des Steckbriefes mitgegeben. Als man Wagner weckte und ihm sagte, daß eine Dame aus Dresden angekommen und zu ihm wolle, machte er zuerst eine höchst verdrießliche Äußerung, fügte aber dann mild hinzu: Das ist gewiß Minna. Die Gute, heute ist mein Geburtstag — den vergißt meine Frau nicht!

Frau Wernsdorf begrüßte die Dame als Frau Professor Werther, denn der Ökonomierat hatte das Geheimnis auch seiner Gattin gegenüber gewahrt. Anfangs schalt Richard, daß seine Frau diese gefährvolle, beschwerliche Reise unternommen habe: „Aber, Richard, sollte ich dich in dieser Not, heute an deinem Geburtstag, unter fremden Menschen lassen.“ Und Wagner wurde so mild und beide vergaßen bald, daß es Gefahren für sie gäbe, und er wollte sie gar nicht mehr wieder fortlassen. Aber Minna war in Dresden notwendig, um ihm über alles auf einem ersonnenen Weg, da die Briefe an ihn und von ihm aufgefangen wurden, berichten zu können. Am 23. Mai reiste Minna wieder ab. Die Freunde in Weimar und Jena stellten den weiteren Fluchtplan fest. Franz Liszt schrieb, man erwarte Richard Wagner:

in Jena; er möge die Eisenbahn vermeiden und zunächst den Weg über Koburg nach Franken einschlagen. Bis zum Saume des Waldes, der Magdala von Jena trennt, geleitete Wernsdorf am 25. Mai den Scheidenden, dann übergab er ihn — mit den besten Wünschen — einem zuverlässigen Führer, und las etwa zehn Tage später hocheifrig in einer Straßburger Zeitung, der flüchtig gewordene Dresdener Kapellmeister habe den sicheren Boden Frankreichs glücklich betreten.

In Jena suchte Wagner den Professor D. L. B. Wolff auf, nahm den Paß in Empfang, den Doktor Adolf Widmann ihm zur Verfügung stellte, und reiste nun 4 Tage lang als Doppelgänger des genannten Herrn. Am 26. Mai setzte Wagner seine Reise über Lichtenfels fort, am 28. Mai war er in Rorschach, im Eilwagen erreichte er am 29. Mai Zürich. Von dort ging alsbald ein Schreiben an Professor Wolff ab, dem ich folgende Sätze entnehme:

„Es war mir unmöglich, von Rorschach aus (wo ich übrigens erst gestern früh ankam) Ihnen sogleich zu schreiben und den Paß zurückzuschicken. Ich bin glücklich überall unbeachtet durchgekommen, nur in Lindau, wo ich um Mitternacht ankam, verlangte man mir am Tore den Paß ab; am Morgen erhielt ich ihn ohne Beanstandung zurück. Die Reise“, heißt es da, „hat meinen künstlerischen Lebensmut ungemein erfrischt und gesteigert, und ich bin über das, was ich in Paris zu leisten habe, nun vollkommen mit mir einig; ich halte nicht viel vom Schicksal, aber ich weiß, daß meine Ereignisse mich in eine Bahn gerückt haben, auf der ich das Wichtigste und Bedeutungsvollste zu Stande bringen muß, was meiner Natur zu produzieren gestattet ist.“

Wagner ging zum zweitenmal nach Paris, um dort sein Glück zu suchen.

7. Kapitel.

Die Gräfin von Tscheschew.

Daß die gezwungene Flucht aus dem Vaterlande auf Richard Wagner einen niederschlagenden Eindruck gemacht habe, läßt sich nach den vorliegenden Briefen nicht behaupten. Wagner empfand im Auslande die Freiheit zugleich als die Erlösung von jahrelanger Pein. Wagner kam mit großartigen Plänen nach Paris. Die Kunstverhältnisse der Seinestadt brachten ihm aber aufs neue Enttäuschungen und Zorn. „Dieses ganze hiesige Kunstgetriebe“, ruft er Liszt zu, „ist so niederträchtig, so verfault und todesreif, daß es nur eines mutigen Schnitters bedarf, der den richtigen Hieb zu führen versteht . . . Geld habe ich nicht, aber ungeheure Lust, etwas künstlerischen Terrorismus zu üben. Gib mir deinen Segen — oder noch besser: gib mir deinen Beistand! Komme hierher und führe die große Jagd an; wir wollen schießen, daß links und rechts die Hasen liegen bleiben sollen.“ Gar bald aber zieht statt dieser Stimmung der Kleinmut in des Komponisten Herz ein. Einen Monat später bezeichnet er sich Liszt gegenüber schon als „gänzlich hilflos“, sehnt sich nach seiner Häuslichkeit, nach Herzensruhe, und bittet den Freund, der stets hilfsbereit war, wiederholt um Unterstützung.

Um jene Zeit spielte sich in Paris ein Drama

ab, in welchem eine Heldin unseres Romans, Lorezza Brinetti, unter welchem Namen die Leser zuletzt sie kennen lernten, die Hauptrolle spielt. Lorezza beschäftigte damals zweimal die Presse in Paris. Das erstemal, als ein Mitglied der russischen Gesandtschaft Graf Ivan von Tscheschew die schöne Tänzerin heiratete, und das zweitemal als — — — Doch wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen und lassen dem Polizeichronisten Leon Gonzalan, welchem wir die Geschichte nacherzählen, das Wort:

„Der Polizeipräfekt Maubert wurde um 1 Uhr morgens von seinem Diener geweckt.

Eine ungewöhnliche Zeit, der offizielle Wächter von Paris nahm daher die Störung höchst ungnädig auf.

„Es ist eine Dame, welche den Herrn Präfekten zu sprechen wünscht!“

Mit diesen Worten entschuldigte der Diener sein Beginnen.

„Was, eine Dame um ein Uhr morgens?“

„Sie hat die dringendsten Ursachen, den Herrn Polizeipräfekten zu sprechen.“

„Eine Dame zu dieser Stunde! Sie mag zu allen Teufeln gehen!“

„Die Dame behauptet so bestimmt, daß Sie ihr ganz genau bekannt seien, Herr Präfekt, daß ich sie nicht abzuweisen wagte.“

„Mein Himmel, wer kennt mich nicht! Wer behauptet nicht, mich zu kennen! Aber jetzt lassen Sie mich, ich will schlafen. Damit wickelte sich der Präfekt in seine Decken und versuchte wieder einzuschlafen. Der Diener hielt ihm jedoch abermals die von der Dame empfangene Karte vor die Augen und entgegnete: „Die Dame ließ sich absolut nicht abweisen und sagte, ich möge dem Herrn Präfekten nur diese Karte mit der Bemerkung überreichen, es stehe ein Menschenleben auf dem Spiel, wenn der

Herr Präfekt sie nicht sofort empfangen. Ärgerlich nahm Maubert dem Diener die Karte ab und sprang in die Höhe, nachdem er die Karte gelesen; dann trat er mit bloßen Füßen an die Lampe, um sich zu überzeugen, daß er sich in dem Namen nicht täuschte, und sagte rasch mit einem Gesicht, auf dem sich Staunen und Neugierde aussprachen, zu dem Diener: „Lassen Sie die Dame in mein Kabinett treten, ich kleide mich an und werde gleich bei ihr sein. Gehen Sie und behandeln Sie dieselbe mit allergrößter Höflichkeit.“

„Was zum Henker mag die Gräfin von mir wollen?“ rief Maubert, während er sich anleidete. „Seit ihrer Verheiratung sah ich sie nur hier und da in Gesellschaft, und dort behandelte sie mich, als ob ich nie ihre Ketten getragen. Nie die Versicherung ihrer Liebe empfangen. Offenbar fürchtete sie sich mit einem Blick zu verraten. Ihr Gatte soll sehr eifersüchtig auf die ehemals vergötterte Tänzerin sein. Sie kommt zu mir, dem sie einfach eines Tages die Türe verschloß, um dann dieselbe Türe einem anderen, der ihr Rang und Reichthum zu Füßen legte, zu öffnen. Der Tölpel heiratete dieses Weib. — Sie hat mit ihrer Schönheit ihm, wie aller Welt, den Kopf verdreht. Aber deshalb brauchte er sie doch nicht zu heiraten und mir die Geliebte zu nehmen. Ich bin wahrhaftig gespannt, was die Gräfin zu mir führt.“ Mit diesen Worten beendete er seine Toilette und trat in das Kabinett, wo die Gräfin von Tscheschew ihn mit Ungeduld erwartete. Er versuchte sich zu entschuldigen, aber die Gräfin ließ ihn kaum zu Worte kommen. Es war keine Zeit für Formalitäten! Ihre zitternde Stimme, ihre weit offenen Augen, aus denen ein Entsetzen starrte, welches seit ihrer Ankunft alle ihre Gedanken gefangen zu nehmen schien, die Leichenblässe ihres Gesichtes verlangte anderes als das Zeremoniell des gesellschaftlichen Umganges oder die sehnsüchtigen Blicke eines abgedankten Anbeters.

„Ich will Ihnen sagen, was mich mich zu Ihnen führt“, sagte die Gräfin, nachdem sie neben dem Kamin Platz genommen. „Es ist mir ein Unglück zugestoßen!“ — Sie hielt inne — die Stimme versagte ihr den Dienst. — „Ein Unglück — wie es noch keiner Frau in ihrem Leben zugestoßen ist.“ — Ein zweites Mal mußte sie inne halten, um neue Kraft zum Sprechen zu sammeln. — „Sie können sich unmöglich einen Begriff davon machen!“ Neue Pause; denn der Atem versagte ihr. Aber bald wurde sie ihrer Bewegung mit einer gewaltigen Anstrengung Herr und rief aus: „Sie werden mich retten! Ja Sie werden es, — ich flehe Sie an, retten Sie mich! Wenn es wahr ist, daß Sie mich einst geliebt, so werden Sie mich, die vor Ihnen als Bittende steht, nicht verlassen.“

„Wenn es geschehen kann — und nicht gegen meine Pflicht ist, soll es geschehen!“

Die Gräfin drückte dem Präfekten die Hand und sagte erleichtert: „Ich danke Ihnen. Ich wußte, daß mich Paul Maubert, denn nur zu diesem flüchtete ich mich und nicht zu dem Präfekten in meiner Not, nicht verlassen wird!“

Der Präfekt führte die schöne Hand an seine Lippen und entgegnete: „Nun bitte ich mutig mitzuteilen, wie Paul Maubert und nicht der Präfekt Ihnen dienen kann.“

„Mein Mann, den Sie kennen . . . ist vor vierzehn Tagen nach Petersburg abgereist, wohin ihn die Regierung zur mündlichen Berichterstattung rief.“

Der Präfekt gab zur Antwort, daß er davon wisse.

Die Gräfin erzählte dann mit hohler Stimme weiter, daß sie während dieser Zeit mehrmals Veranlassung gehabt habe, eine Person bei sich zu sehen, — — „einen jungen Mann“, preßte sie mit Anstrengung heraus, dessen Bekanntschaft sie vor meh-

renen Jahren gemacht. Ein junger Attaché der neapolitanischen Gesandtschaft.

„Sein Name?“

„Pascal Roux!“

„Ich kenne ihn!“ hier lächelte der Präfekt eigentümlich. „Er wurde vor drei Jahren von seiner Regierung nach London versetzt. — Er schrieb Ihnen einige Zeit, dann hörte die Korrespondenz auf. Man erzählte, daß Pascal Roux sich mit einer Dame aus der englischen Aristokratie verlobt!“ — — „Es war ein Gerücht!“ warf die Gräfin rasch ein. — „Sie glaubten daran und verabschiedeten in einem Anflug von übler Laune ihren getreuesten Verehrer, und reichten dem Grafen Tscheschew, ein Mitglied der russischen Gesandtschaft, die Hand zum ewigen Bunde. Später soll Herr Pascal Roux, während seinesurlaubes, wieder in Paris aufgetaucht und mit der Gräfin Tscheschew gesehen worden sein. Sie sehen, die Polizeipräfektur ist gut unterrichtet.“

Nervös und ungeduldig unterbrach ihn die Gräfin: „Ich machte ihm Vorwürfe über seine Unbesonnenheit, weil der Graf, mein Gemahl, im höchsten Grade eifersüchtig, die Aufmerksamkeiten des jungen Mannes bemerkt hatte. Ohne daß ich die Aufmerksamkeiten des Attachés ermutigt, hatte er geglaubt, die Abwesenheit des Grafen benützen zu müssen, um mich zu besuchen. Und“, setzte sie mit gepreßtem Tone hinzu, „des Abends ziemlich spät, sehr spät.“

„Gewiß war es unrecht, weil die Welt es übel auslegen konnte, und weil ein schreckliches Ereignis die Folge dieser unseligen Schwäche gewesen ist“

Bei dem Worte Ereignis, das die Gräfin erinnerte, was sie nach der Polizeipräfektur brachte, vergaß sie die letzten rhetorischen Umschreibungen, deren sie sich bis dahin fast ohne es zu wissen bedient hatte und welche selbst die am tiefsten gesunkenen Frauen anwenden, wenn sie gezwungen sind, den

Verlust ihres guten Rufes einzugestehen, vorzüglich einem Manne, der ihnen durch seine Stellung und Intelligenz überlegen ist, und rief mit dem dumpfen Stöhnen der Verzweiflung aus: „Dieser junge Mann war mein Geliebter! Ja, schon seit Jahren!“

„Ah!“

Diese unverhüllte Erklärung, dem Präfecten gegenüber, brachte nur ein ironisches Lächeln auf den Lippen des Mannes hervor. Offenbar huldigte er zur selben Zeit der Tänzerin, deren Schönheit ihn anzog, ebenso wie jetzt ihre ganze Erscheinung noch auf ihn einwirkte.

Die Gräfin beachtete die Züge des Präfecten nicht und erzählte erregt weiter: „Obgleich sie Pascal ebenso leidenschaftlich liebe, wie er sie, so hatte sie ihn doch gebeten, seine Besuche zu unterlassen, da sie während der letzten vier Tage, die noch bis zur Rückkehr ihres Gemahls verlaufen sollten, sich nicht der Gefahr einer Überraschung aussetzen wollte. Pascal hatte dies versprochen, wie alle Liebenden, und hatte wie alle Liebenden das Versprechen nicht gehalten. Endlich hatte sich, trotz eines Briefes des Grafen, in welchem er seine Rückkehr für den folgenden Morgen früh um halb vier Uhr anzeigte, Pascal gestern abend eingefunden, in derselben Nacht, in welcher der Graf ankommen wollte, in derselben Nacht, die jetzt noch fort dauerte. Diese Unbesonnenheit hatte alles verdorben.“

„Ihr Gatte ist also aus Petersburg zurückgekehrt?“ fragte jetzt mit einer ganz natürlichen Unterbrechung der Polizeipräfect. „Ihr Gatte hat sie diese Nacht bei einander überrascht und Sie kommen jetzt zu mir, um mir ein ernsteres Unglück zu melden, als ich aus Ihren letzten Worten ahnte. Er und Ihr Liebhaber haben sich geschlagen, oder wollen sich diesen Morgen schlagen und ich soll es verhindern —“

„Mein Mann hat uns nicht überrascht; er ist noch nicht angekommen, weil es noch nicht halb vier

Uhr ist, denn um halb vier Uhr kann er erst eintreffen und jetzt ist es kaum 2.“

„Aber“, entgegnete der Präsekt, „welches entseklliche, auferordentliche, nicht wieder gut zu machende Unglüd wollen Sie mir denn mitteilen? Sie übertreiben gewiß, aber ich verstehe Sie, im Grunde hat noch niemand Schaden gelitten, niemand ist verwundet, niemand ist tot.“ — Der Präsekt sagte dies fast mit Ironie und frohlockend, etwa wie man seine Karten vor einem Gegner ausbreitet, wenn man das Spiel mit vollkommener Sicherheit in der Hand hat.

„Es ist niemand verwundet oder tot, sagen Sie, Herr Präsekt —; es ist möglich, daß niemand verwundet ist, wenigstens bis jetzt — was das Todsein betrifft, so sind es zwei — erstens ich — denn ich werde nie das grausame Schicksal überleben, welches mich diesen Abend betroffen hat; dann der, welcher sich in meinem Wagen befindet.“

„In Ihrem Wagen?“

„In meinem Wagen. — Mein Geliebter, Pascal ist diese Nacht um zwölf Uhr bei mir gestorben, und seine Leiche befindet sich in meinen Wagen.“

„Bei Ihnen ermordet?“ rief der Präsekt.

„Nicht ermordet, aber vor meinen Augen an einem Schlagfluß gestorben — O! es ist schrecklich und entsekllich, denn in diesem Augenblick bin ich gezwungen, an meinen Ruf, an meine Ehre zu denken, während ich mich ganz meinem Schmerz, meinen Tränen um diesen einzigen Geliebten hingeben möchte. Aber es handelt sich nicht darum, nein, ich habe, Sie wissen es jetzt, eine Leiche in meinem Wagen; was soll ich damit anfangen? Nur Sie auf der ganzen Welt können mir helfen.“

„Helfen? Ich? Bedenken Sie, daß Sie mir eine Mitteilung machten, welche so seltsam und auffallend ist, daß ich —“

„Ich flehe Sie an — verlassen Sie mich nicht.“

Wenn ich Ihnen je wehe getan, ich bereue es, — ich mache alles wieder gut — nur verlassen Sie mich nicht und helfen Sie.“

Während dieser von der Gräfin in höchster Aufregung hervorgestoßenen Worte, schritt der Präsekt im Zimmer auf und ab. — Vergebens sah er die Decke, die Fenster und die Tür an, nichts wollte ihm einfallen. Und dabei verstrich die Zeit, und jede Sekunde war kostbar für die Gräfin. Sie hatte ihm lange zugesehen, bis sie vor ihn hintrat und ihn mit den Worten: „halb drei Uhr, mein Gatte trifft bald in Paris ein“, die Uhr hinhielt. Der Präsekt begriff jetzt, daß er keinen Augenblick mehr zu verlieren habe und etwas tun müsse, aber was? Maschinenmäßig griff er nach einer der Klingelschnuren, die in der Nähe der Tür hingen, und zog sie.

Nachdem der Präsekt geklingelt hatte, sagte er zu der Gräfin: „Es gibt nur einen Menschen in Paris und ich möchte sagen auf der Welt, der im Stande ist, Sie aus der Lage, in welche Sie Ihr böses Geschick gebracht hat, zu reißen. Wollen Sie diesen Mann als dritten ins Geheimnis ziehen? Ich habe ihn gerufen, aber noch ist es Zeit, seine Mitwirkung zurückzuweisen, wenn Sie sich ihm nicht anvertrauen wollen. — Aber ich wiederhole es Ihnen, ihm allein ist es möglich.“

„Sie stehen für seine Diskretion?“

„Wie für die Ihrige, Madame!“

„So lassen Sie ihn kommen.“

„Vidocq“, sagte er zu dem eintretenden Polizeienten, „eine vornehme Person ist diese Nacht vor einigen Stunden plötzlich verstorben.“

„Sehr wohl, Herr Präsekt; sagen wir, daß er eines plötzlichen Todes gestorben ist.“

„Der Gemahl dieser Dame ist abwesend, aber kehrt in einer Stunde zurück. Die Leiche des jungen Mannes befindet sich unten im Wagen, in dem Wagen dieser Dame hier.“ —

„Des Mannes oder des Liebhabers?“

„Des Toten“, sagte trocken der Präsekt.

„Das ist schon schwieriger“, gab der Polizeiaagent zur Antwort. „Mit einem Lebendigen wäre man bald fertig geworden; aber mit einer Leiche! — Sie wünschen, daß ich vor Tagesanbruch die Leiche aus dem Wege schaffe, die sich im Wagen der gnädigen Frau befindet.“ Plötzlich unterbrach er sich, von einem Gedanken ergriffen: „Es gibt ein Mittel, diese Leiche los zu werden.“

Die ganze Energie der Gräfin flammte auf vor ihren Augen.

„Welches Mittel ist das?“ fragte sie.

„Wollen Sie, Madame, daß in drei oder vier Stunden, bei Tagesanbruch, die Leiche von mehreren Dolchstichen durchbohrt, auf der Straße gefunden werde?“

„Ermordet!“

„Ja, ermordet; drei Dolchstiche in den Unterleib, einen ins Herz. Das wäre kunstgerecht ausgeführt. Man wird ihn aufheben, und weder Geld, Uhr, noch Ringe bei ihm finden. Er ist beraubt worden, heißt es dann, und die Räuber haben ihn ermordet; 24 Stunden schlägt die Presse schrecklichen Lärm, die Reporter bestürmen uns, das Publikum schimpft auf die Polizei, welche die Mörder nie finden, es folgen Nachforschungen, die zu nichts führen, weil weder ein Raub, noch ein Mord stattgefunden hat. Acht Tage später spricht kein Mensch mehr von dem Vorfall, höchstens halten einige Journalisten in ihren Blättern der Polizei eine Vorlesung über die zunehmende Unsicherheit in den Straßen.“

„Ermordet“, murmelte die Gräfin vor sich hin.

„Gräßlich! Gräßlich! Nein! Nein! Das will ich nicht! — Keinen Dolchstoß! O nein!“

„Da Ihnen dieses Mittel nicht gefällt“, fing der Polizeiaagent wieder, zu der Gräfin gewendet, an,

„wollen Sie dann, daß die Leiche vollständig von der Welt verschwindet, als ob sie nie existiert hätte?“

„Wie so?“ fragte die Gräfin ängstlich.

„Ich fragte Sie, ob es Ihnen genehm ist, die Sache so geschehen zu lassen, daß dieser so plötzlich verstorbene, junge Mann ebenso plötzlich aus der Welt verschwinde. Man kann ihn suchen, aber man wird ihn nie finden.“

„Also kein Leichenbegängnis?“

„Leichenbegängnis — — —“

„Leichenbegängnis! — Wenn Sie auch noch den Luxus eines Leichenbegängnisses haben wollen, so ist mein Plan unmöglich. Ja oder nein?“

„Nein!“

Der Präfekt sah nach der Uhr, ängstlich folgte die Gräfin seinem Blick, dann wandte sie sich zweifelungsvoll an den Agenten.

„Etwas anderes, besinnen Sie sich auf etwas anderes, ich beschwöre Sie. Mein Leben und meine Ehre stehen in diesem Augenblick auf dem Spiele.“

„Vor allem muß ich, da ich eventuell zur Verantwortung gezogen werden könnte, bitten, daß Sie mir ganz genau erzählen, wie alles in dieser Nacht zugegangen ist; nur um diesen Preis kann ich Ihnen helfen und Sie retten.“

Der Präfekt schien durch den dienstlichen Einwand seines Agenten plötzlich zur Besinnung zu kommen, denn er warf ein: „Herr Bidocq hat Recht. In Todesgefahr rufen Sie einen Arzt, Sie dürfen ihm nichts verschweigen, nichts verheimlichen. Wollen Sie, daß wir Sie retten? Sprechen Sie, damit wir alles wissen.“

„Wohl!“ antwortete die Gräfin, „da es sein muß. Pascal Roux entriß gestern meiner Schwäche die Erlaubnis, einige Augenblicke nach der Oper bei mir zu bleiben. Er nahm sich die Erlaubnis, mit mir Tee zu trinken.“

„Es war kalt, als ich aus der Oper in mein

Hotel kam, so daß ich zu Hause befahl, ein großes Feuer im Kamin anzuzünden. Während meine Leute diesen Befehl ausführten und Pascal auf einem Divan saß und die Abendzeitung durchblätterte, begab ich mich in mein Zimmer, um mich umzu kleiden, alsdann kehrte ich in den Salon zurück und klingelte, um den Tee servieren zu lassen. Fünf Minuten darauf war dieser serviert, und Pascal und ich unterhielten uns vor dem Kamin, in welchem die Dienerschaft mit ihrer gewöhnlichen Übertreibung ein Feuer angezündet hatte, welches das ganze Hotel hätte in Brand stecken können. Wegen der Kälte konnte ich die Fenster nicht öffnen lassen, die Atmosphäre des Zimmers, der Tee, die Unterhaltung hatten Pascal, der, bevor er zu mir kam, einem Diner mit Freunden anwohnte, ungewöhnlich aufgereggt. Er war wie im Fieber oder im Rausche; er sprach viel und rasch, viel zu rasch, er lachte, endlich stieg seine Aufregung mit noch mehr Heiterkeit, als vorher, er erzählte eine Theatergeschichte, ich weiß nicht mehr, welcher komische Vorfall sich mit einer Schauspielerin ereignete, während sie sich auf der Bühne befand; er lachte fortwährend, während er mir die Geschichte erzählte. Plötzlich höre ich nichts mehr. Einige Sekunden verstreichen und ich fordere ihn auf, die angefangene Anekdote zu vollenden; ich erhalte keine Antwort, sehe Pascal an, das Gesicht war verzerrt — die Augen waren ganz verdreht, man sah nur noch das Weiße; der eine Mundwinkel war nach dem Ohr hinaufgezogen. Er war tot. Ich stoße einen Schrei aus, einen Schrei, den ich nicht höre; denn während ich ihn ausstoße, stürze ich vor dem Sofa bewußtlos hin. Sehen Sie hier, ich habe mir die Stirn dabei aufgeschlagen. Honorine eilte herbei. Während sie den Besuch tot und mich ohnmächtig daliegen sieht, verliert sie keinen Augenblick die Besinnung. Mit einem Blick ermißt sie die ganze Gefahr, und niemals war eine Gefahr größer und

dringender! Mein Mann mußte binnen kurzem eintreffen, er war unterwegs; in drei Stunden mußte er da sein. Honorine eilt in mein Boudoir, taucht, ohne sich zu besinnen, einen Schwamm in das halbgefrorene Wasser eines auf dem Fenster stehen gebliebenen Waschbeckens und drückt diesen Schwamm auf meine Wangen, auf meine Augen, auf meine Brust. Während ich wieder zu mir komme, schiebt sie den Divan in ein Fenster und läßt die Vorhänge über die Leiche fallen. Als ich vollständig wieder zu mir gekommen bin, sagt mir Honorine, daß es gilt, auf der Stelle einen Entschluß zu fassen. Welchen Entschluß hätte ich fassen können? Auch hat Honorine alles getan — sie ist ein starkes Mädchen, ein Charakter. Sie hatte mich oft von dem Polizeipräfekten sprechen hören; sie schlägt vor, zu dem Polizeipräfekten zu gehen, ihm alles zu erzählen, sich ganz auf ihn zu verlassen und zwar ohne allen Verzug. Es muß die Zeit benutzt werden, wo noch alles im Hotel schläft; dann müssen wir zwei die Leiche in den Hof schaffen, geräuschlos die Remise öffnen, sie in den Wagen schaffen, dann den Kutscher wecken und ihm befehlen, nach dem Quai des Dreffèvres an die Ecke der Straße Sainte Chapelle zu fahren. Während der Kutscher den Wagen aus der Remise zog und ihn anspannte, mußte ich Abendtoilette machen, um nötigenfalls meinen Gemahl, wenn er bei meiner Rückkehr schon da sein sollte, glauben zu machen, ich komme aus einer Abendgesellschaft. — Honorine denkt an alles, ordnet, führt alles aus. Ich bin wie von Sinnen, gehorche ihr mechanisch, und tue was sie verlangt.“

Die Gräfin erzählte alles dieses mit einer Entschlossenheit, einer Kürze und einer Tapferkeit des Herzens, die es Bidocq, der doch gegen so vieles derart abgehärtet war, kalt den Rücken hinablaufen machte. Aber es war keine Zeit zu Gemütsbewegungen, er mußte auf der Stelle handeln, und er

gewann sofort wieder seine gewöhnliche Fassung und fragte weiter: „In welcher Straße wohnt Herr Pascal Roux.“

Die Gräfin gab die Straße und das Hotel an.

„Gut, weiter brauche ich nichts. In einigen Augenblicken, hoffe ich, wird alles in Ordnung sein, und die sterblichen Reste des Herrn Pascal sich in seinem eigenen Zimmer befinden. Und Sie, Madame“, setzte der Polizeiaгент hinzu, indem er die Uhr herauszog, „Sie werden in fünf Minuten sich in Ihrem Wagen befinden, der, befreit von seiner traurigen Bürde, nach Ihrem Hotel fahren wird.“

„Ach, wie dankbar werde ich Ihnen sein! Aber kann ich Ihnen jemals durch die Dankbarkeit den Dienst vergelten, den Sie mir erzeigen?“

Nachdem sie dem Präfekten um den Hals gefallen war und ihn leidenschaftlich umarmt hatte, drückte sie dem Polizeiaгентen die Hand.

Nachdem die Gräfin mit Maubert einige Worte leise gesprochen, verließ sie mit dem Polizeiaгентen das Kabinett des Präfekten, der sie bis zur Tür begleitete, dort aber Vidocq zuflüsterte: „Morgen früh lassen Sie durch den Arzt die Todesursache feststellen, denn ich glaube der Gräfin kein Wort.“

Das Kammermädchen, das, wie es schien, die Vertraute ihrer Herrin war, wartete vor der Präfektur. Honorine eilte auf die Gräfin zu, und diese flüsterte: „Dieser Mann wird alles besorgen.“

Der Polizeiaгент hieß die Gräfin mit Honorine warten, eilte in das Inspektionszimmer, wo er sich unter den vier Kollegen einen jungen Mann beiseite nahm und zu ihm im Flüsterton sprach: „Janig, es gibt eine schöne Arbeit, bei welcher wir zweifellos den Dank des Präfekten erwerben.“ Und in gedrängten Worten erzählte er ihm alles, was ihm zu wissen nötig war, alsdann setzte er hinzu: „Ja, so müssen wir es machen, wenn der Kutscher der Gräfin schläft.“

Endlich haben sie ihn erreicht, nähern sich vorsichtig dem Wagen, und als sie den Köpfen der Pferde gegenüberstehen, blicken sie nach dem Bod, darauf gefaßt, den Kutscher wach zu finden. Aber er schlief. Bidocq befahl auf der Stelle seinem Gehilfen, den Damen zu melden, daß sie kommen könnten, während er, kaum daß sein Gehilfe den Rücken gewendet, den Kutschenschlag öffnete, die Leiche heraushob und sie gegen die den Kai des Orfèvres einfassende Brustwehr lehnte. Vorsichtigerweise hatte er einen einspringenden Winkel gewählt, dessen schwarzer Schatten den Augen des Vorübergehenden, wenn ja in so später Nacht jemand kommen sollte, undurchdringlich war. Als er damit fertig war, begab er sich wieder nach dem Wagen. Bidocq sah die beiden Damen kommen; sie hatten kaum die Kraft, sich fortzuschleppen, und er und sein Gehilfe mußten sie in den Wagen heben. Und welcher stumme Schrecken, welche scheuen Blicke, als sie hineinkamen! Sie sahen nicht mehr, was sie dort gelassen hatten. Bidocq grüßte und machte dann den Kutschenschlag hinter den beiden Damen absichtlich mit großem Geräusch zu; aber der Kutscher wachte davon nicht auf, sondern er mußte erst geschüttelt werden. Als Bidocq dann dem noch immer Schlaftrunkenen sagte, daß die Damen schon eine Viertelstunde auf ihn gewartet hätten, ergriff er hastig die Zügel und fragte, wohin er fahren solle.

„Natürlich nach ihrem Hotel, Straße Bellechase.“

Die Equipage fuhr wie der Blitz davon. Das Pflaster verschwand unter den Hufen der Pferde. Einige Minuten noch — und man hörte nichts mehr.

Ohne Zeitverlust gingen die beiden Polizeibeamten nach der dunklen Ecke des Kai, wo Bidocq die Leiche hingelehnt hatte, und beide brachten sie zum Stehen, indem jeder einen Arm nahm. In dieser unbequemen Weise traten sie ihre Wanderungen an, um den Pontneuf zu erreichen. Sie hatten ihn des-

halb gewählt, weil der Pontneuf ein Punkt ist, auf welchem alle großen Verkehrsadern der Stadt zusammentreffen und es keinem Menschen möglich ist, zu sagen, aus welcher Gegend von Paris die Person gekommen ist, der er dort begegnet. Daher glaubten sie auch auf die beste Weise etwaige Nachforschungen, wo sich Herr Pascal Roux zuletzt befunden habe, von vornherein zu vereiteln, wenn sie die Schritte nach dem Pontneuf lenkten.

Als sie dem Dauphinplatz gegenüber angekommen waren, machten sie Halt und beschlossen, hier einen vorüberfahrenden Fiaker abzuwarten. Kaum hörte Vidocq einen heranrollen, so sagte er zu seinem Gefährten, er solle ebenso wie er einen Betrunknen spielen und mit lauter Stimme ein Trinklied singen. Beide sangen, die Leiche Pascals in der Mitte, so laut ein Chanson, daß der Fiakerkutscher sofort vermutete und wußte, es seien drei Betrunkene, die er zu fahren habe. Als sie nur noch einige Schritte von dem Fiaker waren, rief Vidocq den Kutscher an, ob er seinen Kameraden, den er nicht mehr fortbringen könne, nach Hause fahren wolle. Ohne seine Antwort abzuwarten, hatte er den Kutschenschlag aufgemacht und mit Hilfe seines Begleiters die Bürde hineingeschoben, ohne sich sehr zu kümmern, ob er gerade oder krumm zu sitzen kommen würde. Darauf schlug Vidocq die Türe wieder zu und befahl dem Kutscher, nachdem er ihm ein Fünffrancsstück in die Hand gedrückt hatte: „Straße Saint Florentin, das erste große Hotel rechts. Fahrt zu!“

Und er fuhr von dannen. Die Polizeiagenten sangen, während der Wagen davonfuhr, ein frivoles, wie ein Liebewohl klingendes Lied zweier Betrunkener an einen dritten, von dem sie sich mit Schmerzen trennen, und der Streich war ausgeführt.

Am nächsten Tage wurde der Polizei gemeldet, daß der Attaché Pascal Roux von der neapolitanischen Gesandtschaft in London, der sich seit vierzehn

Tagen auf Urlaub in einem Hotel in der Straße Saint Florentin aufhielt, tot aufgefunden worden sei. Der Polizeiagent Bidocq wurde mit der Feststellung beauftragt. Er stellte fest, daß, nachdem der Kutscher Halt gemacht, abgestiegen war und die Wagentür geöffnet hatte, er anfangs im Glauben war, der Fahrgast sei eingeschlafen, und es wunderte ihn nicht bei dem Zustande, in welchem er denselben auf dem Pontneuf übernommen hatte; aber als er ihn mehreremale und stets stärker geschüttelt hatte und er sich immer noch nicht bewegte, war ihm die Sache seltsam vorgekommen und er hatte an der Pforte des Hotels geklingelt, wo er, wie die beiden Unbekannten gesagt hatten, den seltsamen Fahrgast hinfahren sollte. Der Portier öffnete und der Kutscher teilte ihm seine Not mit. Beide gingen jetzt zusammen nach dem Wagen, und bei dem Schein einer mitgebrachten Laterne erkannte der Portier auf der Stelle den Attaché, obgleich ihn der Tod schon sehr entstellt hatte. Die Leichenblässe, die Unbeweglichkeit, die Starrheit aller Glieder ließ bald keinen Zweifel mehr übrig. Die Frau des Portiers hatte unterdessen die Dienerschaft geweckt. Das ganze Hotel geriet in Aufruhr. Auf die verschiedenen Fragen des Kammerdieners Pascals konnte der Kutscher nur die Auskunft geben, daß der Fahrgast, vollkommen betrunken, mitten auf dem Pontneuf eingestiegen sei, daß zwei andere ebenso Betrunkene ihn begleitet hätten und daß diese, nachdem sie ihren Kameraden untergebracht, sich singend entfernt hätten. Weiter wußte er nichts. — —

Die Zeitungen meldeten, daß der in Paris von seiner früheren Wirksamkeit her bekannte junge Attaché der neapolitanischen Gesandtschaft in London, Pascal Roux, welcher sich auf Urlaub seit vierzehn Tagen in Paris aufhielt, diese Nacht zwischen fünf und sechs Uhr morgens auf der Fahrt nach seiner Wohnung in der Straße Saint Florentin in einem

Ziaker an einem Schlagfluß gestorben sei. Zwei Tage später las man wieder: „Morgen wird in der Magdalenenkirche die Totenmesse für den plötzlich verstorbenen Attaché Pascal Roux stattfinden. Die zahlreichen Freunde des jungen fremden Kavaliere, der der Pariser vornehmen Gesellschaft so vorzeitig entrisen worden ist, werden es sich zur Pflicht machen, der Feierlichkeit beizuwohnen. Da die Leiche nach Neapel geschafft wird, so soll sich die religiöse Feierlichkeit auf die Kirche beschränken, wo sie mittags beginnen wird.“

In derselben Nacht um halb vier Uhr entstieg auf dem Ostbahnhof Graf von Tscheschew dem Coupé. Er war freudig überrascht, seine Gattin zum Empfang auf dem Bahnhof zu finden.

„Du hier, Lorezza?“ frug der Graf nach herzlichster Begrüßung seine Frau.

„Ich wollte es mir nicht nehmen lassen, meinen lieben Zwan nach vierzehntägiger Abwesenheit hier zu begrüßen.“

„Wie soll ich dir für diese liebevolle Aufmerksamkeit danken?“ Und abermals küßte der Graf seine schöne Frau und fuhr mit ihr in sein Hotel.

Selbst der aufmerksamste Beobachter hätte in Lorezzas Zügen keine Spur der vor einer Stunde überstandenen Aufregung entdecken können. Die Spannkraft dieser Frau war jedenfalls bewundernswert.

Am nächsten Tage erst kam die Katastrophe, unvermutet, wie der Blitz vom heiteren Himmel. Als der Eigentümer des Ziakers am nächsten Tage morgens seinen Wagen reinigen wollte, fand er in demselben ein kleines Portefeuille von vergoldetem Maroquin. Es konnte nur dem Verstorbenen gehören. Der Wagenlenker öffnete es und fand in demselben Banknoten und mehrere Briefe, darunter einen uneröffneten, an die Frau Gräfin Lorezza von Tscheschew in der Straße Bellechasse gerichtet, welcher offenbar

zur Absendung bereit war. Sofort fuhr der Fiaker nach dem Hause des Grafen Iwan von Tscheschew und kam gerade, als derselbe mit der Frau Gräfin in einen Wagen steigen wollte. Da der Graf am Wagen war, während die Gräfin mit ihrer Kammerfrau im Torweg stand, um denselben noch den Befehl zu geben, ihr, weil das Wetter doch kühler als sie geglaubt, den Pelz zu holen, überreichte der Wagenlenker dem Grafen das Portefeuille, ihm den Hergang kurz erzählend. Der Graf nahm dasselbe, reichte dem Wagenlenker ein Geschenk, und während dieser sich vergnügt über das reiche Geschenk auf den Kutschbock schwang, sah er, wie der Graf den Brief öffnete und las. Er wurde sichtlich erschreckt, steckte aber rasch das Portefeuille mit dem Brief ein, als seine Gattin, die von der Kammerfrau den Pelzüberwurf erhalten, an den Wagen kam. Am nächsten Tage teilte der Graf seiner Gattin mit, daß es die Etikette erfordere, daß die diplomatischen Vertreter mit ihren Frauen der Totenmesse für den plötzlich verstorbenen Pascal Roux in der Magdalenenkirche anwohnen. Er werde sie um zwölf Uhr dazu aus ihrem Zimmer abholen.

Lorezza glaubte, daß die Erde sie in diesem Augenblicke verschlingen müsse. Sie hätte sich vielleicht entschuldigen können, aber die Klugheit forderte Kühnheit, selbst wenn diese ihr das Leben kostete. Zwei Stunden lang, die ihr wie zwei Ewigkeiten vorkamen, wohnte sie der Totenfeier ihres Geliebten bei, der vor ihr auf dem Katafalk lag, ohne Weinen, ohne Seufzer, ohne nur an seiner Bahre beten und ihm ins Grab ein Lebewohl nachrufen zu dürfen. Sie war zur Strafe der Gleichgültigkeit, zur Folter würdevoller Ruhe verurteilt. Der Himmel strafte sie schon grausam genug, er verbot ihr die Tränen. Aber diese zurückgehaltenen Tränen vergifteten ihr das Herz. Sie kehrte in ihr Hotel zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Der Schmerz wurde zur Melancholie, die Trauer zum Siechtume.

Dann stellte sich die Krankheit ein und infolge dieser die Ärzte; sie stellten fest, die Gräfin leide an Hypertrophie des Herzens. Ja, freilich war das Herz krank, aber die Krankheit hieß Liebe. Lorezza hatte für die Liebe gelebt und starb für die Liebe.

Bleich, ein Schatten des wundervollen Bildes von einst, lag die Gräfin Lorezza unter dem Plumeau. Die Augen in ihren Höhlen zurückgedrängt, die abgemagerten weißen Hände gefaltet, bot sie das Bild einer Schwerkranken. Die seidene Decke, die ihre Brust deckte, hob und senkte sich schwach. Der Polizeipräfekt Maubert erschrak, als er Lorezza nach Monaten wiedersah, und wandte sich zu dem Kammermädchen mit den Worten: „Ich glaube, es ist besser, daß wir Ihre Gebieterin nicht stören.“

„Nein, nein, sie hat um Ihren Besuch in einer dringenden Angelegenheit.“

In diesem Augenblick schlug Lorezza die Augen auf. „Ah, Sie“, sagte sie im Flüsterton, ohne ihre Lage zu ändern. „Ich danke Ihnen, daß Sie meine Bitte erfüllten.“

„Es war mir eine Freude, Ihren Wunsch erfüllen zu können, denn ich sagte mir, daß es gewiß eine Angelegenheit von Wichtigkeit sei, die Sie dem Freunde vertrauen wollen.“

„Diesmal suchte ich nicht den Freund, sondern den — Präfekten.“

Maubert wurde aufmerksam.

„Gestern Abend war Abbé Arnaud bei mir. Heute wieder — sogar zweimal. Mein Gatte“ — Lorezza lächelte bei diesen Worten — „hat mir den Abbé gesandt, damit er mit dem Zaubermittel seiner Beredsamkeit mir die Ruhe gebe, nachdem die Wissenschaft kein Mittel kennt, die Fäden dieses hinschwindenden Daseins zu festigen.“

„Vielleicht doch, meine werte Freundin!“

„Ich danke Ihnen für Ihren Trost, aber wenn der Arzt es zuläßt, daß der Priester den Kranken zweimal während eines Tages besucht, so darf man

wohl die Reisetour näher besehen, die man in den nächsten Stunden machen will. Und ich glaube, daß ich zu denen gehöre, die keine Ruhe in dieser Welt finden, ehe sie nicht Grabscheit und Schaufel kreuzweise über uns legen. Aber liegt denn alle Schuld, so frage ich mich, während ich von innerem Feuer gepeinigt auf diesem Lager liege, das ich seit Monaten nicht verlassen kann, an dem Weibe?

Wir sind leichtfertige, veränderliche Wesen. Es bedarf nur sehr wenig, um unseren Kopf zu verwirren. Die Welt reißt uns in ihren Strudel und wirft uns zuweilen in den Arm eines Mannes, den wir nicht lieben — während ein anderer unser Herz besitzt. Jedes Weib will genießen und ersehnt die Sünde zuerst mit dem Jugendgeliebten — dann dem Ideal der Liebe. Wenn der Schnee des Himmels sich einmal mit der Erde gemischt hat, dann gewinnt er seine ursprüngliche Reinheit niemals wieder, und die Sünde folgt der Sünde.“

„Ich fürchte, daß Sie das viele Sprechen anstrengt!“

„Das Sprechen verursacht mir keinen Schmerz, lieber Freund, und ich habe mir meine ganze Kraft aufgespart, bis ich zu Ihnen gesprochen.“ — Unruhig bewegte Lorezza den Kopf und schloß die Augen. Nach einigen Augenblicken sah sie wieder auf und faßte die Hand des Präfecten. „Ich hatte ein Ideal, das ich heiß und innig liebte — und dieser einzige Mann verachtete mich, begreifen Sie — verachtete mich — und zog mir eine andere vor — wurde glücklich — glücklich. Dieses Glück machte mich rasend, denn ich hätte zehn Leben für seinen Besitz hingegeben. Dieser Mann sagte mir einst, daß er mich liebe. Warum, nachdem man ein Herz mit Poesie und Liebe überflutet, kann der Mann es wieder so fahl und traurig liegen lassen wie eine öde Strandfläche. Ist es dem Manne erlaubt, die Geliebte zu wechseln, wie man auf dem Balle die Tänzerin wechselt? Warum erheben sie uns erst in den

Himmel? Warum machen sie sich zu Engeln, wenn sie wieder eine andere Frau nehmen wollen? Wozu jene Verzücungen der Seele, jene Trunkenheit des Herzens, wenn sie keine Dauer besitzt? Wozu ist es nötig, uns mit allen Gaukeleien des Gefühls zu umgeben, in unseren Herzen zahllose Illusionen zu erwecken und dann ein anderes Weib uns vorzuziehen, uns zu beschimpfen —“

„Wer beschimpfte Sie?“

„Er — und deshalb — — sollte ihn Pascal töten!“

„Pascal Roux, der Attaché der neapolitanischen Gesandtschaft, der in Ihrem Hause starb? Und er — —“

„Ah, er traf schlecht!“

Der Präsekt atmete auf. „Also der Mann, den Sie einst geliebt, der eine andere Ihnen vorgezogen, glücklich wurde und in seinem Glück Sie beschimpfte, lebt?“

„Elend!“ stieß Lorezza heraus. „Elend für immer, wie ich durch ihn wurde. Denn sein Verrat an meinem Herzen — warf mich in die Arme anderer — ich suchte Liebe — und wollte mich rächen.“

„Und wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern und mir den Namen des Mannes nennen, den Pascal Roux auf Ihr Geheiß töten sollte?“

„Solling!“ hauchte Lorezza.

„Wie, Alexander Solling, der vor mehreren Jahren in Boulogne-sur-mer überfallen wurde, ist derjenige Mann —?“

Lorezza nickte.

„Mein Gott, dann ist ja jener Pole, welcher der Tat verdächtig verhaftet und zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt wurde, jener Gregor von Grisaly, unschuldig! Und Sie konnten den Unschuldigen im Kerker wissen und schweigen?“

„Sollte ich — mich und Pascal verraten?“ — Lorezza machte eine Pause; es schien, daß die Aufregung ihr Schmerz bereiten würde.

Der Präsekt erhob sich. Lorezza hob ihre Hand mit sichtlicher Anstrengung und deutete an, daß er bleiben solle, dann irrte ihr Blick ins Leere und schien ihre Umgebung vergessen zu haben. Der Präsekt klingelte, worauf Honorine erschien. „Es scheint, daß Ihre Herrin —“

Mit einem Aufschrei stürzte Honorine zum Bett der Gräfin, die mit lallender Zunge zu phantasieren begann: „Man applaudiert — das Publikum — ist heute — liebenswürdig — ah — wie sie mich beneiden — ah — er ist auch da — er lächelt, wie schön — schöne — Musik — gleich — gleich, ah — Tarantelle — Sechsstelakt, Herr Wagner — nicht so schnell — nicht so schnell — bitte — bitte —“ Lorezza zuckte unruhig mit den Füßen, als ob sie tanze.

„Rufen Sie doch den Arzt und den Gatten der Gräfin, den Grafen Swan — denn wie es scheint, geht es mit Ihrer Herrin zu Ende!“

„Der Arzt muß jeden Augenblick kommen — es ist seine gewöhnliche Besuchszeit. Den Grafen darf ich nicht rufen. Er hat noch nie das Krankenzimmer seiner Frau betreten — noch nie sich um ihr Befinden erkundigt.“

„So rufen Sie die Freundin der Gräfin.“

„Die Gräfin hat keine Freundinnen — seit Monaten liegt sie verlassen da!“

„Honorine“, rief jetzt die Kranke. „Pascal kommt — schließen Sie die Türe — wie blaß mein Pascal ist — blaß — schnell — den Schleier — ich muß auf die Bühne — tanzen — tanzen — ah — schöne Zeit — tanzen — — tan — —“

Und wieder bewegte Lorezza die Füße, aber immer langsamer; dann erhob sie sich mühsam, starrte ins Leere — dann flüsterte sie mit verflingender Stimme: „Alex — Alex — wie leide ich — ah, wieder jung — bei dir — — nur bei dir — lustig, Tarantelle — Sechsstelakt — der — Beifall aus — aus —“, dann hob sich ihr Körper.

Das Kammermädchen und der Präsekt beeilten sich, die Kranke zu unterstützen.

„Aus —“, flüsterte sie wieder, sank zurück und schloß die Augen.

Graf Swan Ischeschew quittierte nach dem Tode seiner Gattin den Dienst. Es kam wegen des Grafen zweimal zu peinlichen diplomatischen Auseinandersetzungen zwischen der französischen und der russischen Regierung. Das erstemal, als Graf Swan von Ischeschew plötzlich seine Vermählung mit der in Paris bekannten Tänzerin Lorezza Brinetti, in welche sich der Attaché der russischen Gesandtschaft sterblich verliebt hatte, anzeigte. Damals gab die französische Regierung den Machthabern in Petersburg direkt zu verstehen, daß der Attaché Graf Swan Ischeschew manchen Zurücksetzungen in der Pariser Gesellschaft ausgesetzt werden dürfte, wenn er am Arm seiner Gattin, einer ehemaligen Tänzerin, erscheine.

Kaiser Nikolaus I. von Rußland nahm diese Anmerkung der französischen Regierung sehr übel. Es kam zu einem erregten Notenwechsel, da der Zar nicht geneigt war, den in Petersburg in hoher Gunst stehenden Grafen Ischeschew abzurufen, weil er die junge, schöne Tänzerin ehelichte. Es war sicherlich eine Laune Kaiser Nikolaus I., der französischen Regierung diesmal nicht nachzugeben, denn in ähnlichen Fällen hatte der Zar einen General degradiert.

Das zweite Mal kam es nach dem Tode der Gattin Ischeschews zu einem Notenwechsel. Es gingen der Polizei Anzeigen zu, nach welchen der russische Attaché seiner Frau Lorezza — nach Entdeckung ihrer Untreue durch die von dem Lenker des Fiakfers im Wagen gefundenen Briefe Pascal Roux' von und an seine Frau — ein langsam wirkendes Gift beigebracht habe. Man wollte dem Grafen den Prozeß in Paris machen. Die russische Regierung gab die Zustimmung — jedoch nur für den Fall, daß der Arzt der russischen Gesandtschaft in dem Körper der Verstorbenen

Gift entdeckte. Und der Arzt der russischen Gesandtschaft erklärte, daß er Gift in dem Körper der Verstorbenen nicht gefunden habe.

Graf von Tscheschew trat später freiwillig aus russischen Diensten und nahm seinen Aufenthalt in — Paris. Dort lebte er vereinsamt, gemieden von der Gesellschaft.

Sein einziges Vergnügen bildet der Besuch der — Ballettvorstellungen in der großen Oper. Während der Darstellung eines neuen Balletts und Debüts einer neuen Primaballerina hörte er eines Abends in der Loge neben der seinigen zwei Offiziere, welche entzückt über die Schönheit der Primaballerina waren, äußern, daß sie merkwürdig der Lorezza Brinetti, späteren Gräfin Tscheschew gleiche, welche ihr Gemahl wegen des Verdachtes der Untreue vergiftet, obgleich man verbreitet habe, sie sei natürlichen Todes an einer Herzkrankheit gestorben. Der ältere Offizier teilte seinem Kameraden noch mehrere für den Grafen sehr peinliche Einzelheiten mit. Dieser ließ den Akt ausspielen, ohne seinen Logennachbarn die geringste Aufregung zu verraten; aber im Zwischenakt klopfte er an die Tür und gab den Offizieren seine Karte hinein, auf welcher Ort und Stunde für den nächsten Tag verzeichnet waren. Dann kehrte er in seine Loge zurück, wo er das Ballett ruhig bis zu Ende ansah.

Man hatte den Degen als Waffe gewählt. Nachdem er seinen Gegner drei- oder viermal entwaffnet und als guter Fechter sich den Spaß gemacht hatte, ihm einige kleine, die Haut reizende Andenken auf die Brust zu geben, rief er aus, indem er sich auf den gegen ihn ausgestreckten Degen stürzte: „Nun ist's genug!“ Mit diesen Worten fiel er mitten durchs Herz getroffen nieder. Der Graf hatte den Tod von einer anderen Hand als der seinigen gesucht.

8. Kapitel.

Unerreichte Ideale.

Ein italienischer Philosoph, welcher die Ergründung des psychologischen Geheimnisses des Frauenherzens zu seinem Studium gemacht, stellte die Preisfrage:

a) Wie kommt es, daß Frauen, die von ihren Männern geliebt, verehrt, mit Auszeichnung behandelt und von Wohlbehagen umgeben — dennoch diese verlassen und betrügen, um dem ersten besten Schurken, von dessen niederer Gesinnung und Selbstsucht sie bei nur einigem Nachdenken überzeugt sein müssen, zu folgen?

b) Wie kommt es, daß Frauen, die charaktervolle Männer besitzen und nicht mit ihnen gegen ihren Willen verbunden wurden, fallen? Man wird antworten: entweder weil ihr Gemüt verdorben ist oder weil sie sich von einem geträumten und unerreichten Ideale angezogen fühlten. Im ersteren Falle gibt es keine Rettung. Wie kommt es aber, daß im letzteren Falle sich die Gattin vorher wieder oft nur auf kurze Zeit dem Gatten zuwendet? Hier lautete die Antwort: weil sie die Erfüllung ihrer unruhigen Wünsche noch einmal bei demjenigen zu finden hofft, der ihr zum Lebensgefährten gegeben wurde, ehe sie sie anderswo sucht. Wie erklärt man dies?

„Durch die Stimme der Pflicht“, antworteten

viele. Nicht doch. So ist das Rätsel des weiblichen Herzens nicht zu lösen, denn die Pflicht ist absolut und kennt keine Auswege; ein Weib, das in Gefahr ist zu fallen, stellt an den Gatten zwei Anforderungen: zuerst, sie zu lieben, und dann, sie so zu lieben . . . wie sie jener andere liebt. Andere Antworten lauteten: Das Weib suche das Verlangen nach Liebe da zu befriedigen, wo die Gefahr am kleinsten, die Sicherheit am größten ist. Dies bestritt der Philosoph mit gutem Recht, wenn nicht dem Weibe überhaupt jede Vernunft abgesprochen werden soll, denn wenn das Weib sich eine klare Vorstellung machte von all den Gefahren, von all den Nachteilen, die die Schuldige in der Gesellschaft umgeben; wenn sie so viel Freiheit des Geistes bewahrte, um zu prüfen und zu vergleichen, so würde sie überhaupt nie fallen. Also? Die Fragen sind nicht aus bloßer Neugierde gestellt, denn der Prozentsatz jener Frauen, welche ohne besondere Gründe, in einem Anfall von — Laune brave Männer verlassen, um Abenteurern zu folgen, steigt. Die bündigste Antwort gab übrigens ein berühmter Nervenarzt. Er stellte fest, daß Frauen in diesem Punkte den Männern vollkommen gleichen und hier nicht ein Rätsel des Frauenherzens, sondern der Natur überhaupt in Frage kommt. Man tut unrecht, die Frauen im Punkte des Unterliegens zu be- und die Männer zu entlasten. Hat etwa der treueste, bravste Mann, der schüchternste selbst, wohl jemals den Reizungen eines gefallsüchtigen Weibes widerstehen können? Dies ist der Punkt, wo die höhere Natur des weiblichen Geschlechts dem männlichen gegenüber sich ewig geltend machen wird. Nennt mir das Weib, das sich nicht in seiner Würde tiefverlezt fühlte bei dem einzigen Gedanken nur der Hingebung an einen Unwürdigen? Den Mann nennt, dessen Begierde sich durch diesen einzigen Gedanken hätte bezähmen lassen!

Wir glaubten diese Tatsachen zur Erklärung des

Charakters unserer Helden und Heldinnen feststellen zu müssen, damit Moralisten, die über die unergründlichen Geheimnisse der menschlichen Natur wenig oder gar nicht denken, nicht etwa die Handlungsweise Hedwig Sollings gegenüber ihrem Gatten als unmöglich darstellen. Es ist in der Liebe immer noch ein anderes als die Liebe, eine noch innigere Verschmelzung, zartere Gefühlsbeziehungen, als gewöhnliche Seelen zu fassen, ja zu ahnen im Stande sind, ein übermächtiges, unerklärbares Hinneigen vom Herzen zum Herzen, das hoch hinausragt über alles, was Gedanke und Wort anzudeuten vermögen. Diese geheimnisvollen Beziehungen sind's, diese unerklärlichen Wonnen, die den Bund zwischen Hedwig und Grisaly erzeugten. Die Frauen vermögen sich später oft selbst nicht davon Rechenschaft zu geben, was sie zu dem Manne, dem sie unterlegen sind, hinzog, ebenso wie der Mann es oft später verteidigen möchte, weshalb er das treue, hingebende Weib verlassen, um einer bekannten Circe zu folgen. Im übrigen ist es nach vorgenanntem Philosophen festgestellt, daß das Weib, was man auch dagegen sagt, beständiger ist als der Mann; für sie ist das ein Opfer, was für ihn ein Triumph ist. So ist der Mann beschaffen; er will das Weib auf der höchsten olympischen Höhe der Engel sehen und wendet seine ganze Kunst daran, es mit sich in den Strudel der Sinnenwelt hinabzuziehen. Dann weint und klagt er darüber, daß der Engel nicht mehr seine Flügel habe, die er ihm selbst geraubt. Der Engel ist gefallen, zwar in seinem Arm, aber auch, um fortan neben ihm zu gehen, und da kommt der Tag, an dem jede kleine Unvollkommenheit sein Mißfallen erregt. Gregor von Grisaly wurde nach dem Geständnisse Lorezcas auf dem Sterbebett, nachdem er eine Gefängnisstrafe von viereinhalb Jahren, die später für früher unter dem Namen André Biron begangene Betrügereien in Anrechnung gebracht wurde, in Frei-

heit gesetzt. Während viereinhalb Jahren wußte sich Hedwig allen Nachforschungen ihres Mannes nach ihrem Aufenthalt durch Annahme eines fremden Namens zu entziehen, und blieb in der Nähe des Geliebten, der hinter Kerkermauern lebte.

Anfangs versuchte Hedwig, durch ihrer Hände Arbeit den Lebensunterhalt für sich und die zwei Franken, die sie allmonatlich in der Gefängniskanzlei für Gregor hinterlegen durfte, damit ihm für dieses Geld die Vergünstigung zu teil würde, an Sonn- und Feiertagen eine Speise und Wein in der Kantine kaufen zu dürfen, zu erwerben. Als ihre Kenntnisse in Handarbeit nicht ausreichten, genügend Geld zu schaffen, bot sie sich den Theaterunternehmern an. Aber die einst so glodenreine Stimme war rissig geworden. Die größeren Bühnen in der Umgebung des Arrondissementesgefängnisses, wo Gregor gefangen saß, lehnten ihre Dienste ab, so sang sie auf den kleinsten Bühnen des ganzen französischen Departements Pas de Calais um dürftigen Lohn. Im letzten Jahre lehnten sie auch die Direktoren der kleinen Bühnen ab, denn der Kummer ließ ihr nur noch die Überreste ihrer einstigen Schönheit, und sie stieg abermals eine Stufe tiefer, immer hoffend, den Kelch des Leidens bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken zu haben, wenn Grisaly seine Freiheit wiedererlangt . . . In seinen Armen — o — da werde ich — glücklich und zufrieden sein. Die Arme verbrachte lange schmerzliche Nächte ohne Schlaf; sie wünschte ihn sehnlich herbei, diesen Tröster der Unglücklichen; aber sie fand bald, daß er, wie das Glück, uns den Rücken kehrt, wenn wir ihn herbeirufen. Endlich erhielt sie die Nachricht — durch Gregor selbst, daß er in Freiheit gesetzt werde, sobald die amtliche Verfügung aus Paris eingetroffen. Sie traf ein, am nächsten Tage.

In ärmlicher Kleidung stand Hedwig an der Gefängnisporte und wartete. Seit frühem Morgen

stand sie da. Es ward Mittag und noch immer wartete die Arme und schaute unverwandt nach der Thür, aus welcher Gregor treten mußte.

Wie lange diese Formalitäten wohl noch dauern?

Es waren keine Formalitäten, die sich im Gerichtssaal des Gefängnisgebäudes seit mehreren Stunden abspielten. Man verhandelte dort, nachdem durch das Bekenntnis der Gräfin Tscheschew seine Unschuld an dem meuchlerischen Mordversuch an dem deutschen Fabrikherrn Alexander Solling erwiesen, ob André Biron, 34 Jahre alt, aus Kolmar gebürtig, wegen Betrug und Fälschung stechbrieflich von deutschen Behörden verfolgt, nun an diese wegen genannter begangener Verbrechen ausgeliefert werden soll.

Man entschied endlich, daß, nachdem ein Auslieferungsbegehren der deutschen Behörde nicht vorliege, André Biron, genannt Gregor von Grisaly, in Freiheit zu setzen, und die wegen Mordversuch unschuldig erlittene Gefängnisstrafe von viereinhalf Jahren für die früher begangenen Vergehen und Verbrechen als gebüßt anzusehen sei.

Es dämmerte bereits — man war im Monat März —, als Gregor aus der Pforte des Gefängnisses heraustrat.

„Hedwig! Du! Ach, wie bin ich jetzt glücklich!“ Damit zog Gregor Hedwig in seine Arme. „Ach, du zitterst ja? O meine süße, liebe Kleine!“ und er küßte Mund und Stirne.

Hedwig konnte kein Wort hervorbringen, sie sah Gregor, fühlte, daß er sie in seinen Armen hielt und alle Leiden waren vergessen, denn sie hörte in diesem Augenblick nur die Stimme der Liebe stärker als je.

Eine halbe Stunde später betrat sie mit Gregor das kleine Stübchen, das sie vorher gemietet.

Gregor von Grisaly — wir wollen diesen Namen für André Biron beibehalten —, brachte Hedwig

eine wahre Leidenschaft entgegen. Wie oft dankte er ihr für die bewiesene Liebe und Anhänglichkeit, und Hedwig träumte, Mann und Kind vergessend, weiter von Glück, und holte die seit viereinhalb Jahren mühsam ersparten zweihundertachtzig Franken hervor, die sie, selbst darbind, für ihn bewahrte, damit der Arme nach seiner Freilassung mit Geld versehen werden könne. So kam der Frühling, und Hedwig gab sich noch immer ganz der Trunkenheit der Gegenwart hin, ohne an die Zukunft zu denken, während, als die Ersparnisse Hedwigs zu Ende gingen, Gregor übellaunisch wurde und Hedwig mahnte, ein neues Engagement anzunehmen.

„Du hast recht, mein Freund! Freilich, zur Sommerzeit engagieren die Direktoren nicht gern, aber meine Stimme ist jetzt, wo ich glücklich bin, wiedergekommen, und da würden die Herren mir gern Engagement geben.“

Gregor hörte zu, lächelte und ging mit den letzten fünfzig Franken fort. Er fühlte das Bedürfnis, Gesellschaft zu suchen, die er unfreiwillig so lange entbehrte.

Geduldig wartete Hedwig, bis er nach Hause kam. —

So ging es mehrere Tage und Nächte fort.

Eines Tages, als Gregor sie wieder verlassen wollte, um erst wie gestern am frühen Morgen nach Hause zu kommen, umarmte sie ihn und bat mit flehentlicher Stimme: „Bitte, lieber Gregor, lasse mich nicht wieder den ganzen Tag, die ganze Nacht allein!“

Gregor entwand sich ärgerlich der Umarmung, und mit den Worten: „Du langweilst mich, meine Liebe!“ verließ er das Zimmer.

Hedwig glaubte zu träumen. Lange sah sie vor sich hin, dann dämmerte zum erstenmal langsam der Gedanke auf, ob nicht das Herz, in das sie so viel Reime der Liebe gelegt, doch Wüstenboden sei. —

Hedwig schwieg künftig, wenn Gregor ging — sie schwieg, wenn er rauh sie anfuhr, daß sie noch immer kein Engagement gefunden. — Wenn auch ein Gefühl des Stolzes sie zurückhielt, in Gegenwart Gregors zu weinen, so flossen ihre Tränen nur um so heftiger, wenn sie allein war — sie beweinte die Niederlage, die ihre Liebe erlitt.

Seit mehreren Tagen fühlte sich Hedwig leidend, Fieber durchfröstelte ihren Körper.

Gregor äußerte seinen Unmut über Hedwigs Weichlichkeit und ließ sie wieder allein.

Als Grisaly das Haus verließ, trat ihm die Wirtin des Hauses in den Weg und sprach ihn an: „Das arme Ding in Ihrer Wohnung ist krank, Herr.“

„Meinen Sie?“

„Sie dürfen nur in das blutleere Gesicht, auf dem unter der Haut die Muskeln sichtbar sind, sehen. Ihre Finger werden lang und schmal, die Nägel durchsichtig wie Achat. — Hier ist eine schwere Krankheit im Anzug.“

„Was ist da zu tun?“ fragte Gregor nervös.

„Ich werde, wenn es Ihnen recht ist, mit ihr ins Hospital gehen. Hier fehlt alle Pflege!“

„Hospital! — Ja, Sie haben ganz Recht — ins Hospital!“

„Ich werde, wenn es Ihnen Recht ist, mit unserem Arzt sprechen, daß er das Weitere veranlaßt!“

„Ich bitte Sie darum!“

Gregor ging, während die Wirtin sich in den oberen Stock verfügte und an Hedwigs Tür klopfte. Da niemand herein rief, trat die Frau in das Zimmer und fand Hedwig fiebernd, worauf sich ein heftiges Delirium einstellte.

„Armes Wesen!“ sagte mitleidig die Wirtin und ließ sofort den Arzt holen, und ehe zwei Stunden vergingen, lag Hedwig in einem Krankensaal des Hospitals.

Grisaly erhielt, als er Nachmittag zurückkehrte, von der Wirtin die Mitteilung, daß man Hedwig fiebernd ins Hospital gebracht, und sie fügte hinzu: „Es ist eben vier Uhr. Wenn Sie sofort hingehen, dürften Sie noch in den Krankensaal, wo sie liegt, hineingelassen werden. Jeden Donnerstag von vier bis fünf Uhr ist Besuchsstunde.“

„Da sie im Delirium ist“, antwortete Gregor, „dürfte mein Besuch wohl zwecklos sein, liebe Frau.“

„Ich meinte nur, daß die Arme Sie sieht, wenn sie erwacht, denn da sie im Delirium fortwährend von Ihnen sprach, muß sie Sie sehr lieben.“

„So — ja — von vier bis fünf Uhr sagen Sie. Ich gehe nur in mein Zimmer und dann ins Hospital!“ Mit diesen Worten empfahl sich Gregor, während die Frau kopfschüttelnd in die Wirtsstube ging.

Es schlug fünf Uhr und Grisaly hatte noch nicht den Weg ins Hospital gefunden. Er ging im Zimmer auf und nieder, ohne eine sichtliche Erregung zu zeigen. Gegen Abend schien er einen Entschluß gefaßt zu haben, denn plötzlich nahm er seinen Hut, schloß das Zimmer und ging direkt in das Hospital. Die Besuchszeit war vorüber, aber er traf in der Direktionskanzlei den Arzt, bei welchem er sich um das Befinden Hedwigs erkundigte.

„Schlecht, mein Herr, sehr schlecht. Ein Nervenfieber schlimmster Art kam bei dem armen Wesen zum Ausbruch. Ich fürchte, da die Frau nicht gut genährt ist, daß wir sie nicht durchbringen.“

„Das wäre schlimm“, antwortete Gregor und senkte den Kopf. Nach einer Pause hob er ihn erst und fragte: „Wie lange kann die Entscheidung und die Krankheit wohl währen?“

„Die Krisis erwarten wir in neun Tagen. Übersteht die Frau diese, was, wie ich bemerkt, zweifelhaft ist, so dürften dennoch acht bis zehn Wochen

vergehen, ehe sie im Stande sein wird, unser Haus zu verlassen.“

Grisaly seufzte.

Der Arzt sah ihn mitleidig an und tröstete ihn: „Vielleicht auch wendet sich die Krankheit, und die Frau bekämpft sie. Oft sind schwächliche Frauen gerade am widerstandsfähigsten. Man muß immer das Beste hoffen!“

„Das Beste hoffen!“ wiederholte Gregor langsam und entfernte sich grüßend gesenkten Hauptes aus der Direktionskanzlei.

Zu Hause angekommen, begann er sofort seine Koffer zu packen. Das war bald geschehen. Dann stieg er die Treppe hinab und begab sich zur Wirtin: „Ich komme eben aus dem Hospital. Der Arzt gab mir die beste Hoffnung, bemerkte aber zugleich, daß niemand die Kranke in den nächsten drei Wochen sprechen darf. Ich werde deshalb morgen früh abreisen und in einigen Tagen wiederkehren. Ich nehme nur einige Kleinigkeiten zur Reise mit.“

Ob zwar die Wirtin das Benehmen sonderbar fand, so konnte sie die Abreise Grisalys, nachdem die Effekten Hedwigs, welche die Wohnung gemietet, im Zimmer verblieben, nicht hindern.

Nach vierzehn Tagen traf ein Brief Grisalys ein, worin er frug, ob seine Freundin der Krankheit erlegen. Sollte dies der Fall sein, so möge die Wirtin die Effekten verkaufen, und da er nicht mehr zurückkehre, sich aus dem Ertrage für die schuldige Miete bezahlt machen. — Sofort eilte die Frau zum Maire und zeigte ihm den Vorfall an. Dieser fand es, da Hedwigs Krankheit sich nicht besserte, für gut, die zurückgebliebenen Effekten Hedwigs von Amtswegen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, um nach etwaigen Papieren, die über Heimat oder Personalien der Kranken Auskunft geben konnten, zu forschen. Nach langem Mühen ward ein Brief mit der Unterschrift Alexander Sol-

lings, Würzburg, gefunden. Er schien aus der ersten Brautzeit Hedwigs zu stammen, denn er enthielt Liebesbeteuerungen. Ein anderer Brief mit der Unterschrift „Dein Vater Sommer“ war an Frau Hedwig Solling, Paris, Rue Blanche, adressiert. Da auch einzelne Wäschestücke mit H. S. gezeichnet waren, so forschte die Behörde und frug bei der Polizeipräfektur in Paris an, ob in der Rue Blanche eine deutsche Familie, namens Solling, wohne und berichtete, daß eine junge Frau — hier folgt die nähere Beschreibung — im Hospital arm und verlassen von aller Welt darniederliege.

Umgehend antwortete die Pariser Polizeipräfektur, daß in der Rue Blanche der Besitzer einer Fabrik in Meudon ein Haus besitze. Der Eigentümer der Fabrik, dessen Hauptgeschäft in Deutschland bestehe, sei Herr Alexander Solling Vater, dessen Sohn seit nahezu fünf Jahren infolge eines an ihm begangenen Verbrechens während eines Sommeraufenthalts in Boulogne-sur-mer, krank in Meudon liege. Herr Alexander Solling Vater sei sofort benachrichtigt worden, und derselbe gab der Vermutung Ausdruck, daß die Erkrankte im Hospital mit der verschwundenen Frau Alexander Sollings identisch sein dürfte.

Fünf Tage später meldete sich ein rüstiger Greis in der Direktionskanzlei des Krankenhauses als Vater Alexander Sollings.

Man führte ihn in den Krankensaal, wo Hedwig lag und zur Zeit schlief. Sofort erkannte er in dem abgekehrten Wesen seines Sohnes Frau, und Tränen rollten über die Wangen des Greises, als er Hedwig so wieder sah. Er bat, daß man die Kranke, möglichst so lange sie schlief, in das beste Zimmer, das sie für sich allein haben solle, bringe.

Da Hedwig fest schlief, so wurde der Wunsch des Greises sofort erfüllt, und nachdem der Arzt versicherte, daß, da die Kranke die Krisis glücklich über-

standen und nur eine große Schwäche zurückgeblieben, eine Unterredung mit Hedwig möglich sei, so ließ man, nachdem er dem Arzt und Direktor in Kürze die notwendigen Mitteilungen gemacht, den Greis mit der Kranken allein. Der alte Solling setzte sich, den Atemzug der Kranken bewachend, an das Bett Hedwigs.

Nach einer Viertelstunde regte sich Hedwig und erwachte. Sie ließ ihre starren, glanzlosen Augen umherschweifen. Als sie Vater Solling erblickte, nahm der Blick einen veränderten Ausdruck an. Sofort näherte sich der Greis und rief milde:

„Na, Hede, wie befindest du dich?“

Hedwig schwieg, sah wieder umher und abermals blieb ihr Blick auf ihrem Schwiegervater haften, der sich nun über sie beugte, ihr Haar und Wangen strich und fortfuhr:

„Du hast ja heute mächtig lange geschlafen, Kind. Ja, Schlaf tut wohl, er ist unser bester Freund!“

Hedwig schwieg noch immer und faltete mühsam ihre abgemagerten Hände, und wehmütig auf den Greis sehend, ließ sie Tränen über ihre eingefallenen Wangen gleiten.

Der alte Mann beugte sich über sie und sprach: „Ich glaube gar, du weinst. Warum denn? Freudentränen mußt du vergießen, daß Gott dich von schwerer Krankheit gerettet!“

„Ja — aber — ich bin ja —“ entgegnete Hedwig schwach und griff an den Kopf, als wollte sie die Erinnerung zurückrufen.

„Schwach bist du noch“, unterbrach sie Solling. „Ja, mein Kind, sechs Wochen zu Bett liegen, ein Nervenfieber bewältigen, ist keine Kleinigkeit.“

„Vater Solling — Sie sind doch der Vater Alex —“

„Ja, wer soll ich denn sonst sein?“

Hedwig schüttelte den Kopf, während der Greis,

mühsam seine Bewegung unterdrückend, in freundlichem Tone fortfuhr: „Na, und nun du so weit bist — so werden wir bald von der Stadt aufs Land hinaus können. Da im stillen Meudon, im frischen Grün, da wirst du bald deine Kräfte wiedererlangen! Jetzt aber, mein Kind, mußt du wieder hübsch ruhen — —“

„Ja, hab ich denn — geträumt, Vater? Alles — alles wäre ein Traum.“

„Mächtig hast du geträumt.. Was du in deinen Fieberphantasien immer zusammengeredet, war enorm. Ganze Mordgeschichten hast du erzählt — und alles so — als ob du“, hier lachte der Greis — „alles gerade durchlebtest. Das war eben das Fieber — das Fieber! Aber jetzt, mein Kind, mußt du hübsch schlafen — Ruhe — Ruhe — dann wirst du bald wieder gesunden! “

Hedwig hatte starr den Greis angesehen, als wollte sie in seinen Zügen lesen. Als sie aber die gleiche milde Freundlichkeit wie früher darin erblickte, schlossen und öffneten sich ihre Augen abwechselnd, ein mildes Lächeln auf den Lippen schloß sie ein.

Leise erhob sich Solling und verließ behutsam das Zimmer. Auf dem Korridor erwartete ihn der Direktor des Krankenhauses. Bitterlich weinend sank der Greis in seine Arme.

„Ruhe — Herr Solling. Ermannen Sie sich.“

„Ach, wenn Sie wüßten, was ich da drinnen litt. Ich reiste auf Wunsch meines kranken Sohnes, meines einzigen Kindes, hierher. Nur ihm zuliebe spielte ich da drinnen wie ein Komödiant der Kranken eine Szene vor, derselben Person, die meinen Sohn unglücklich gemacht. Aber er liebt ja diese Frau noch — ich sah es wieder, als die Nachricht kam, daß die Langgesuchte sterbend hier im Hospital liege. Sie ist die Mutter seines Kindes, unser Abgott — so reiste ich denn, weil er es wollte, in Gottes Namen hierher. Er hätte sich selbst aufgemacht, würde

sein kranker Zustand es erlaubt haben. Nicht wahr, Sie helfen mir die Komödie weiterspielen, denn sonst bekommen wir sie nicht nach Meudon. — Er will ja, daß sie in seiner Nähe weile. Wir bringen die Kranke nach Meudon, dort in meiner Villa soll sie gesunden. Ich habe ihr vorgeredet, daß ihre Erlebnisse nur ein böser Fiebertraum gewesen, daß sie sich in unserem Hause in Paris befindet und wir uns mit ihr demnächst auf unseren Landsitz begeben. Instruieren Sie das Personal — ach, ich fürchte unter der Last der Sorgen und des Kummers zusammenzubrechen.“

Man hatte Mitleid mit dem Greise, Interesse für die von ihrem Geliebten verlassene Kranke, und so willfahrte man dem Wunsche des Alten in allen Stücken. Ärzte und Wärterinnen taten, als wäre die Kranke in Paris und als ob Hedwig nie ihre Wohnung in der Rue Blanche verlassen hätte. So begann die Kranke nach und nach ihre traurigen Erlebnisse für einen bösen Traum zu halten.

Hedwig brachte noch acht Tage im Hospital zu, ehe die Ärzte gestatteten, daß die Kranke nach Meudon überführt werde. Während dieser Zeit wurde ihr von Vater Solling, den Ärzten und dem Personal des Krankenhauses die größte Sorgfalt gewidmet, und die Kranke durch die Art der Behandlung und Bedienung immer in dem Glauben belassen, sie befände sich in Paris im Hause ihres Mannes, der zur Zeit in Würzburg weile und der das Kind, die kleine Hertha, mit der Bonne, um der Kleinen eine Freude zu bereiten, mitgenommen habe.

Die Kranke erging sich in Träumereien — sprach wenig und sah nur, wenn sie wach war, in die treuherzigen Augen des alten Mannes, der an ihrem Bette saß, sie betreute, mit ihr von Alex, ihrem Kinde plauderte, als ob die Vergangenheit Hedwigs erst mit dem Tage beginne, an welchem sein Sohn

sie ihm in Würzburg als seine künftige Frau vorgestellt und er sie ohne Vorurteil mit Herzlichkeit willkommen hieß.

An einem warmen Sommerabend wurde dann die Kranke wohlverwahrt unter Aufsicht und in Begleitung einer Wärterin und Vater Sollings nach Meudon gebracht und dort in einem Parterrezimmer, das seinen Ausgang nach dem Garten hatte, untergebracht.

Hedwig hatte während der Fahrt durch Fürsorge des Arztes fast ununterbrochen geschlafen oder apathisch gelegen. Sie sprach, als sie in ihrem Bett in Meudon erwachte, fast gar nicht und überließ es der Umgebung, wenn sie auf der Reise einen Moment erwachte, ihr zu erzählen.

Hatte sie die wahre Sachlage erkannt? Der Alte zitterte bei dem Gedanken. Nur langsam begann Hedwig ihre Kräfte wiederzugewinnen. Als dies merklich der Fall war, verabschiedete sich die Wärterin des Hospitals, welche vom Direktor zur Wartung nach Meudon beurlaubt war, von der Kranken mit dem Bemerken, daß sie heute aus dem — Dienst des Hauses Solling trete.

Hedwig hielt, als sie mit der Wärterin zum letztenmal allein war, ihre Hand und frug mit flehender Stimme: „Nicht wahr — man brachte mich aus dem Hospital, wo ich als Kranke Aufnahme fand, hierher?“

Die Wärterin schwieg verlegen, während Hedwig erregt fortfuhr: „Ich weiß es, ich habe über alles nachgedacht und fand, daß man mich ihm entreißen wollte.“

„Wen meinen Sie?“

„Grisaly. Gregor von Grisaly. Sicherlich war er im Hospital, wohin er mich wohl gab, weil ich im Gasthof nicht gepflegt werden konnte. Und er tat wohl daran. — Nun hat man meinen Aufenthalt entdeckt, meine Hilflosigkeit benützt, mich hier-

hergebracht, während er — o, mein Gott! Wenn Sie Mitleid haben, — sagen Sie ihm, wo ich bin, und daß ich, sobald ich gehen kann, zu ihm eile!“

„Sie werden ihn nicht finden!“

„Nicht finden? Kam Grisaly nicht? O, ich weiß es, er kam. Trotz seiner rauhen Art in letzter Zeit, die nur unsere Mittellosigkeit hervorgebracht, liebte er mich. O, ich weiß es. Er mußte mich ja lieben — da ich ihm so viel geopfert — ihm treu blieb und —“

„Herr Grisaly hat nur einmal, wie ich vom Direktor vernahm, nach Ihrem Befinden gefragt, dann reiste er fort und schrieb, daß er nicht — wiederkehren werde, da er nach Amerika auswandere.“

„Ach!“

Hedwig sank zurück. Die Wärterin, erschrocken, eilte zur Tür und rief um Hilfe. Der Arzt wurde geholt, da man einen Rückfall der Krankheit vermutete. Erst nach mehreren Stunden kam Hedwig zur Besinnung. Sie sprach und weinte nicht mehr, sondern lag Wochen hindurch ruhig da und sah wie geistesabwesend ihre Umgebung an. — Endlich nach drei Wochen, als Hedwig sich besser fühlte, so daß der Arzt gestattete, daß sie einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen dürfe, ließ sie eines Nachmittags den alten Solling rufen.

„Ich habe Sie bitten wollen, mir mein Kind zu senden!“

„Wenn du es wünschest, soll es geschehen, indes glaube ich, daß du noch zu schwach bist.“

„Und — dann habe ich noch eine Bitte. — Ich war krank — schwerkrank — man sagt, daß eine derartige Nervenkrankheit das Gedächtnis schwächt — Vergangenes auslöscht. Indes habe ich nachgedacht und weiß nun bestimmt — daß ich — daß ich — —“

„Daß doch das Nachdenken, bis du gesund bist. Wozu jetzt den geschwächten Geist anstrengen.“

Plötzlich richtete sich Hedwig auf und frug: „Sagen Sie, warum brachten Sie mich hierher?“

Der Greis kämpfte mit den inneren Gefühlen, die in diesem Augenblick zum Ausbruch kommen wollten. Noch zögerte er zu antworten. Als jedoch Hedwig abermals stärker frug: „Weshalb brachten Sie mich hierher?“ antwortete er: „Nun, da du es wissen willst: Auf Wunsch und innige Bitten meines kranken Sohnes.“

„Alex krank?“ hauchte Hedwig.

„Schwer! Als er dich damals am Strand suchte, um dich in das Haus zurückzuführen, wurde er, wie du bei Gericht gehört, überfallen. Der eine Stich berührte das Rückenmark — lähmte mit der Zeit einen Teil des Körpers und fesselt ihn so, bis Gott ihn von seinem Leiden erlöst, an das Bett. — Ja, ja — er leidet. Und ein Vater schlägt nicht den Wunsch eines schwerkranken Kindes ab — auch wenn er diesen nicht teilt!“

Hedwig sank zurück und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Ich habe diesen Wunsch“, fuhr Solling fort, „auch erfüllt, weil ich nicht wollte, daß die Frau meines Sohnes in der Armenabteilung des Hospitals endet. Gott schenke dir ein langes Leben, das du hier verbringen kannst.“

„O, wäre ich doch gestorben“, rief Hedwig schluchzend.

„Niemand wird, das verspreche ich dir, in meinem und meines Sohnes Namen, dich an das Vorgesfallene erinnern.“

„O, warum brachten Sie mich hierher?“

„Dein Los wäre sehr unglücklich geworden — und der da oberhalb deiner Wohnung lebt und ans Bett gefesselt seit Jahren dahinsiecht und langsam stirbt — mein Sohn wollte nicht, daß du als Mutter seines Kindes noch mehr leidest.“

„O, gütiger Gott!“

Der Greis trocknete seine von Tränen beneetzten Augen und wandte sich zur Thür.

Hedwig richtete sich auf und rief mit tränenersfickter Stimme: „Ich bitte, bleiben Sie — und darf ich ihn sehen — ich bitte — nur sehen. Ich weiß, daß ich kein Recht habe, mich seine Frau zu nennen — ich weiß, daß ich gefehlt, gesündigt, schlecht gehandelt — ja schlecht. — Warum? Ich dachte darüber nach — es muß oft bei Frauen ein Zeitpunkt kommen, wo sie in ihren Träumen auf Abwege geraten und Zielen nachstreben, die sie bei gesunden Sinnen weit von sich weisen und verachten würden, oder es steckt im Blute mancher Frauen — ein Ausschlag des Gemütszustandes, der zum Ausbruch kommt. — Ich habe gelitten. Fürchten Sie nicht, daß ich — nein — nur sehen will ich ihn, der unverschuldet mit mir leidet, den ich —

„Mein Sohn will es nicht —“

„Ich darf ihn nicht — sehen?“

Der Greis verneinte stumm und erregt fuhr Hedwig fort: „Und mein Kind?“

„Es soll dir nicht geweigert werden — doch bittet dich mein Sohn, daß du dem Kinde jetzt und später verschweigst — wer du bist, da man der Kleinen sagte — du wärest — tot — im Himmel — bei den Engeln.“

„Tot!“

„Und das Kind betete täglich früh und abends, daß Gott dem armen Mütterchen gnädig sei — im Himmel!“

„Im Himmel!“ hauchte Hedwig.

„Unter dieser Bedingung soll dir nie verweigert werden, dein Kind zu sehen, sobald du Verlangen danach fühlst.“

Der Greis entfernte sich und überließ Hedwig ihren Gedanken. Die Arme fand, sich selbst überlassen, daß es weniger schmerzlich ist, einen lebendig Toten zu beweinen, als um einen Lebenden zu trauern

und ewig eine Leiche an den Fersen zu fühlen. Die Wärterin kam, um für die Nacht die Vorbereitungen zu treffen und sich dann in ihr Zimmer neben dem, in welchem Hedwig lag, zurückzuziehen. Hedwig hörte sie kaum, denn sie lag und träumte mit wachenden Augen. Sie dachte an ihre Kindheit; an — Mutter und Schwester. Sie starben plötzlich. — Nun sah sie vor sich endlose Räume und eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die sich ins Unendliche abwickelten, bis sie ihrem Blick entschwanden. Wer trieb sie in den Tod? Magdalena — dieses Wort rief eine Reihe von Bildern in ihren Gedanken hervor, in deren kaltblauem Schein sie sich selbst sah — beneidend die Schwester um Richards Liebe — beneidend um die Liebe, an der sie starb — die Liebe zu dem, der auch sie betörte, der sie von dem einzigen Wesen, das sie liebte, fort und an sich zog mit unheimlicher Gewalt und das Gift zubereitete in jenen Geheimkammern der Seele — deren Schlüssel nur der Tod in Händen hat.

So dachte sie weiter und versenkte sich in die gefährlichen Abgründe — die ein Beschluß der Sinne in einen äußeren Akt umsetzt.

Hedwig erhob sich leise von ihrem Lager. Mühsam warf sie ein leichtes Gewand um. Fast geräuschlos öffnete sie dann mit den schwachen zitternden Händen die Thür, die zur Veranda führte.

Es litt sie nicht in ihrem Zimmer. Seelenqual trieb sie, — als drinnen alles bereits in Schlummer lag, in den Garten, dem Glieder ihr Leid zu klagen. Verständnissvoll flüsterte der Duftende, lieblich nickte die Hyazinthe mit ihren hellen Kelchen, nur der Krokus schielte eifersüchtig hinüber. An ihrer Lieblingsrose richtete Hedwig ihr Gesicht und ging langsam weiter in den Park hinein, um unter dem Apfelbaum zu rasten. Lange saß sie sinnend da mit tränenlosem Blick in den Himmel starrend. Ein Frösteln befahl ihre Glieder, die Nachtlust durchschauerte sie und

ein kalter Wind riß ihr das schützende Tuch von Hals und Brust. —

Da kam es wie eine selige Offenbarung über sie, und sie ging, so rasch ihre Füße es vermochten, den Weg, der durch den Park zur Seine führte. Als sie um eine Baumgruppe bog, stand plötzlich der alte Solling vor ihr.

Hedwig erschraf heftig und fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Der Greis unterstützte sie und begann nach einer kleinen Pause: „Alex fühlte sich heute nacht besonders beunruhigt, auch mich floh der Schlaf. Es mag dies wohl die Ahnung vollbracht haben, daß du die ersten Kräfte, die dir der Schöpfer wieder verlieh, dazu benüttest, den Weg — deiner armen Schwester Magdalena aufzusuchen.“

Hedwig schauerte zusammen, während der Alte fortfuhr: „So leise du auch die Tür deines Zimmers öffnest, ich hörte es und schlich dir nach. Willst du mit diesem Schritt, den du eben vollführen wolltest, über das Vorgefallene quittieren. Glaubst du damit, daß du wie eine Diebin aus der Welt schleichst, die Taten ungeschehen zu machen?“

„Ach, ich bin so unglücklich“, schluchzte Hedwig.

„Durch wessen Schuld?“

„Ich kann nicht leben — mich treibt es fort aus dieser Welt — in der ich nur Unglück für mich sehe.“

„Nur Unglück? Hast du auch dahin den Blick geworfen, wo dein Kind weilte?“

„Sie verboten mir ja, Mutter zu sein.“

„Dein Kind ist sieben Jahre alt und heute erst fragst du, wann du Mutter sein darfst. Hast du dich je deines Kindes erinnert — du verließest dein Kind, als es krank nach der Mutter beehrte, als das Mutterauge über Hertha hätte wachen und das kleine Wesen hätte behüten sollen. — Als später dein Kind frug — wo ist meine Mutter? Hätten wir sagen sollen, sie ist bei Nacht und Nebel mit

einem Abenteuerer davongegangen. Deine Tat war der Klang, mit dem du dich selbst im Herzen aller derer zu Grabe geläutet, die dich einst geliebt.“

„O, ich büße hart.“

„Büße durch dein Leben — aber nicht durch den feigen Tod. Dort im Hause an der Seite deines Kindes, als Fremde, die mit Mutteraugen sorgend wacht, ist dein Platz. — Wenn du diesen ausfüllst, wenn du für dein Kind gelebt, — dann kannst du auf Vergebung unseres Herrgottes und der Menschen rechnen.“

„Die Welt, was wird sie sagen?“

Der Greis lachte bitter. „Die Welt in Paris! In diesem Babel geht der einzelne unter. Hast du übrigens gefragt, was diese Welt sagte, als du gingst? — Sie wird und muß verstummen angesichts deiner tätigen Reue. Mag sie den alten Solling und seinen Sohn töricht schelten, ob unseres Tuns uns künftig über die Achsel ansehen, nicht in ihre Kreise laden — tut nichts, wenn wir nur selbst fühlen, daß unsere jeßige Handlung war, wie wir sie dort oben bei unserem Herrgott verantworten können. Um die Meinung jener Menschen fragen wir nicht, die im Leben die Sündigen nur steinigen, aber nicht den Weg zur Umkehr zeigen wollen. Folge mir. Lebe! Sühne! Die Sühne ist die einzige Beruhigung des Gewissens.“

Der Greis hatte Hedwig langsam bis zur Türe ihres Zimmers zurückgeführt. Sie fühlte, daß es jetzt keine Wahl mehr gab. Dem Alten widerstreben, wäre gewesen, als wollte eine Mücke mit einem Elefanten kämpfen.

Und so ging sie hinein durch die Tür, gerade aufs Sofa zu, auf dem sie erschöpft niedersank.

„Gehe zu Bett, mein Kind. Ich werde die Wärterin wecken, daß sie dir beisteht. — Auch ich gehe zu Bett. Ich werde meinem Sohn keine Kenntnis von deinem Vorhaben geben. Es ist besser so.

Wenn du bleibst, will ich dir raten, was man zu Hause am schönen Main ratet: Wenn man Zahnschmerzen hat, da kann man es nicht lassen, an dem kranken Zahn zu fühlen, obgleich man sehr gut weiß, daß der Schmerz dadurch nur schlimmer wird. Das selbe geschieht oft, wenn man einen Fehltritt begangen, worüber man sich selbst Vorwürfe macht. Man hat ein Bedürfnis, dieses innere Geschwür immer und immer anzufühlen, um nachzufühlen, ob es noch ebenso hart ist. Es sitzt einem im Gehirn wie ein Pfloß, und keine Minute vergeht, in der man es nicht dort sitzen fühlt. Man denkt daran in seinen einsamen Stunden und man dreht sich darum herum in seinen Gesprächen mit anderen. Dadurch wird gleichsam das Loch um den Pfloß größer, so daß es weniger schmerzt — aber der Pfloß sitzt doch im Fleisch, darum fühle nicht daran, sondern schaue nur in die Zukunft und denke an dein Kind, dem du auch als Fremde schützend zur Seite stehen und es emporblühen sehen kannst. Dann hast du einen Freund im Hause, der auch dort dein Fürsprecher sein wird, wo du hättest bleiben sollen. — Das ist der alte Solling. Das verspreche ich dir mit Hand und Wort. Nun gute Nacht!“

Hedwig gab keine Antwort; sie hatte den Kopf in ihre Hände verborgen und weinte.

9. Kapitel.

Goldene Fessel.

Nicht lange und Paris lag in Wagners Rücken.

In der freien Schweiz, die so vielen politischen Flüchtlingen gastliche Aufnahme gewährte, wollte er zuerst einen flammenden Protest gegen die Besieger der Revolution, insofern sie sich als Beschützer der Kunst ausgaben und diesen Deckmantel für spekulative Zwecke gebrauchten, erheben. — Richard wählte Zürich zur Heimat, und seine Schrift: „Die Kunst und die Revolution“ (1849) war die erste schriftstellerische Tat auf dem Boden der freien Schweiz. Es folgte sodann „Das Kunstwerk der Zukunft“ (1850), „Kunst und Klima“ (1850), „Oper und Drama“, „Eine Mitteilung an die Freunde“ (beide 1851).

Aber auch in der neuen Heimat verfolgten Wagner die schlimmsten Sorgen um das tägliche Brot. Fast jeder Brief an seinen Freund Franz Liszt enthält eine Klage über die Schwierigkeit der Verhältnisse, welche ihn, seine Arbeitskraft und seine Kunst zu Grunde richten. Liszt half, soviel er konnte, mit Trostesworten und mit Geld. Im Oktober 1850 war die Not bei Wagner so hoch gestiegen, daß er in einem Briefe an den Freund in Weimar ausrief: „Es handelt sich um mein nacktes Leben! . . . Soll ich in die Zeitung schreiben: Ich habe nichts zu leben, wer mich lieb hat, gebe mir etwas? — ich kann es

um meiner Frau willen nicht, sie stürbe vor Scham. — O welche Not es doch ist, so einen Menschen wie mich in der Welt unterzubringen! — Will nichts fruchten, so gibst du vielleicht ein Konzert „für einen verunglückten Künstler“! — Sieh zu, lieber Liszt, und vor allem denke daran, mir recht bald etwas — etwas Geld zuzuschicken: ich brauche Holz und einen warmen Überrock.“ Daß bei einem derartigen Notstand an ein gedeihliches Arbeiten vorerst nicht zu denken war, ist klar.

Um diese Zeit dichtete Wagner den Stoff „Wieland, der Schmied“. Er wollte ihn einem französischen Komponisten als Operntext verkaufen und fuhr zu diesem Zweck abermals nach Paris. Die Reise blieb resultatlos. An Leib und Seele krank, fiel eines Tages sein Blick auf die Partitur des „Lohengrin“. Er schrieb Liszt wegen der Aufführung der Oper in Weimar, und die Antwort war die Anzeige der umfassendsten Vorbereitungen zur Aufführung.

„Schaff uns ein neues Werk!“ so rief Liszt nach der „Lohengrin“-Aufführung dem Freunde zu. Mit Jubel im Herzen und heller Begeisterung, angeeifert durch Liszts Worte, griff Wagner nun auf seinen früheren Plan zu einem Nibelungendrama zurück. „Den ersten Eindruck empfängt der Mensch von der ihn umgebenden Natur, und keine Wirkung ist ihm darin so mächtig wie die des Lichtes“, so beginnt er darüber in den „Nibelungen“ von 1850. „Der Tag, die Sonne erscheint ihm als Bedingung alles Seins. Dank und Anbetung wird ihm gezollt im Gegensatz zu der grauerregenden dunklen Nacht. So aber wird das Licht Grund alles Daseins, Vater, Gott. Die Stammesgeschichte der Franken, als des vornehmsten Typus der Germanen, hat nun den Vorzug, sich fort und fort aus solchem Ursprünge zum geschichtlichen Leben entwickelt zu haben. Sie zeigt uns in fernster Weite ebenfalls den individuellen Lichtgott, wie er das Ungetüm der chaotischen Urnacht erlegt: Sieg-

frieds Kampf mit dem Drachen! Schnell wurde „Jung-Siegfried“ entworfen — jetzt heißt dieser Teil „Siegfried“ — und nach kurzer Frist war der ganze vielgliederige Ring wenigstens in seinen Umrissen fertig.“

Wagner dichtete zuerst: Siegfrieds Tod (1848). Einen Tag vor dem Tode seiner Mutter begann Richard Wagner den letzten Aufzug an diesem Werke. Das Gedicht war die Frucht einsamer Stunden eines Tieftrauernden. Fast zu gleicher Zeit mit dem Gedicht entstand auch ein Teil der Musik.

„An einem eigens dazu bestimmten Feste gedenke ich dereinst im Laufe dreier Tage mit einem Vorabend jene drei Dramen nebst dem Vorspiele aufzuführen: den Zweck dieser Aufführung erachte ich für vollkommen erreicht, wenn es mir und meinen künstlerischen Genossen, den wirklichen Darstellern, gelingt, an diesen vier Abenden den Zuschauern meine Absicht zu wirklichem Gefühlsverständnis künstlerisch mitzuteilen. Eine weitere Folge ist mir ebenso gleichgültig, als sie mir überflüssig erscheinen muß. Aus diesem Plane für die Darstellung vermag nun auch jeder meiner Freunde die Beschaffenheit meines Planes für die dichterische und musikalische Aufführung zu entnehmen, und jeder, der ihn billigen kann, wird zunächst mit mir auch gänzlich unbekümmert darum sein, wie und wann dieser Plan sich dereinst vor der Öffentlichkeit verwirklichen sollte, da er das eine wenigstens begreifen wird, daß ich bei diesem Unternehmen nichts mehr mit unserem heutigen Theater zu tun habe. Wenn meine Freunde diese Gewißheit fest in sich aufnehmen, so geraten sie dann mit mir endlich wohl auch darauf, wie und unter welchen Umständen ein Plan wie der genannte ausgeführt werden könne. Nun denn, ich gebe Euch Zeit und Muße, darüber nachzudenken: denn nur mit meinem Werke seht Ihr mich wieder!“ So schrieb Wagner im November 1851.

Es folgten die Dichtungen „Rheingold“, „Die Walküren“, „Götterdämmerung“, „Siegfrieds Tod“. Auf einem Ausflug in Italien fand er, schlaflos in einem Gasthose von La Speccia ausgestreckt, die Eingebung zur Musik zum „Rheingold“, zuerst jene „plastischen Naturmotive“, die sich im Verlaufe der Nibelungentrilogie in immer individuellerer Entwicklung zu den Trägern der Leidenschaften und der in ihnen sich aussprechenden Charaktere gestalten.

Wagners Schaffenskraft war damals eine hochgehende. „Es gab Tage“, erzählt seine Frau, „wo Richard acht Stunden in seinem Arbeitszimmer saß und arbeitete. Während Richard noch an den Nibelungen arbeitete, tauchten plötzlich zwei neue Stoffe vor ihm auf. Er konnte sich dieser kaum erwehren. Im Arbeitszimmer schaffte mein Mann an den „Nibelungen“, und sobald er aus diesem trat, sprach er mit mir über die zwei neuen Stoffe, einer war der „Tristan“, der ihm schon innerhalb der Walkürenkomposition aus Gottfrieds glänzendem Epos entstanden war, der andere der „Parsifal“, dessen Charaktertagszauber er schon im Jahre 1852 schrieb. Im Oktober besuchte ihn abermals Liszt, und ihm spielte Wagner am Klavier „Die Walküre“ vor. Die Hauptmelodie des „Walkürenrittes“ entstand plötzlich. Es war ein rauher Novembertag, trotzdem litt es Wagner nicht zu Hause, und wir gingen erst den See entlang, dann die Straße aufwärts, wo eine offene Schmiede stand, in welcher fleißig gearbeitet wurde. Einer der Gesellen, ein junger Bursche, sang mit heller, schöner Baritonstimme ein deutsches Lied und bearbeitete dabei taktartig mit seinem Hammer das vor ihm auf dem Ambos liegende glühende Eisen. Angezogen durch Lied und hübsche Stimme blieb Richard stehen und sagte scherzend zu mir: „Der Mann hat offenbar seinen Beruf verfehlt. — Mit dieser Prachtstimme, der kräftigen Muskulatur gäbe er einen trefflichen Heldenbariton. Die Me-

lodie zu dem Liede scheint ihren Entstehungsort am Rhein zu haben, den Rhythmus mit dem eigenartigen Schluß hörte ich schon, oder er fällt eben mir ein.“

Schweigsam kehrten wir nach Hause zurück. Richards Geist beschäftigten Gedanken, da durfte man ihn nie stören. Als wir in der Villa ankamen, ging Richard sofort in das Arbeitszimmer, das er erst spät nachts verließ. Am anderen Tage spielte er mir die Motive des Walkürenrittes vor.

Indem Liszt den vielfach für unaufführbar verschrieenen „Lohengrin“ in Weimar auf die Bühne brachte und in einer enthusiastischen Broschüre als das ersehnte Ideal der dramatischen Musik anpries, hatte er das Interesse für Wagner in den weitesten Kreisen erweckt und die allgemeine Aufnahme des „Lohengrin“ um ein Jahrzehnt beschleunigt. Von nun an galt Liszt als Befehlshaber der Zukunftsmusik. Wagner, der flüchtig in der Schweiz lebte, konnte wenig Einfluß ausüben, und Weimar ward der Wallfahrtsort für alle Jünger der neueren Richtung. Die beiden hervorragendsten Talente, welche in Weimar sich Liszt anschlossen, waren Joachim und Bülow. Hans von Bülow war der eifrigste Apostel Liszts, dessen Tochter Cosima er später heiratete, und Richard Wagners feurigster Anhänger und uneigennützigster Freund und Verteidiger. Liszt interessierte aber nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen für den armen Flüchtling.

Singerissen von der glühenden Begeisterung und dem großen Aufwand von Scharfsinn, mit denen Wagner „Das Kunstwerk der Zukunft“ und „Oper und Drama“ geschrieben, scharte sich bald eine Partei, bestehend aus tatkräftigen und talentvollen, größtenteils jüngeren Künstlern zusammen, die nun ebenfalls zur Feder griffen und für die musikalischen Werke wie für die Theorien Wagners, auch für Liszt und Berlioz mit aller Energie, oft aber mit Rücksichtslosigkeit und geflissentlicher Herabsetzung anderer,

Selbst der höchststehenden Kunstrichtungen, in die Schranken traten. Brendels „Neue Zeitschrift für Musik“, von Anfang an das höchstlößliche Ziel verfolgend, Neues von Bedeutung zur Anerkennung zu bringen, nahm schnell für Wagner Partei und ward dadurch das vornehmste und einflußreichste Organ der von den Gegnern spottweise so genannten „Zukunftsmusiker“. Diese Bezeichnung war im Grunde höchst albern, weil sie auf totaler Verken- nung der Sache von seiten der Gegner beruht; allein sie wurde von der Partei selbst adoptiert, später jedoch wieder abgeworfen und durch die allerdings treffendere Benennung „neudeutsche Schule“ ersetzt.

Wie fast stets Reformatoren, so ging auch Wagner oft zu weit, und noch mehr geschah das folgerichtig von einzelnen seiner Anhänger. Die Spaltung der musikalischen Welt in zwei feindliche Heerlager wäre trotz Wagners Theorien aber doch nicht eine so tiefe, die Abneigung der Gegner wäre kaum zu vollständiger erbitterter Feindschaft geworden, wenn Wagner, aber noch mehr seine Jünger, nicht mit einer gewissen souveränen Verachtung auf alles andere herabgesehen, selbst an den berühmtesten Meistern der Vergangenheit und Gegenwart ihre Spottsucht geübt hätten. Allgemeine Entrüstung rief namentlich ein Artikel Wagners hervor, den er unter dem Titel „Das Judentum in der Musik“ in der „Neuen Zeitschrift“ veröffentlichte. Die Spitze war vorzugsweise gegen Mendelssohn und Meyerbeer gerichtet. Ein Seitenstück zu dieser mit unverkennbarem Scharfsinn, aber auch mit ausgesprochenstem Spott und Hohn geschriebenen Philippika war der bald darauf in demselben Blatt veröffentlichte Aufsatz von Hans von Bülow gegen die Sonntag und die Jenny Lind. Man behauptete in jener Zeit allgemein, daß Bülow auf Veranlassung der Tochter Liszts, Cosima, gegen Jenny Lind schrieb, weil die große Sängerin mit ihrem noch größeren Geschäfts-

geist die damals sehr unscheinbar aussehende Cosima in Gesellschaft von oben herab behandelte, was Fräulein Cosima Liszt nie vergaß.

Es gibt wenige Männer, welche Liebesbeweisen und andauernden Huldigungen von Seiten schöner Frauen ganz widerstehen können, und Richard Wagner ließ sich ebenso wie seine Geschlechtstollegen die zarten Aufmerksamkeiten, die ihm plötzlich von allen Seiten zukamen, gern gefallen. Es war merkwürdig, je mehr nach Veröffentlichung der schriftstellerischen Werke Wagners unter den Männern ihm Feinde erstanden, desto mehr wandten sich ihm die Frauen in glühender Begeisterung zu. In erster Reihe stand damals Frau Cosima von Bülow, die zu dem Komponisten und Schriftsteller Richard Wagner in heiliger Verehrung des gottbegnadeten Genies aufschaute. Heute war er übrigens im Salon der Fürstin Metternich, morgen in Gesellschaft der Fürstin Wittgenstein, der Nachfolgerin der Gräfin d'Agoult im Herzen Franz Liszts, wo man nicht genug Weihrauch für den deutschen Flüchtling fand, während Minna die stille Ehrung für ihren Mann vorzog. Frau Blandine Ollivier, die Tochter Liszts und Schwester der Frau Cosima von Bülow, entdeckte übrigens zuerst, daß Minna nicht für Wagner passe — daß sie seine erhabenen Ideen nicht zu fassen vermöge. Alltäglich wiederholten später die gleichen Worte die Züricher Verehrerinnen, und schließlich bedauerte man auch Richard in Zürich in jenen Gesellschaften, in welchen der interessante Komponist von „Rienzi“, „Lohengrin“, „Tannhäuser“, „Fliegender Holländer“ verkehrte, und — Wagner begann die Worte bald zu glauben. Man hat es Minna als ein Verbrechen am Genie Wagners angerechnet, daß, als sie eines Tages von der Fürstin Wittgenstein gefragt wurde, welches Tonwerk ihres Gatten sie am meisten schätze, sie sagte: „Rienzi, denn diese Oper entstand sozusagen in den Flitterwochen unserer Ehe, in einer Zeit, als die Sorge unser

beider Begleiter, die Not unser täglicher Gast war, — und auch deshalb, weil Rienzi der Grundstein für die späteren Werke ist und zuerst zur Aufführung kam!“

Diese aus dem Herzen kommende Anschauung hat man zu Ungunsten Minnas vielfach verdreht und ihrem Mann erzählt: seine Frau halte Rienzi für sein bestes Werk!

Dieses angebliche Urteil aus dem Munde seiner eigenen Frau schmerzte den Komponisten des Lannhäuser, Lohengrin, Fliegenden Holländer, Tristan und Isolde empfindlich, und obwohl Minna sich energisch dagegen verwahrte, ein solches Urteil je gefällt zu haben, so fielen die Worte bei Wagners Eigenart, die immer gefördert, gelobt sein wollte, leider auf fruchtbaren Boden.

Wagner speiste mit seiner Frau im Hotel Bauer du Lac in Zürich, weil der damalige Besitzer ihm einen Kredit bis 1000 Franken einräumte, die er denn auch wirklich mit seiner Frau und dem Hund Peps in Speisen abgegessen. Dort lernte er durch — Peps am 4. Mai 1852 einen reichen Handels Herrn Otto Wesendonck und seine junge, bildhübsche Frau Mathilde kennen.

Frau Mathilde war eine große Hundefreundin und bat Wagner um die Erlaubnis, dem schönen großen Peps einige Lederbissen reichen zu dürfen. Wagner, an diesem Tage bei Laune, ließ Peps die ihm eingelernten Kunststücke vor Frau Mathilde produzieren. So wurde der Hund zum Vermittler der späteren folgenschweren Freundschaft zwischen den beiden Familien.

Otto Wesendonck hatte sich von seinen Geschäften nach Zürich zurückgezogen und eine prächtige große Besitzung am Seeufer erworben. Im Laufe der ersten Tage erfuhr Frau Mathilde, wie sehr Wagner von den deutschen Behörden verfolgt und auch in der Ferne gequält wurde; wie schwer Geldsorgen ihn

drückten, wie er von Verlegern und Opernintendanten immer aufs neue enttäuscht ward und sich trotz dieser Sorgen mit einer neuen gewaltigen „Nibelungen“-Schöpfung trug. Da bereiteten die Wesendoncks ihm und Frau Minna ein Obdach. Zu einem nominellen Jahreszins von 500 Franken bezog Wagner als lebenslänglicher Mieter ein von Baumschatten und Blumen umgebenes Häuschen unmittelbar am Wesendonckschen Garten. Wagner glaubte in seinem traulichen Wohnsitz nun die oft erträumte Heimat gefunden zu haben. „Ich weiß nun, wo ich hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo ich Trost und Stärkung, Erhebung und Labung finden soll“, schrieb er dankerfüllt seinen Wohltätern. Hier, in jenem Frühling, überkam ihn in der grünen Stille jener „Charfreitagszauber“, der einer besseren Welt zu entstammen scheint, und hier reifte die traurige Mär von „Tristan und Isolde“. Es war eine Zeit „fast verklärten Daseins“, wie Frau Spyrri, eine junge Züricherin, glühende Verehrerin Wagners, berichtet. Abends in der Dämmerstunde ging er hinüber zu Frau Mathilde und spielte ihr vor. Sie dichtete die Lieder, und er setzte sie in Töne. Sie war ihm „ein unbeschriebenes Blatt“; nicht nur eröffnete er ihr jene neue Kunstwelt, in deren Erschaffung er jetzt lebte, alles andere, das groß und schön war und das ihn bewegte, vor allem die Schopenhauersche Philosophie, brachte er ihr mit feinfühligem Verständnis ihrer inneren Bedürfnisse nahe . . .

Dieses „unbeschriebene Blatt“ war aber für Frau Minna Wagner das beschriebenste — sie las nach diesen traulichen Zusammenkünften ihres Mannes mit der schönen Mathilde oft mehr, als darin stand, und dies führte zu den Szenen, welche früher im Hause des Komponisten unbekannt waren. Wagner wurde nämlich nach den Besuchen im Wesendonckschen Hause gegenüber seiner Frau mißgestimmt, gereizt und übellaunischer denn je. Minna kannte aber

die nervöse Natur ihres Mannes ganz genau und fand im Laufe der Jahre eine Art des Umgangs mit ihm, die wahrhaft rührend war. Was Wagner in seiner aufgeregten Art sprach, hörte Minna nur insoweit, als es galt, ihm den Grund der Aufregung möglichst schnell aus dem Wege zu räumen; jedes andere Wort blieb für die Frau einfach ungesprochen. Entschuldigte sich Richard später wegen seiner üblen Laune, dann ersparte ihm Minna dadurch die peinliche Situation, daß sie steif und fest behauptete, er irre sich, sie habe kein Wort von ihm gehört, das nicht berechtigt war. Dadurch kam Richard gar nicht in die Lage, gegenüber seiner Frau ein Unrecht eingestehen zu müssen. Wagner fühlte sich wohl und war Minna für ihre zarte Fürsorge und Liebe im Herzen dankbar.

„In Paris und Zürich“, erzählte Minna Wagner später, „wurde der Sarg zu unserem Eheglück gezimmert! Ich habe die Städte mit ihren Fassonmenschen nie leiden können. Auch meinen Mann widerten die Leute, als er das zweite und dritte Mal nach der französischen Hauptstadt kam, an, und er schüttelte bald den Staub von seinen Fersen. Dazwischen lag Zürich! Die größte Leidensstation meines Lebens! In dieser reizenden Stadt kreuzigte man mich erst, dann raubte man mir meinen Mann! — Dort entdeckten sie, daß ich Richard, ich, seine Frau, die ihn aus Liebe geheiratet, nicht verstehe, nicht liebe.“ —

Man verstand Minna Wagner wirklich nicht. Die Liebe Minnas zu Richard war eben eine ganz andere, als man sie oft in den Gesellschaften, in welchen der Komponist in Paris und Zürich verkehrte, fand. Es war eine stille, aber desto innigere Liebe. In der Frauen Seele drängen sich so unzählige Empfindungen, die der zartfühlendste und liebevollste Mann oft kaum zu deuten vermag; ihm erscheint die stille Liebe und Bewunderung als Kälte und als Lieb-

losigkeit. „Die Frauen haben Richard — maßlos gemacht“, klagte Minna.

Wagners Ruhm wuchs immer mehr. Tannhäuser, Lohengrin, Der fliegende Holländer wurden zu Repertoirestücken der größten Bühnen, denen sie Wagner aus Geldmangel zu Spottpreisen überließ. Bald erhielt Richard eine Einladung für die Konzerte der Philharmonischen Gesellschaft in London, derselben Gesellschaft, für welche einst Beethoven die Neunte Symphonie geschrieben und die Zehnte entworfen hatte, die nach seinen Skizzen, die innerlich, wie sein Biograph hervorhebt, von jedem großen Dichtergeiste ersehnte Einigung des tragischen Geistes der Griechen mit dem religiösen der modernen Welt zeigen sollte: Wagners eigenes höchstes Ziel, im „Nibelungenring“ berührt, im „Parsifal“ erreicht.

Je mehr Wagner mit seinen Idealen und Erfolgen wuchs, desto kleiner wurde plötzlich Minna in seinem Geiste; ihr fehlte — so redete man ihm in hundertfachen Redewendungen vor — „der Flug, ihm zu folgen“. Wagner begann die Gesellschaft anderer Frauen zu suchen, die ihn, wie er Minna eines Tages in größter Heftigkeit direkt zu verstehen gab, „auf Händen trügen und anbeteten“. Minna erschrak, denn so hatte Wagner früher nie gesprochen. Man steigerte künstlich seine Eitelkeit und Ehrsucht. Im Hause anderer, in Gesellschaft der Frau Mathilde Wesendonck, der Frau Kapellmeister Heim, Frau Spyri, schöne anmutige Damen, oder wenn er mit Bülow und dessen Frau Cosima zusammentraf und mit ihnen Ausflüge oder Reisen machte, da fühlte sich Wagner wohl, und Minna zog sich aus dem Arbeitskabinett des Gatten, wo er sie selbst früher als seinen „guten Engel“ gern sah, in ihre Häuslichkeit zurück. Die arme Frau konnte nicht begreifen, daß ein Weib dem gottbenedigten Mann zur Seite stehen muß, das — wie man ihr immer zuflüsterte — zwischen dem Genius und der Welt zu vermitteln

hat. — Immer wieder entgegnete sie: „Ja, aber wir waren doch früher so glücklich, als man diese Entdeckung noch nicht gemacht. Wir waren zufrieden — das Elend stählte unsere Lebenskraft. Mir las er zuerst seine Arbeiten vor, wenn ich sie auch nicht gleich verstand, so war er geduldig und erklärte mir den Inhalt. Mir spielte er zuerst seine Kompositionen vor und war glücklich und zufrieden, wenn sie mir gefielen, und die ganze Vergangenheit soll nun in meinem Innern ausgelöscht werden — bloß weil man plötzlich nach zwei Jahrzehnten unseres Zusammenlebens entdeckt, daß ich nicht die Frau sei, die zwischen dem Genie meines Mannes und der Welt vermitteln könne. Und diese Entdeckung wird gemacht an der Schwelle des Ruhms und Glückes, die mein Mann nicht an meiner Seite, die alles Elend mit ihm treu durchlebt, überschreiten soll?“

In einem Briefe klagt Frau Minna Wagner, „daß durch die ewigen Aufreizungen und durch den Umstand, daß man Richard eine künstlich konstruierte Dornenkrone häuslicher Leiden mit Gewalt aufs Haupt drückte, seine Heftigkeit in einem Grade zunehme, daß sie für seine Gesundheit das äußerste fürchte. — Mein Mann ist nicht mehr derselbe“, heißt es weiter, „sie haben ihn so eitel gemacht, daß es schwer ist, als seine Frau neben ihm auch nur das bescheidenste Dasein zu fristen.“

Bekannt aus jener Zeit ist Wagners steter inniger Verkehr mit der schönen Schweizerin Frau Kapellmeister Emilie Heim, das Urbild der Sieglinde, von Wagner nur mit dem Rosenamen „Frau Sieglinde“ angededet, Frau Johanna Spyrri, einer Frau voll Anmut, und der reizenden Mathilde Wesendonck, einer forcierenden Frauengestalt. Als Franz Liszt mit seiner Freundin, der Fürstin Wittgenstein, zum Besuch Wagners in Zürich eintraf, äußerte Minna: „Die Fürstin betrachtet mich offenbar als überflüssig in unserem Hause, sie sprach mit mir in einer Art,

die auch Richard für unangebracht hielt, nur müsse man es aus Rücksicht, sagte er mir dann, gegen Liszt, dem wir ja alle großen Dank schulden, übersehen. Ich schloß wieder die Augen und biß mir die Lippen wund, als ich sah, wie sie mir Richards Herz mit jedem Tage mehr abwandten.“

In dieser Situation litt natürlich der Komponist furchtbar und wollte, um ihr zu entgehen, nach Weimar übersiedeln. Wieder wandte er sich in seiner Not an den erprobten Freund und Retter Liszt. „Vielleicht“, schreibt Wagner, „klänge mir auch da und dort ein Wort der Liebe entgegen, aber so — hier?? Hier muß ich in aller kürzester Zeit verderben!“ — Und an Freund Uhlig schrieb der Komponist, von der gleichen Stimmung beherrscht: „Ich gäbe all meine Kunst für ein rückhaltslos liebendes Weib hin!“

Man sagt, daß gerade diese Stellen in Wagners Briefen beweisen, wie unsäglich derselbe unter der Tragik der Ehe mit Minna litt. Ein Biograph des Meisters meint sogar: „Gewiß liebte Minna den Gatten, aber nach ihrer Art, wie weibliche Philister nun eben lieben.“ — Diesen Zustand andauernden Unbefriedigtseins und des Mangels „an künstlerischem Sichausleben“ muß man in Betracht ziehen, um die Ausbrüche der Glückseligkeit Wagners beim Besuche Liszts in Zürich zu verstehen.

Nicht doch, an diesem Zustand trug, wie der objektive Leser zugestehen wird, nicht Minna die Schuld, sondern der nach zwanzigjähriger Ehe durch andere Frauen plötzlich hervorgerufene Trieb des „Sichauslebens“. Welche Frau, die ihren Mann von Herzen liebt, wird dieses „Sichausleben“ im Kreise anderer Frauen ruhig mitansehen?

Wenn man, um Richard Wagner mit dem Heiligenschein zu umgeben, seiner ersten Gattin vorwirft, daß sie ihren Mann „gewiß liebte“, aber eben nach Art der „weiblichen Philister“, weil sie

seinen Verkehr mit anderen Frauen nicht dulden wollte — dann wird man eben alle Frauen, die sich gegen die Beziehungen ihrer Männer zu Nebenbuhlerinnen auflehnen, „philisterhaft“ nennen müssen, denn die Gesetze des Herzens und Gefühls sind für alle gleich. — Man darf für den großen Meister, den wir in Richard Wagner verehren, auch nicht für das allergrößte Genie Ausnahme Gesetze und Ansichten fordern und der Welt, um die Schwäche des Mannes zu entschuldigen, aufdrängen wollen. Als man Minna später Vorwürfe machte, daß sie Wagner zur Trennung drängte, antwortete sie: „Hätte ich mich töten sollen oder kampfslos den mir angetrauten Gatten, an dessen Seite ich zwanzig Jahre um die elende Existenz und das jämmerliche Leben gekämpft, verlassen und ihn freigeben sollen, nachdem er erklärt, nun sich „künstlerisch ausleben“ zu wollen?“

Hätte Frau Minna Wagner ihren Gatten nicht geliebt, wäre sie eine minder aufmerksame, sich für ihren Mann aufopfernde Frau gewesen, läge die Sache anders. Man braucht deshalb nicht „philisterhaft“, sondern nur objektiv zu denken, um Minna Wagner, welche eine sehr kluge, gebildete und brave Frau war, der nur die Kunst mangelte, neben ihrem genialen, hochstrebenden Gatten mit gleicher Gewandtheit sich „in Szene zu setzen“ und von dem Ruhm des Mannes mit weniger Herz und Gemüt, aber mit Noblesse zu zehren, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie eine stille Dulderin, eine liebende, für ihren Mann besorgte Gattin war, deren Herz ihre Nebenbuhlerinnen, die sich in dem Ruhm des Meisters sonnten, in der vollsten Bedeutung des Wortes zu Tode gemartert haben.

Und Richard Wagner sah nach der Übersiedelung in das Wesendoncksche Haus das Bild seiner Frau, die so lange treu an seiner Seite gelebt, nur durch die Brille, die man im Salon ihm vorhielt. Und

wir gebrauchen hier die eigenen Worte der Frau Wagner: „Es war schmerzlich für mich, daß das häusliche Verhältnis plötzlich zum Gesprächsstoff der Salons geworden; dies peinigte Richard und mich. Es trat eine immer mehr zunehmende Erkaltung ein.“ Wagner machte Reisen. Zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit ging er nach Venedig, Luzern und — schrieb Minna die zärtlichsten Briefe.

Die Sehnsucht Wagners nach Amnestierung, nach der Erlaubnis zur Rückkehr ins Vaterland wurde immer mächtiger. Während sich Tausende und Abertausende in Deutschland an den Werken Wagners entzückten, mußte dieser jeden Genuß seiner eigenen Kompositionen entbehren. Das war die härteste Strafe, welche den „Dresdener Revolutionär“ getroffen hatte. Immer und überall sprach Wagner die Sehnsucht aus, die er nach seinen eigenen Werken empfinde. Ohne geistige Anregung glaubt er zu Grunde gehen zu müssen. „Mit Geduld“, schrieb Wagner an Liszt, „kann man doch höchstens das nackte Leben fristen; aber Kraft und Fülle, um das Leben zu bereichern oder schöpferisch zu verwenden, hat noch nie ein Mensch aus der Geduld, das heißt der absoluten Entbehrung, geschöpft.“ Wagner verlangte nicht einmal die vollkommene Amnestierung, weil er sich mit der Erlaubnis begnügen wollte, auf den einzelnen Gebieten des Deutschen Bundes, soweit dazu gerade Gelegenheit sich bietet, bei der Aufführung seiner Opern zugegen sein zu dürfen. „Es graut mir davor, noch länger der vielleicht einzige Deutsche bleiben zu sollen, der meinen Lohengrin nicht gehört hat“, schrieb er an H. Berlioz, — und er bat den Großherzog von Baden um seine Vermittelung, widrigenfalls er nach Paris gehen müsse.

Der Großherzog tat auf Verwendung Liszts und anderer alle möglichen Schritte; sie scheiterten, wie er selbst erzählt, an dem hartnäckigen Widerstande des Königs von Sachsen und mehr noch an der Ab-

neigung des Ministers von Beust, der als dilettierender „Selbstkomponist“ von dem Dichterkomponisten wenig hielt.

Wieder klagte Wagner Liszt sein Leid in folgenden Zeilen: „All mein Umgang ist mir abgestorben, alles mußte ich überleben und von mir werfen. Ich stehe in einer Wüste, zehre nur von mir — und muß so verkommen! Gewiß wird's einmal manchem leid tun: vielleicht auch dem König von Sachsen! Mit dem „Doch kann dem bleichen Manne Erlösung einstens noch werden!“ — ist's doch vorbei. Für mich gibt's keine Erlösung mehr, als der — Tod!“

Wenige Monate darauf blieben sogar Selbstmordgedanken dem Dichter des Nibelungenringes nicht fremd. Liszt antwortete dem bedrängten Freunde: „Deine Briefe sind traurig — und Dein Leben noch trauriger! — Deine Größe macht auch Dein Elend!“ gemahnt er den Verzweifelnden, „beide sind unzertrennlich verbunden und müssen Dich quälen und martern . . . bis Du sie nicht beide im Glauben hinsinkend aufgehen läßt!“

„Laß zu dem Glauben Dich neu befehren,
es gibt ein Glück . . .“

und dies ist das Einzige, das Wahre, das Ewige! Ich kann es Dir nicht predigen, nicht explizieren: zu Gott aber will ich beten, daß er mächtig Dein Herz erleuchtet durch seinen Glauben und seine Liebe!“

„Als Liszt an Wagner schrieb: „daß die Zeit für eine Amnestierung noch nicht gekommen, daß Minister von Beust mit aller Macht gegen eine Amnestierung arbeite“ und Richard in einer Verkleidung, wie in Dresden als Fuhrmann, nach Weimar zur Aufführung einer seiner Opern gehen mußte, reiste Minna heimlich während der Abwesenheit Wagners nach Dresden und überreichte dem König Johann eine von ihr selbst abgefaßte Bitte um Amnestierung

ihres Gatten. Minna wartete zehn Tage auf einen Bescheid. Statt dessen wurde Minna auf das Stadtgericht beschieden, wo ihr von Amtswegen eröffnet wurde, daß ihr künftig verboten werde, ein Immediatgesuch an Se. Majestät den König in Angelegenheit des Richard Wagner, ehemaligen Hofkapellmeisters zu Dresden, zu richten.

Minna nahm den Bescheid zur Kenntnis und fand sich am nächsten Tage im Vorzimmer des allmächtigen Ministers von Beust ein und bat um eine Audienz. Als Minna ihren Namen und Grund der Audienz nannte, wurde ihr die Antwort, daß Excellenz im Staatsrat sei und nur Personen empfangen, deren Wünsche der Herr Minister erfüllen könne. Andere Gesuchsteller um Audienz müßten abgewiesen werden.

„Dann“, entgegnete unerschrocken Minna, „werde ich solange hier warten, bis Se. Excellenz aus dem Staatsrat kommt und mir selbst sagt, daß meinem Gesuch nicht willfahrt werden kann! Ich komme weit her und will nicht, ohne den Minister gesprochen zu haben, aus meiner Vaterstadt gehen, und müßte ich Se. Excellenz auf der Straße ansprechen!“

„Aber, werthe Frau Hofkapellmeister“, entgegnete der Sekretär, welcher von früher her Minna recht gut kannte, „wie bringen sich in Angelegenheiten, wenn Sie sich nicht nach unserem Bescheid richten!“

„Das macht nichts, Herr Hofsekretär“, antwortete Minna ruhig.

„Man wird Sie einsperren!“

„Dann komme ich in beste Gesellschaft. Auf dem Königstein sitzen die vornehmsten Leute wegen politischer Vergehen in Haft.“

„Ich warne Sie, es sollte mir leid tun, wenn ich Leute rufen müßte.“

In diesem Augenblick wurde im Hintergrund vom Diener die Türe geöffnet und Minister von Beust, gefolgt von einem Rat, trat in den Saal.

„Rufen Sie, rufen Sie, Herr Hofsekretär, mich bringen hier nicht zehn Pferde fort. Ich muß Exzellenz sprechen. Der Herr Minister wird sich doch nicht vor einer Frau fürchten.“

„Nein, das tut er nicht.“ Mit diesen Worten trat Minister von Beust, welcher den letzten Satz Minnas gehört, vor; Frau Wagner verbeugte sich, während der Minister auf den Sekretär einen fragenden Blick warf.

Dieser antwortete: „Frau Wagner bat um eine Audienz; ich bemerkte derselben, daß die Zeit für eine solche unpassend, daß sie ihr Gesuch schriftlich überreichen möge.“

„Verzeihung, Exzellenz, wenn ich die Zeit schlecht gewählt“, unterbrach Minna den Hofsekretär, „allein ich habe bereits vor zehn Tagen um eine Audienz nachgesucht, bis heute jedoch vergebens eine Antwort erwartet.“

„Die Gesuche gehen den Instanzenweg, liebe Frau“, bemerkte der Minister, „da Sie indessen hier sind, will ich eine Ausnahme machen und ersuche Sie, Ihr Anliegen vorzubringen. Wie ist Ihr Name?“

„Minna Wagner, Frau des Komponisten Richard Wagner.“

„Richard Wagner — Komponist?“ bemerkte Beust nachsinnend.

„Gatten des früheren Dresdener Hofkapellmeisters Richard Wagner.“

„Ah, ja, ja, ganz recht, ich entsinne mich nun, Herr Wagner war früher in königlichen Diensten und floh nach dem Maiaufstand ins Ausland. Herr Wagner gehörte also zu jenen kompromittierten Personen, die es für gut fanden, sich der Verantwortung zu entziehen und seither im Auslande aufzuhalten.“

„Ich habe Se. Majestät schriftlich um die Gnade gebeten, meinem Gatten die Rückkehr ins Vaterland zu gestatten.“

„Ich denke, daß Ihnen darauf die Antwort geworden ist.“

„Eine Antwort, die eine Frau, welche den Schmerz ihres Mannes, die Sehnsucht nach der Heimat mitempfindet und sich als Ziel gesetzt, die Gnade Sr. Majestät für diesen Mann zu erflehen, nicht befriedigen kann.“

„Gnade? Herr Wagner hat, wenn ich mich recht entsinne, sogar nach seiner Flucht durch eine Broschüre „Die Kunst und die Revolution“ das Volk weiter gegen Se. Majestät und die Regierung aufzureizen gesucht, und Sie kommen nun, um bei derselben Regierung Gnade für einen Mann zu erflehen, welcher eines Verbrechens beschuldigt ist?“

„Mein Mann ist kein Verbrecher. Und wenn er an der Freiheitsbewegung sich beteiligte und dies ein Verbrechen genannt wird, so hat er hunderttausend Mitschuldige.“

„Herr Richard Wagner stand auf den Barrikaden und reizte das Volk gegen die Soldaten des Königs auf. Herr Richard Wagner hat durch aufreißerische Reden den unwissenden Teil der Bevölkerung verführt, ja, man beschuldigt ihn, derjenige gewesen zu sein, welcher die fünf Arbeiter anführte, die das alte Opernhaus in Brand steckten.“

„Exzellenz, das sind Beschuldigungen, die —“

„Von Zeugen beschworen wurden.“

„Ich weiß nur, daß mein Mann weder das Volk gegen die Soldaten gereizt, am allerwenigsten aber die Freveltat begangen hat, jemand zur Brandstiftung anzueifern — er selbst hat tränenden Auges die Stätte seiner früheren Wirksamkeit in Flammen aufgehen sehen und diejenigen verflucht, die an einem toten Gegenstand ihrem Vandalismus Lust machten.“

„Wenn Ihr Mann so unschuldig ist, wie Sie sagen, so komme er doch und stelle sich dem Gerichte, unterwerfe sich dem Urteil der Richter.“

„Das hieße so viel, als mit gebundenen Händen

sich selbst preisgeben. Ich bin gekommen, um die Gnade Sr. Majestät durch Ew. Exzellenz anzuflehen. Im Deutschen Reich werden die Kompositionen meines Mannes aufgeführt und ihm ist es verwehrt, denselben beizuwohnen und den Ruhm zu ernten, der ihm gezollt wird. Ihm ist es verwehrt, den heimatlichen Boden zu betreten, wo er so gern gewohnt. Ich bitte dringend Ew. Exzellenz, der Fürsprecher bei Sr. Majestät für einen deutschen Komponisten zu sein, der künftig nichts will, als in seinem Vaterlande der Kunst dienen und nur der Kunst leben.“

„Ich bedauere“, entgegnete Beust kalt, „Ihnen keinen anderen Bescheid erteilen zu können. Es soll mich freuen, wenn das Genie Ihres Gatten so weit reicht, daß er im Auslande durch seine Kunst die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Im Inlande wird dies durch meine Fürsprache ihm nicht gestattet werden!“

Mit leichtem Kopfnicken verließ Beust den Vorsaal und trat, vom Sekretär gefolgt, in sein Kabinett.

Als Richard von den Schritten Minnas in Dresden erfuhr, konnte er sich vor Erregung nicht fassen, und Frau Spyri und Frau Heim behaupteten und bestärkten ihn darin, daß Minna durch ihr Inmediatgesuch beim König von Sachsen, noch mehr aber durch ihre Audienz bei Minister von Beust ihn in den Augen der Welt bloßgestellt, da man zweifellos annehmen werde, er habe seine Frau zu den Machthabern gesendet, um von ihnen Gnade für sich zu erflehen.

Minna mußte in ihrer Verzweiflung, um sich die Ruhe in ihrem Hause zu schaffen, die Hilfe — Mathilde Wesendoncks gegen die Intriguen der beiden Nebenbuhlerinnen, Frau Heim und Frau Spyri, erbitten, damit sie Richard beruhige; und was der eigenen Frau nicht gelang — Mathilde Wesendonck brachte Richard nicht nur dahin, daß er mit Minna

nicht so hart verfare, sondern sie entschuldigte, da sie doch nur für sein Wohl besorgt, seine innigsten Wünsche durch ihren Schritt in Dresden zu erfüllen suchte.

Mathilde Wesendonck stand damals Richard am nächsten. Sie dichtete für Wagner die Lieder „Träume“, „Schmerzen“, „Der Engel“, „Im Treibhause“ usw., die Richard, „weil jedes dieser Gedichte für sein Leben bedeutend sei“, vertonte.

„Daß ich mich an Frau Mathilde Wesendonck wenden mußte“, äußerte Minna später, „um mir vor den beiden anderen Verehrerinnen meines Mannes Ruhe in meinem Hause zu schaffen, war für mich als Frau eine harte Probe, die härteste jedoch, daß ich auf Richards Geheiß — um der Gesellschaft keinen Stoff zu bieten — diese Verehrerinnen nicht einmal aus meinem eigenen Hause weisen durfte, sondern sie noch freundlich empfangen mußte.“

Wagner vollendete während des Sommers 1858 den zweiten Akt von „Tristan und Isolde“, wenige Monate darauf den dritten Akt. Das Werk widmete er seiner hohen Gönnerin, der Großherzogin Luise von Baden.

Während Wagner in London war, erhielt Minna plötzlich den Besuch von Frau Heim.

„Ich hörte, Sie wollen Zürich verlassen, Frau Hofkapellmeister, und nach Dresden übersiedeln?“

„Davon ist mir nichts bekannt“, entgegnete Minna, „da ja für meinen Mann die Grenzpfähle Sachsens noch nicht offen sind.“

„Mit Ihrem Mann? Ich denke, Sie reisen allein?“

„Sie sprechen in Rätseln.“

„Nun, es ist doch wohl kein Geheimnis mehr, Frau Hofkapellmeister, und schließlich kann man ja eigentlich wenig dagegen unternehmen. Scheidungen kommen jetzt so häufig vor, und wenn zwei

Menschen nicht zusammenpassen, so ist es immer das Klügste —“

Minna sah Frau Heim während dieser Worte starr an und unterbrach sie lebhaft: „Von wem und was sprechen Sie da?“

„Nun, von Ihnen und Ihrem Manne. Man spricht seit Wochen davon, daß Ihr Mann sich von Ihnen trennen will und bereits die Scheidung einleitet und Sie nach Dresden übersiedeln wollen.“

„Mein Mann? — Richard — Richard — —“

„Nun ja. Wenn die Sache sich nicht so verhält oder geheim bleiben soll, so tut es mir wirklich leid, daß gerade ich diejenige war, aber Sie wissen, wie sehr ich an Ihrem Hause hänge.“

„Ja, das weiß ich“, betonte Minna stark, „und weil ich es weiß, so nehmen Sie auch die Antwort für jene Kreise mit, in welchen man, wie ich sehe, sich für meine häuslichen Angelegenheiten interessiert. Weder ich noch mein Mann hatten je die Absicht, uns scheiden zu lassen, und daß wir in bester Harmonie leben, darüber gebe Ihnen dieser Brief meines Mannes aus London, vor vier Tagen datiert, Zeugnis.“ Minna eilte bei diesen Worten zu ihrem Nähtischchen, zog aus der Lade einen Brief hervor und zeigte der verblüfften Frau die Schlußzeilen. „Hier, lesen Sie: „Wenige Tage noch und Du siehst Deinen Plagegeist wieder bei Dir; ich zähle die Stunden, mein Herz, wo ich wieder bei Dir bin und Dich in meine Arme schließen kann. Dein Richard.“ — Sie sehen, daß der Ton dieses Briefes nicht auf Scheidung, sondern auf ein herzliches Wiedersehen deutet. Das bitte ich, Frau Heim, jenen Frauen zu sagen, die sich herausnehmen, sich um Familienangelegenheiten anderer zu kümmern und die Schläge des Herzens und die Temperatur der Wärme bei einem verheirateten Manne zu zählen, der ihnen als Privatperson heilig sein soll. Ich habe mich noch nie darum gekümmert, Frau Kapellmeister, ob Ihr

Mann oder Herr Otto Wessendonck seiner Frau mit mehr oder weniger Liebe früher oder jetzt begegnet.“

„Aber, verehrte Frau Hofkapellmeister, ich begreife Ihre Aufregung nicht. Ich erzählte Ihnen nur von dem Gerücht —“

„Auch um Gerüchte habe ich mich noch nie bekümmert. Mich kümmert nur mein Mann und mein Haus, und über beide wache ich, weil ich dazu mir ein Recht erworben — das bitte ich den Damen Ihrer Gesellschaft zu sagen!“ —

Wagner war aufs tiefste empört und entrüstet, als er bei seiner Rückkehr von dem Besuche der Frau Heim hörte, und daß man es gewagt, seiner Frau derartige Dinge zu sagen. In seiner Heftigkeit wollte Richard sofort die Dame zur Rede stellen. Minna hielt ihn zurück und Wagner beschwor sie, sich nicht an solche alberne Reden zu kehren.

„Du weißt ja, daß wir zwei uns in Liebe gefunden und uns nicht trennen. Was kümmern mich im Herzenspunkt die anderen; mit denen muß ich gesellschaftlich verkehren, du bist und bleibst meine gute, liebe Minna, und damit schließen wir für jetzt und alle Zeiten dieses unglückliche Thema! Weiß Gott, man bekommt einen Ekel vor diesen Frauen, die mir noch mein schönes Heim, mein Zürich ver-
leiden werden.“

Nach dem Londoner Ausfluge wurden von den Freunden abermals alle Hebel für eine Amnestie in Bewegung gesetzt, bis er endlich 1858 von der österreichischen Regierung die Erlaubnis erhielt, nach Venedig überzusiedeln. Im nächsten Jahr jedoch verließ er die Stadt wieder und nahm für kurze Zeit seinen Aufenthalt in Bern.

Unterdessen ward seine Verbannung so weit wieder aufgehoben, daß er nach Deutschland zurückkehren durfte, und endlich ward Wagner auch später durch einen Gnadenakt des Königs von Sachsen der Aufenthalt in seinem engeren Vaterlande gestattet.

Ehe Wagner jedoch nach Deutschland kam, ging er nach Paris und brachte dort zuerst in Konzerten, die er im Theater der Italienischen Oper gab, Bruchstücke aus seinen Opern zur Aufführung, bis endlich „Tannhäuser“ in französischer Übersetzung auf der Bühne der Académie impériale erschien. Es wurden dazu die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, selbst der Sänger Niemann in Hannover wurde für die Titelrolle der Oper engagiert.

Am 4. September 1859 traf nachmittags Richard Wagner in Paris ein. Als er dem Coupé entstieg, nahen sich ihm eine ältere und eine junge Dame, letztere mit einem Strauß wundervoller Rosen, die sie mit den Worten Richard Wagner überreichte: „Als ersten Gruß gestatten Sie im Namen meiner Mutter, Ihnen diese Blumen zu überreichen.“

Erstaunt trat Wagner einen Schritt zurück. — „Mein wertees Fräulein, irren Sie sich nicht?“

Noch hatte Wagner nicht ausgesprochen, als die ältere Dame auf ihn zutrat, den Schleier wegnahm und ihm die Hand reichend entgegnete: „Nein, meine Tochter irrt sich nicht!“

„Hedwig, du? — Sie?“

„Ja, ich, einer unserer Freunde, Herr Casparini, welcher noch zu Lebzeiten meines Mannes und auch jetzt noch in meinem Hause verkehrt, teilte mir, als ich die Notiz im „Figaro“ las, daß der Komponist des „Tannhäuser“ in Paris eintreffen werde, die Zeit der Ankunft mit.“

Inzwischen kam der mit Richard seit Jahren befreundete Schriftsteller Casparini und hieß Wagner herzlich willkommen.

Während Wagner mit Hedwig der Zollstelle zuschritt, um seine aus Luzern mitgebrachten Effekten der Untersuchung zu unterwerfen, nahm Casparini, Wagners Wunsch erratend, Fräulein Gertha Solting an seine Seite und ging mit ihr plaudernd hinter dem Paare.

„Ich hätte eher des Himmels Einsturz, als Sie hier vermutet“, bemerkte Wagner zu Hedwig.

„Will mir der gefeierte Komponist nicht mehr das vertrauliche „Du“ des treuen Jugendfreundes gönnen? Ich wäre darüber glücklich, denn es würde mir der Beweis sein, daß du als Freund meines Mannes wie dieser auf dem Sterbebett mir auch verziehen. Und ich segne jeden Tag die Stunde, in welcher dies geschah, ich segne auch die Stunde, in welcher der Vater Alexanders mich vor dem unseligen Gedanken gerettet, meine Verirrung mit dem selbstgewählten Tode zu büßen. Zwei Jahre lang lebte ich nach schwerer Krankheit im Hause meines Gatten, und er wollte mich nicht sehen. Als er jedoch erfuhr, daß ich in tiefer Reue, ohne meinem Kinde zu sagen, daß ich die Mutter bin, mich ganz der Erziehung und dem Wohle Herthas widmete, da bat Vater Solling so lange, bis er mir gestattete, ihn zu sehen und künftig pflegen zu dürfen. An dem Charakter dieser beiden Männer rannte ich mich, die Tiefgefallene, empor; durch ihre Güte erlangte ich die innere stille Zufriedenheit. Nach dem Tode meines Gatten, den mein Schwiegervater überlebte, ging die Fabrik in die Hände eines Verwandten, des späteren Vormunds meiner Tochter, über. Ich nahm, wie du weißt, meinen alten Vater zu mir, der, das Geschick unserer Familie stets vor Augen, immer das Unglück erwartete und dafür nur ein zufriedenes Kind bis zu seinem Ende sah.“

„Siehst du, Hedwig, das ist ein Empfang, der mich so herzlich freut, daß ich, wenn hier nicht so viele um uns wären und deine schöne Tochter hinter uns ginge, dir vor Freude um den Hals fiel, dem Schöpfer dankend, daß dein Geschick und das deiner Familie sich so gewendet, denn auch dein Bruder Georg ist ein tüchtiger Musiker, ein braver Mann geworden.“

Hedwig nickte. „Ich weiß, er besuchte uns stets, wenn ihn seine Konzertreise nach Paris führte.“

„Und daß der alte Solling und dein Mann den Pharisäern, die auf jede Gefallene — du nimmst es mir nicht übel — anstatt sie aufzurichten, den Stein werfen, — ein Schnippchen geschlagen, das möge ihnen unser Herrgott im Jenseits lohnen.“

Hedwig bat Richard, in ihrem Hause Wohnung zu nehmen; auch Hertha, welche hinzukam, vereinigte ihre Bitte mit der Bitte ihrer Mutter, allein Wagner lehnte ab, da Freund Casparini schon früher für ihn in der Rue Martignon Wohnung gemietet hatte. „Aber besuchen will ich dich oft in deinem Heim, mich daran erfreuen und von alten Zeiten plaudern, aber nur von den guten, die schlechten lassen wir weit hinter uns, Hedwig!“

Und Wagner besuchte oft Frau Hedwig Solling und deren Tochter während seines Aufenthaltes in Paris und plauderte mit ihr von alten Zeiten.

Sie, ihre Tochter und die wenigen Freunde trösteten ihn, als durch Intriguen seine Oper „Lannhäuser“ bei der ersten Aufführung in Paris ausgezischt wurde, wodurch sich die Pariser Gesellschaft ein volles geistiges Armutzeugnis ausgestellt; das Fiasco des „Lannhäuser“ war eine Schmach des französischen Namens und entsprach keineswegs der oft gerühmten Courtoisie und dem Takt der Pariser vornehmen Welt. Zu berücksichtigen war allerdings, daß vornehmlich die politische Antipathie gegen Deutschland und alles Deutsche stark ins Spiel kam, denn unsere westlichen Nachbarn wurden zu jener Zeit einmal wieder stark von Gelüsten nach dem linken Rheinufer — und vielleicht noch nach etwas mehr — geplagt. Erbärmlich blieb es aber immer von einem Publikum, das auf eine hohe Bildung Anspruch macht, dergleichen Antipathien auf das Gebiet der Kunst zu übertragen. Besonders unwürdig war bei dieser Gelegenheit das Gebaren ge-

wisser Habitués der großen Oper, die es dem Komponisten nicht verzeihen konnten, daß er sich nicht dazu verstand, in den zweiten Akt der Oper ein Ballett einzulegen, und die deshalb mit dem Vorsatz kamen, den „Tannhäuser“ auf jeden Fall auszupfeifen. Es waren das die Herren des Jockeyklubs, die allerdings nur des Balletts, d. h. der Tänzerinnen wegen die große Oper besuchen.

Reichlichen Ersatz erhielt Wagner für diese nur die Pfeifer und Zischer beschimpfende Niederlage bald darauf, als er nach Wien kam und einer Vorstellung des „Lohengrin“ beiwohnte. Hier empfing man ihn mit allen Ehren und bereitete ihm in absichtlicher Opposition gegen die ungezogenen Pariser die glänzendsten Ovationen. In Wien ist das Vorwort der mittlerweile im Druck vollendeten Dichtung vom „Ring des Nibelungen“ datiert. Hier trat wieder der große Plan hervor, den Richard Wagner schon im Jahre 1852 am Schlusse der Mitteilung an seine Freunde als Vorwort zur Herausgabe der „drei Operndichtungen“ darlegte, nur in jeder Hinsicht greifbarer und ausgeführter. So enthält dieses kunstgeschichtliche Dokument auf Grund seines inzwischen über den Theaterbau mit Gottfried Semper gepflogenen Verkehrs schon den großartigen Plan zur Unsichtbarmachung des Orchesters bei amphitheatralischer Bauart des Festtheaters, sowie die überzeugende Entwicklung der Vorteile, welche sich aus der Vereinigung der zerstreuten künstlerischen Kräfte für eine gewisse Zeit zum ausschließlichen Studium der ihnen durch das Werk gebotenen Aufgaben, außerhalb des Geleises der gemeinen Repertoiretätigkeit, für die Stilgemäßigkeit ihrer Leistungen gewinnen ließen.

An die deutschen Fürsten wendete sich dieser Aufruf zur Erbauung eines Festspielhauses.

„Wird dieser Fürst sich finden?“ lautet am Schluß die schmerzliche Frage des Dichterkomponisten.

Dieser edle, kunstsinige, deutsche Fürst fand sich.

Da die Einkünfte Wagners trotz der zahlreichen Aufführungen seiner Werke nicht so bedeutend waren, hielt, wie seine Biographen richtig beurteilen, einerseits die Not des Daseins, andererseits das natürliche Bestreben, sich und seinen neuen Schöpfungen einen Boden zu bereiten, Wagner in dem Zwange, mit Stücken derselben Konzerte zu geben.

Es geschah dies mit unzweifelhaftem Erfolge bei den unbefangenen Zuhörern in Wien, Prag, Petersburg und Moskau. Das Publikum jauchzte ihm entgegen, wo er sich blicken ließ; dagegen war die stimmführende Kritik gegen ihn spröde, wenn nicht feindlich gesinnt, und die Direktoren der Theater verschlossen vor ihm die Türen, wie sein Biograph Glaserapp, dem wir zum Teil folgen, mitteilt. Auch von der Nibelungendichtung hatte kein Mensch, außer die engsten Kreise, Notiz genommen.

Im 16. Lebensjahre, zu seinem Geburtstage am 25. August 1861, hatte der Enkel jenes Königs Ludwig von Bayern, der zuerst unter den Fürsten Deutschlands wieder lebhaft den Sinn für bildende Kunst betätigte, als erstes Theaterstück den „Lohengrin“ gesehen und dann voll Begeisterung auch nach den übrigen Werken dieses Meisters gefragt. Seine Schriften sagten dem, der jetzt auf seinem Schreibtische nur die zwei Büsten Beethovens und Wagners stehen hatte, daß es dem einen zu ergehen drohe, wie es dem anderen in der That ergangen war, daß er vor Erreichung seines Zieles und seines Ruhmes ins Grab sank: sein stilles Gelübde war, diesem „Einen“ seine Hand zu reichen, sobald er König sei.

Zwei Jahre darauf erschien der „Ring des Nibelungen“ im Druck. „Wird dieser Fürst sich finden?“ hieß es dort. — Im Frühjahr darauf schwebte in Wien der Dichter des Werkes in recht großer Bedrängnis, unerbittlich nahte die Gefahr des Verlustes der persönlichen Freiheit. Er mußte fliehen; ein

Freund hatte ihm eine Zuflucht auf seinem Besitztume in der Schweiz gesichert. Unterwegs weilte er einige Tage in Stuttgart. Da geht die Schelle an des Freundes Türe, doch Wagner wird verleugnet. Der Schellende wird dringender und erklärt auf sein Befragen dem Hausherrn — es war der spätere Berliner Hofkapellmeister Karl Edert —, er komme im Namen des Königs von Bayern. Ludwig II. war im März 1864 durch den raschen Tod Maximilians II. mit kaum achtzehn Jahren auf den Thron gelangt: eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Berufung des begeistert verehrten Komponisten.

„Jetzt ist alles gewonnen, meine kühnste Hoffnung übertroffen: er stellt mir alle seine Mittel zu Gebote!“ Mit diesen Worten sank Wagner an die Brust seines treuen Freundes Weißheimer.

Kurz darauf war Wagner in München. „Der König hat mich mit einem Füllhorn überschüttet!“ lautete sein Ausspruch unmittelbar nach der ersten Audienz. „Was soll ich Ihnen nun sagen? Das Undenklichste und doch einzig mir Nötige ist volle Wahrheit geworden. Im Jahre der ersten Aufführung meines Tannhäusers gebar mir eine Königin den Genius meines Lebens, der mich einst in tiefster Not in das höchste Glück bringen sollte. Er ist mir vom Himmel gesendet, durch ihn bin und verstehe ich mich“, so schrieb Wagner wenige Monate später, nachdem er sich in München niedergelassen hatte, an eine Freundin.

König Ludwig II. war eine echt königliche Jünglingsgestalt. Sein schönes Auge hatte zugleich etwas Schwärmerisches; dem scharfen Verstande gingen lebhaftere Phantasie und wahrhaftes Gemüt zur Seite, so daß in seiner Naturanlage die drei geistigen Hauptpotenzen in schönem Gleichgewicht standen. Seine Gesinnung bekundet das Wort: „Sie sind Protestant? Das ist recht. Immer liberal!“ und die noch jugendlich unbefangene Meinung: „Sie lieben

die Frauen auch nicht? — Sie sind so langweilig!“ ließ alle Räume seines Innern der frohen Aufnahme idealer Regungen offenstehen. Das war ein jugendlicher König, wie ihn nur ein solcher Künstler träumen, ein solcher Künstler dauernd fesseln konnte.

Als Hauptsache ward sogleich die Vollendung des „Nibelungenringes“ ins Auge gefaßt. Derweilen sollte aber mit dem „Tristan“ zunächst eine muster-gültige Probe des neuen Kunststils gegeben werden.

Zunächst ward am „Tannhäuser“ erprobt, der in dieser Neuerscheinung auch einen ganz neuen Eindruck machte. Dann kamen die Proben zum „Tristan“, den Schnorr bis auf eine einzige Stelle bereits völlig beherrscht hatte. Hans von Bülow, der jetzt als Vorspieler des Königs auch in München weilte, wußte das durch Wagner selbst völlig neugeschulte Orchester wundervoll sicher zu führen, und so erging denn die Einladung zu diesem „Kunstfeste“ in alle Ferne hin, soweit Wagners Kunst sich Herzen gewonnen. Dasselbe sollte dartun, ob und wie das Problem einer originalen und echten musikalisch-dramatischen Kunst zu lösen sei, durch welche dann auch dem allgemeinen Dasein Anteil an dem Tiefsten und Höchsten der Kunst gegönnt und bereitet werden könne.

Der Erfolg des unvergeßlichen „Kunstfestes“ vom 10. Juni 1865, zu dem nicht durch „Entree“ zu gelangen war, sondern von Wagner und seinem königlichen Freunde eingeladen wurde, war enthusiastisch.

Die Einfachheit der Münchener Bevölkerung stieß sich bald an der reichen Art, wie Wagner die ihm vom Könige geschenkte Villa einrichtete, die Belastung der Zivilliste durch den Theaterbau, der sieben Millionen Mark kosten sollte, aber auch München zu einer Feststätte für ganz Deutschland, ja für die gebildete Welt gemacht hätte. Die Presse brachte alle Tage etwas anderes aufregend Verleumderisches,

sogar den Privatcharakter des Künstlers griff sie in einer Weise an, die zu einer sehr wirksamen öffentlichen Abwehr seinerseits führte. Man wußte zuletzt in den König, dem dieses Affenspiel zunächst nur ein solches geblieben war, zu dringen, er solle doch einmal unabhängige Männer über die öffentliche Meinung in Bayern hören. Zu den Ministern und dem Polizeidirektor traten ein angesehener ultramontaner Reichsrat, der Herr Erzbischof, und was noch alles unparteiisch und unabhängig sein sollte, und das Wort: „Ich will meinem teuren Volke zeigen, daß sein Vertrauen, seine Liebe Mir über alles geht!“ bezeugt, daß es endlich gelungen war, auch die edelste Unbefangenheit zu täuschen. Der König selbst hat den Künstler, München für einige Zeit zu verlassen, und setzte ihm einen Jahresgehalt von 15000 Mark aus. Als dies geschehen war, bekundete eine öffentliche Erklärung der politischen Hauptpartei Bayerns, daß alles, was man „Unwillen des Volkes“ über politische Umtriebe und dergleichen genannt hatte, eitel Nebelwind gewesen war: Politische, soziale, künstlerische Parteintrigue und schmählicher Neid allein hatten dieses Gespenst bei Tage erzeugt.

Dies geschah zu Ende des Jahres 1865. Wagner wandte sich aufs neue in die Schweiz. Die Liebe des Königs zu ihm war durch dieses Vorgehen nur erstarkt, derselbe besuchte den Freund sogar in dem neuen freiwilligen Exil, und dieser hatte keinen näheren Gedanken, als solcher Liebe durch die Tat zu begegnen; er begab sich jetzt sogleich an die „Meistersinger“-Arbeit, ob nicht durch solch ein weniger schwer verständliches Werk endlich auch der allgemeine Sinn ihm zugewendet werden könne und dann das Volk auch mithelfen werde, seine Hochtat der Errichtung eines Festspielhauses für ein nationales Kunstwerk wirklich auszuführen. Die markige Kraft des deutschen Volkes, wenn es gilt, ein nationales Kunstwerk zu schaffen, zeigte sich, als Richard Wagner

sich an seine Freunde und Anhänger wandte, um die Verwirklichung seines Ideals und Strebens — ein Festspielhaus in Bayreuth zu schaffen.

Es gelang, die Freunde zu dieser fruchtbringenden Tat zu sammeln. Das Festspielhaus in Bayreuth entstand nicht nur zum Ruhm des Meisters, sondern auch des deutschen Volkes, das sich selbst ehrte, indem es Richard Wagners Genius anerkannte, ehrte und ehren wird, solange deutsche Kunst besteht. —

Das Weihefestspielhaus in Bayreuth wird und muß als markiges Denkmal für den Meister fortbestehen.

Aber auch die Verwirklichung der ersten Idee Richard Wagners und seines hohen Gönners König Ludwig II., am freundlich grünen Isarufer als Krone der isarumrauschten Gasteigerhöhe in München ein Bühnenfestspielhaus zu erbauen, gelang, nachdem die Ausführung Jahrzehnte vorher durch Umstände, die in damaligen Verhältnissen lagen, gescheitert war, durch das ideale Streben und den rastlosen Eifer und die Tatkraft des Intendanten der kgl. Hofbühnen in München, Ernst von Possart, der sich mit dieser Tat ein unauslöschliches Verdienst nicht nur um die Werke Richard Wagners und der Kunst, sondern auch um die Residenzstadt München erworben. Spätere Generationen werden die große Tat Possarts noch dankbarer anerkennen, denn die geschaffene Zierde der Wittelsbacherresidenz wird künftig noch mehr das Ziel und ein Brennpunkt für alle Anhänger Wagnerischer Kunst werden und bleiben.

Das Münchner Festspielhaus, „das Prinzregententheater“, entstand unter der segensreichen Regierung des greisen Prinzregenten Luitpold von Bayern im Jahre 1901, nachdem kleinbürgerliche Anschauungen die Errichtung des Festspielhauses im Jahre 1865 unter der Regierung König Lud-

wigs II. unmöglich machten. Die herrlichen, vollendeten Musteraufführungen der Tonwerke Richard Wagners im Geiste des großen Meisters, welchen die aus allen Teilen der Welt zuströmenden Fremden alljährlich die höchste Anerkennung zollen, tragen den Ruhm hinaus, daß in der prächtigen Kunststadt München durch Erbauung des Prinzregententheaters — das versunken geglaubte Ideal König Ludwigs II. und Richard Wagners die Auferstehung feierte. Der Gegenwart zum Ruhme und künftigen Geschlechtern als Zeichen der Verehrung des Genius Richard Wagners.

Der nächste bedeutende Schritt war die Ausführung der „Meistersinger“ in München im Jahre 1868.

Doch kehren wir zu unserer Erzählung und zu Minna Wagner zurück, die wir in Zürich im Kampf gegen ihre Rivalinnen um die Gunst Richard Wagners verlassen haben.

Als Minna sah, daß Richard litt, machte sie ihm selbst den Vorschlag einer Trennung. „Ich passe nicht mehr für dich, Richard; ja, ja, die Frauen, mit denen du umgehst, sagten mir es geradezu mit dürren Worten ins Gesicht — ich fühle es selbst, du leidest darunter, und deshalb will ich aus dem Kreise treten, in dem du jetzt lebst.“

Richard beschwor Minna, nicht von ihm zu gehen und namentlich jeden Eklat zu vermeiden.

„Aber siehst du denn nicht, wie mich diese Frauen behandeln!“

„Du siehst schwarz und malst dir Bilder in deiner Phantasie, die in Wirklichkeit wie Schaum vergehen.“

„Für Herrn Bülow und seine junge Frau schien ich bei unserer jüngsten Begegnung überhaupt nicht zu existieren.“

„Bülow's Art ist kantig, dabei ist er ein seelensguter Mensch, während Frau Cosima Bülow eine

sehr liebenswürdige geistvolle Dame ist, und es wundert mich, daß sie dir mißfällt.“

„Ich hasse sie.“

Richard lachte. „Du hast in neuerer Zeit alle Menschen, die mir zugetan sind.“

„O, nicht alle. Franz Liszt verehere ich; er ist dein wahrer und aufrichtiger Freund, ebenso Fischer, Uhlig und hundert andere deiner Verehrer, die ich kenne.“

„Also nur Verehrer!“ rief Richard lachend.

„Auch Verehrerinnen, die dein Genie bewundern!“

„Um Gotteswillen, Minna, höre auf vom Genie zu sprechen, sonst kommst du in Verruf. Sandte man mir doch dieser Tage erst wieder eine Zeitung, worin zu lesen war: „Das angebliche Genie Richard Wagners geht mit jedem neuen Werk immer mehr in Scherben.“

Als die Fürstin Wittgenstein erfuhr, daß Frau Minna Wagner eifersüchtig sei, meinte sie: „O, das wird dem Teint der Frau Schaden — die Männer lieben dies nicht — und ich wette, daß dann Herr Wagner Frau Wesendonck noch lieber sehen wird.“ Dieselbe äußerst fromme Fürstin Wittgenstein, welche im Leben Franz Liszts eine so hervorragende Rolle spielte, schrieb, als sie von den angeblich sehr nahen Beziehungen Wagners zu Mathilde Wesendonck und die wahrscheinliche Trennung Minnas und Wagners erfuhr: „Ich glaube hier nicht an den schlimmsten Fall, aber selbst diesen vorausgesetzt, kann man immer noch sehr wohl sagen, daß alles auf dieser Welt relativ ist, selbst Gerechtigkeit und Treue! Bedenkt, daß Genies jedermann gehören, daß jedermann daran seinen Teil haben will und ihn von Rechtswegen fordert!“

In der Tat hatte später Wagner der schönen Frau Mathilde immer auffallender seine Huldigungen

bewiesen, dies war für die Gesellschaft längst kein Geheimnis mehr. —

Wir wollten die Herzensfragen Richard Wagners berühren, dabei soweit als möglich nicht zur Veröffentlichung geeignete private Vorgänge umgehen, und begnügen uns daher, nachdem wir das Bild der ersten Frau des Meisters skizziert, ihre Seelenstimmung gezeichnet, nur noch den Anlaß, welcher zur Trennung Wagners von seiner ersten Frau führte, zu erzählen.

Im Hotel Baur am See fand ein Gesellschaftsabend statt. Wagner hatte sich bereden lassen, was sonst nicht geschah, seine Frau mitzubringen. Frau Mathilde Wesendonck war an diesem Abend sehr mißgestimmt und entfernte sich früher. „Richard gab dieser Frau den Arm“, so beschrieb Minna die Szene, „um sie nach Hause zu begleiten, weil ihr Wagen nicht gekommen war. Es war dies sicherlich nur ein Vorwand, um mein Herz zu zerreißen. Die Männer sind wunderlich; einem fremden weiblichen Wesen vermögen sie nichts zu versagen, und diejenige, die am meisten zarte Rücksicht verdient, wird gerade am allerwenigsten berücksichtigt. Weder meine Bestürzung, noch mein flehender Blick, nichts hat ihn zurückhalten können, nichts. Er ging; regungslos blieb ich stehen, folgte mit dem Blick, sah, wie er ihr den Arm bot, wie sie in den Wagen stieg, er sich zu ihr setzte. Zu ihr! . . . Der Schall des zugeworfenen Kutschenschlages hätte mich fast zu Boden gedrückt; das Rasseln der Räder, als der Wagen abfuhr, verursachte mir Schmerz; war mir's doch, als raubten sie mein Leben, als zermalnten sie mein Herz. Meine Kräfte wichen in dem Maße, wie der Wagen sich entfernte, und als das letzte Geräusch sich in die Lüfte verlor, glaubte ich zu sterben und sank besinnungslos zusammen.“

Nach einer heftigen Auseinandersetzung im Hause suchte Wagner an einem der nächsten Abende

wieder das Hotel-Baur auf. Als er mit Mathilde am Arm aus dem Saal trat, um sie zum Wagen zu geleiten, trat Minna, welche schon vorher in Briefen die drei obenerwähnten Frauen, welche stets an Wagners Seite zu finden waren, beschimpfte, auf das Paar zu und insultierte öffentlich sowohl Frau Wesendonck als Richard Wagner. Die unsagbar peinliche Szene führte zur Trennung Minnas und Richards. Wagner kehrte nicht mehr in seine Wohnung zurück. Am nächsten Tage erhielt Minna einen Brief ihres Mannes, worin er ihr erklärte, daß ein längeres Zusammenleben mit ihr, die ihn so wenig verstehe, sein — Tod wäre, und er bitte sie flehentlich, mit aufgehobenen Händen, ihn freizugeben. Wagner hatte die gemeinschaftliche Wohnung verlassen und war in Zürich nicht aufzufinden. Mit Schmerz und Trauer, schrieb Mathilde Wesendonck, hat Wagner sein neues Heim in Zürich verlassen; warum? — müßige Frage; wir haben aus dieser Zeit das Werk „Tristan und Isolde“; der Rest ist Schweigen und sich neigen in Ehrfurcht. — —

Tage wartete Minna auf die Rückkehr ihres Gatten, dann schrieb sie ihm, daß sie nach ihrer Heimat Dresden reisen werde, da sie sonst keine Heimat mehr auf Erden habe. Den folgenden Brief adressierte sie an Richard Wagner und ließ ihn bei Frau Mathilde Wesendonck für ihn niederlegen:

„Lieber, guter Richard!

Deine Zeilen brachten mich zur Besinnung, sie schnitten mir ins Herz. Nach zwanzig Jahren willst du mich verlassen. Nach zwanzig Jahren des Kummers und der Sorgen, die wir redlich geteilt — gehst Du von mir. O, lehre wieder, mein süßes Herz, mein höchstes Gut! Komm, ich beschwöre dich, komm! Dies Weib hat Dich umstrickt; ich fühl's, Du konntest ihren Lockungen nicht widerstehen. Deshalb wollte ich ein Ende machen, da der Gedanke sich mir

quälend an das Herz legt; gibt es denn einen herberen Schmerz für eine Frau, als den Mann, dem man in Treue angehörte, sich von einem anderen Weibe entreißen zu lassen?

Komm zurück, ich beschwöre dich. Meine Arme sind geöffnet, mein Herz schlägt in freudiger Sehnsucht Dir entgegen; ich will nicht, daß Du einer anderen gehörst, denn ich habe Dich mit meinem Schmerz erkauft. Komm zurück, laß diese Personen nicht über Dein angetrautes Weib triumphieren; Du sagtest ja immer, Du liebest nur mich, zeige es jetzt, indem Du wiederkommst. Fürchte keinen Vorwurf! Vergessenheit soll liebend alles bedecken, und meine Lippen sollen sich nur öffnen, um Dir die Wonne meines frohbewegten Herzens auszudrücken. Und was wäre denn Verzeihung, müßte man sie teuer erst erkaufen? Wenn Du nicht kommen willst, so gib mir ein Zeichen, und ich komme Dir entgegen und erspare Dir den schweren Gang. Schreibe ein Wort und freudig eile ich Dir entgegen und suche, finde Dich, wo Du auch immer weilen magst. Ich werde Dich ereilen, und wäre es im Arme jener Frau!"

Der Brief blieb ohne Antwort und — Minna reiste schwer gebeugt, als verlassene Frau, in ihre Heimat nach Dresden.

Man fand nach ihrem Tode Briefentwürfe, Fragmente aus losen beschriebenen Blättern, die offenbar einem Tagebuche entstammten oder einverleibt werden sollten. Ein Blatt, welches in die Seele der Verlassenen einen tiefen Blick gestattet, wollen wir wiedergeben:

„Was ich ihm war? Zwanzig Jahre lang ein bequemes Spielzeug, das heute mit überströmenden Gefühlen gekost und morgen in einen Winkel geworfen wurde, je nach Laune und augenblicklichem Temperament. Das, was wir Frauen Liebe nennen, fühlen wir, wenn man sie uns nimmt, als schmerzlichen Druck in endlos quälenden Stunden, die mit

lastender Schwere an uns dahinschleichen. Alles ringsumher ist umgestaltet. Ich selbst, bin ich nicht umgewandelt? Bin ich noch, was ich vordem gewesen? Gebrochen ist die Kraft in mir; und jener Mut, der mich vor anderen Frauen auszeichnete, den man an mir pries, ist auch dahin. Alles, woran mein Herz hing, woran ich mich in meinem langen, qualvollen Leben anklammerte, scheint in mir erloschen, und selbst jener Stolz, der schon bei dem Gedanken einer Kränkung das Blut in meinen Adern bewegte. Verlassen, beschimpft, suche ich nur das Grab. So von den Höhen der Liebe herab, scheint auch mein besseres Selbst versunken; ich trete zurück in den Kreis des Alltäglichen und bin nichts mehr als ein gewöhnlich Weib, zu dem man mich machen wollte.“

Auch getrennt von ihrem Gatten forschte Minna immer emsig nach den Erfolgen ihres Mannes, und als man ihr die Nachricht brachte, der kunstsinnige König Ludwig II. von Bayern habe Wagner nach München berufen, um ein Förderer seines Genies zu werden und seine künstlerischen Pläne auszuführen, dankte sie Gott inbrünstig für das Glück, das ihrem Richard widerfahren.

Mit einem wahren Jubel schrieb sie Ende des Jahres 1865: „Alle, die mir mein Glück mißgönnten, die mir den Mann entrissen, die beiden Dichterrinnen Mathilde Wesendonck, die schöne Schweizerin Spyrri, die Heim — sie sind aus dem Gedächtnis Richards entschwunden. — Mir aber schrieb er, als ich jüngst erkrankte — um mich ist er besorgt, mir allein gehört Richards Herz — mir — nur mir. Wenn auch jetzt Frau Cosima Bülow noch höher in Gunst bei ihm steht, so weiß ich doch, was ich davon zu denken habe. Richards goldenes Kinderherz ist weich und zugänglich. Wenn sie auch wie die Frau des Hauses seine Briefe liest, für ihn die Antworten besorgt, die Besuche empfängt, denn alles liegt jetzt, nachdem er eines Königs Günstling geworden, zu

seinen Füßen, so weiß ich doch, daß Richard nur mir gehört — mich lieb hat, und nur mich. Mir ist wohl, daß diese drei Frauen nicht mehr in seiner Nähe sind.“

Minna Wagner lebte in Dresden vereinsamt; sie hoffte immer, daß Richard, der für ihren Unterhalt reichlich sorgte, eines Tages sie wieder rufen werde oder zu ihr kommen. Als Minna zu Anfang des Jahres 1866 eine schwere Krankheit befiel, schrieb sie am 25. Januar mit zitternder Hand an Richard: „Komme, meine Stunden sind gezählt, und ich möchte noch einmal in Deine Augen sehen, Deine Hand drücken und aus Deinem Munde hören, daß Du im stillen noch immer Deiner Minna gedenkst — dann würde ich zufrieden mein müdes, martervolles Leben beschließen.“

Als Wagner den Wunsch der Sterbenden erfüllen und nach Dresden reisen wollte, erhielt er die Nachricht, daß sie wenige Stunden nach Absendung des Briefes an ihn, am 26. Januar früh 8 Uhr, verschied.

In der Sterbestunde sah Minna immer nach der Thür und erwartete ihren Richard. „Er wird kommen“, hauchte sie mit den letzten Kräften, „er kommt, und wenn auch alle Frauen ihn umgarnt, zu seiner Minna, die alle Leiden mit ihm geteilt, kommt er doch.“ — —

Es war zu spät, sie starb vereinsamt und verlassen, wie sie in den letzten Jahren gelebt.

Es war die Ironie des Schicksals einer Frau, die ihren Gatten — aufrichtig liebte. Hat Minna Wagner, wie man sagt, den Genius des Meisters nicht nach seiner ganzen Größe zu würdigen vermocht, so trug sie die Leiden an seiner Seite in treuer Hingebung, gebeugten Hauptes, als eine stille Dulderin; dieses Zeugnis wird die Welt der ersten Frau des großen Meisters ausstellen müssen.

Im Jahre 1869 trennte sich Hans von Bülow

von seiner Frau, die sich in den letzten Jahren um Richard insofern Dienste erworben, als sie durch ihren energischen Charakter, scharfen Verstand und aufopfernde Hingebung den aufbrausenden Geist in geregelte Bahnen lenkte.

Am 25. August 1870 fand in der protestantischen Kirche zu Luzern nur in Anwesenheit der beiden Zeugen die Trauung Richard Wagners mit der geschiedenen Frau Cosima von Bülow statt. — Niemand wußte darum, auch nicht der Vater von Frau Cosima Wagner, Franz Liszt. Er erfuhr erst zehn Tage nach der Hochzeit „durch die Journale“ davon, da das verwandtschaftliche Verhältnis seit der Scheidungsaffäre Bülows mit Wagner und seiner Tochter ein gespanntes war. Er konstatiert einfach der Fürstin Wittgenstein gegenüber die Tatsache und enthält sich jedes Urteils darüber.

In Zusammensein mit Frau Cosima vollendete er den „Siegfried“, schuf er „Die Götterdämmerung“ und den „Parsifal“; sie erlebte mit ihm die glänzendsten Triumphe seiner Werke, und wir sehen sie auf den lichtesten Höhen der musikalischen Ideenwelt mit ihm verständnisvoll wandeln. An ihrer Seite erfand er den Gedanken von Bayreuth. In dem Lande seines großmütigen königlichen Gönners, dem er es allein verdankte, daß sein Schaffen und Wirken für die Kunst nicht völlig verschollen, und daß er die musikalische Aufführung seines „Ring des Nibelungen“ wieder aufnehmen und, wie er sich dessen nun sicher fühlte, wirklich vollenden konnte, — in dem Lande dieses unvergeßlichen Sprossen des Hauses Wittelsbach hatte er, der ihm widerfahrenen unermesslichen Wohltat zu danken, sein Festspielhaus in Bayreuth errichtet.

Und als in der alten Dogenstadt am 23. Februar 1883 in dem Palast Vendramin Calegi, hochgehrt und anerkannt, Meister Richard Wagner die Augen schloß, da betrauerte ihn Frau Cosima und die

vier Kinder. Seine Leiche ward unter Teilnahme der gebildeten Welt von Venedig nach Bayreuth überführt, denn hier in der Villa Wahnsfried sollte nach seiner eigenen Bestimmung die Leiche beerdigt werden, und zwar in einem Mausoleum, das er sich schon zehn Jahre zuvor, mit einem liegenden Grabsteine bedeckt, hatte errichten lassen. Sein großer Neufundländer war ebenfalls in der Nähe begraben worden. „Hier ruht Ruß und wartet“, hatte Wagner auf den Stein geschrieben. Und wenn seine geliebte Frau Cosima ihm zuweilen nicht nach dem Sinne tun wollte, sagte er: „Sei nur brav, sonst kommst du nicht mit ins Mausoleum“, und mit den Worten des Dichters:

Schon fängt der Horizont sich an zu weiten,
Frei schwebt die Seele über Raum und Zeit:
Die Mitwelt mag an seinem Grabe streiten,
Die Nachwelt preist ihn für die Ewigkeit!

Schließen auch wir die Herzensgeschichten des großen Meisters.

Inhalts-Verzeichnis

Erster Teil

	Seite
1. Kapitel: Die Gesetze der praktischen Nebenmenschen	5
2. " Was die „Gesellschaft“ verlangt	26
3. " Richard Wagners erstes Auftreten als „Darsteller“	42
4. " Zum zweiten Mal verwaist	55
5. " Wie es „Käferle“ erging	76
6. " Rivalinnen	102
7. " Das Recht auf Liebe	128
8. " Richard Wagner und die Frauen	159
9. " Enttäuschungen	183

Zweiter Teil

1. Kapitel: Eine Begegnung	203
2. " Intermezzo	227
3. " Hungernd in Paris	247
4. " Neue Enttäuschungen	273
5. " Richard Wagner in der Heimat	293
6. " Richard Wagner, der Barrikadenheld, und seine Flucht	317
7. " Die Gräfin von Tscheschew	340
8. " Unerreichte Ideale	364
9. " Goldene Fessel	385

Sobald erschienen:

Die Warenhausdiebinnen

von

Dr. Paul Dubuiffon

Chefarzt des St. Annen-Khys und Sachverständiger des Seine-Tribunals.

Autor. Übersetzung aus dem Französischen von **Alfred H. Fried.**

Preis: brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.50.

Wer hat von der „Magazinitis“ noch nichts gehört? „Magazinitis“ ist eine der gefährlichsten und gefürchtetsten Krankheiten der Kulturmenscheit und zwar in weit überwiegendem Maße der weiblichen. Die **Warenhaus-Kleptomane**, eine eigentümliche Art von Diebstählen, zu denen in den großen Magazinen der Weltstadt wesentlich Frauen verlockt werden, hat nun **Paul Dubuiffon, der Gerichtspsychiater von Paris**, als eines der jüngsten und interessantesten Gebiete der Psychiatrie behandelt. Dubuiffon ist ein meisterhafter Psychologe der Warenhäuser und geht dem Problem mit dem ganzen psychiatrischen Rüstzeug zu Leibe. Daß er das hochinteressante Thema in leichtflüssiger, anziehender Form behandelt hat, bildet einen Vorzug seines Buches, der nicht unterschätzt werden darf.

Zwei neue hochbedeutende Romane, die jede gebildete Frau gelesen haben muß:

Der neue Gott

Roman aus der Zeit Moses
von **Leonore Frei**

2 Bde. Preis: br. pro Bd. Mk. 2.50;
in 1 Band gebunden Mk. 6.50,
in 2 Bänden gebunden Mk. 7.—.

„Ein großartig angelegter Roman aus der Zeit Moses. Er schildert die Befreiung Israels aus der ägyptischen Gefangenschaft. . . Die Sprache ist eine un- gemein poetische und schwungvolle . . .“
Pfarrbote.

„Ein höchst lesenswertes Buch“. Ostdeutsche Rundschau.

„Und das soll eine Dame erdacht haben, alle Achtung vor dieser Dame, wenn sie nicht bloß der Dolmetsch eines Größeren . . .“

Verkehrs-Zeitung, Wien.

„Ein sehr originelles Buch. . . Die Darstellung ist eine sehr packende und reich an lebhaft in die Phantasie fallenden Höhepunkten“. Leipziger Tageblatt.



JUNGE

Ein Frauenleben

Roman von Wilhelm Holzamer

Preis: broschiert Mk. 4.—,
gebunden Mk. 5.—.

„Das ist der beste Frauen-Roman der Gegenwart, da er die gesamte Frauenbewegung in vollendet künstlerischer Form darstellt und zu Aus- druck bringt.“

Magazin für Litteratur.



Moderne Frauen-Bibliothek!

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

1. **Ilse Frapan, Wandlung.** Erzählg. Br. M. 1.—, geb. M. 1.75.
2. **Franziska Mann, Könige ohne Land.** Erzählung. Br. M. 1.—, geb. M. 1.75.
3. **Ida Schaaf-Regelmann, Aus den Erinnerungsblättern eines Typewriting-Girl.** Br. M. 0.75, geb. M. 1.50.
4. **Gabryela Gräfin Zapolska, Vaterunser.** Erzählung. Br. M. 0.75, geb. M. 1.50.
5. **Klaus Rittland, Meine erste Liebe.** Erzählung. Brosch. M. 0.75, geb. M. 1.50.
6. **Leonore Frei, Wegwende.** Roman. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
7. **Margarete Pochhammer, Die Geschichte der Eltern.** Erzählg. Br. M. 0.75, geb. M. 1.50.
8. **M. Heinz, Leibeigen.** Eine Erzählung aus dem modernen Eheleben. Br. M. 0.75, geb. M. 1.50.
9. **Karin Michaelis, Liebe.** Erzählungen. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
10. **In Volbehr, Die Bäuerin von Vorbach.** Roman. Br. M. 2.50, geb. M. 3.50.
11. **Max Grad und Franziska Mann, Frauen = Erzählungen.** Br. M. 1.—, geb. M. 1.75.
12. **Marie Tyrol, Frau Antonie.** Roman. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
13. **Margarete von Oerzen, Doppel-Liebe.** Roman. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
14. **Franziska Mann, Alte Mädchen.** Erzählungen. Brosch. M. 1.—, geb. M. 1.75.
15. **J. von Keyserlingk, Keine Toren.** Roman aus Bayreuth. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.
16. **Elsa Lindberg, Ann-Lis.** Ein Buch von Menschenkindern. Roman. Einzig autoris. Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. Br. M. 2.50, geb. M. 3.50.
17. **Nils Collett Vogt, Harriet Blich.** Roman. Einzig autoris. deutsche Übersetzung aus dem Norwegischen v. Luise Wolf. Br. M. 2.50, geb. M. 3.50.
18. **Leonore Frei, Und sie bewegt sich doch.** Erzählung. Br. M. 0.75, geb. M. 1.50.
19. **Dr. Ella Mensch, Auf Vorposten.** Roman aus meiner Züricher Studentenzeit. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
20. **Carmen Ceja, Bettler des Lebens.** Roman. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die moderne Frauen-Bibliothek bringt in handlichem Romanformat bei guter Ausstattung zu billigem Preis speziell solche Werke moderner Belletristik, welche um ihrer Sujets willen für die Frauenwelt von besonderem Interesse sind. Die Mitarbeiterinnen der modernen Frauen-Bibliothek zählen durchweg zu den besten Vertreterinnen der Erzählungskunst. Wer sich über die neu erscheinenden Bände der modernen Frauen-Bibliothek auf dem Laufenden erhalten will, bekommt in jeder Buchhandlung stets gratis und franko die neuesten Verzeichnisse und Prospekte.

Wo der Bezug auf Schwierigkeiten stößt, wende man sich an die Geschäftsstelle der „Frauen-Rundschau“, Leipzig = R., Goeschestraße 1.

Frauen-Rundschau

Reich illustrierte Halbmonatsschrift für die gesamte

Kultur der Frau

(vormals „Dokumente der Frauen“ von Marie Lang, IV. Jahrg.)

Redaktion: Dr. phil. Helene Stöcker und Carmen Teja.

Abonnementspreis

pro Jahrgang M. 8,—

pro Quartal M. 2,—

Einzelheft 40 Pf.

Probenummern versendet **gratis**
und franko an jede Adresse die

Geschäftsstelle der „Frauen-Rundschau“

Leipzig-R., Goeschenstr. 1.

Neue Bücher von Marie Janitschek: „Aus Aphrodites Garten“.

Band I.

Maiblumen.

Band II.

Feuerlilie.

Jeder Band brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Die neue Eva.

2. Auflage (3.—4. Tausend).

Preis brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Auf weiten Flügeln.

Erzählungen.

Preis brosch. M. 2,50, eleg. geb. M. 3,50.

Neue Bücher von **Frau**

Elsa Asenijeff: Unschuld.

Ein modernes Mädchenbuch.

2. Aufl. Br. M. 2,50, geb. M. 3,50.

Tagebuchblätter einer Emanzipierten.

2. Aufl. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Max Klingers

Beethoven.

Eine kunsttechnische Studie.

Prachtwerk in Grossquart mit acht
Heliogravüren und 23 Beilagen und
Textbildern.

Preis in vornehmem Liebhaberband
geb. M. 20,—.

Soeben ist im Verlage von Hermann See-
mann Nachfolger zu Leipzig-R. erschienen
der neueste Roman von

Yvette Guilbert:

Die Halb-Alten

Les Demi-Vieilles.

Einzig autorisierte Ausgabe. 2. Auflage.

Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.

„Da giebt's kein Entrinnen, das ist ein
Buch, das alle Frauen und Männer, denen ein
modernes, menschlich bedeutungsvolles und
tiefempfundenes Buch etwas zu sagen hat,
werden lesen müssen; sie finden in guter
fliessender Übersetzung den schmerzlichen
Roman einer Frau, die in der Liebe alt wird,
mit glühenden Farben intensiver Leidenschaft
geschildert, und kann man dies Werk ein
Stück Naturgeschichte nennen.“

Deutsches Blatt.

... „Er ist bei weitem besser als der
unlängst von Yvette Guilbert veröffentlichte
Brettroman... Der Roman ist ein Spiegel-
bild von Yvettes Wesen. Derselbe seltsame
Gegensatz vom äussersten Cynismus und
tiefem Empfinden, wie in Yvettes Vorträgen,
derselbe strebende vorwärtsdringende Sinn
wie in ihrer Entwicklung.“

Berliner Tageblatt.



Neue Bücher für Wagner-Freunde



Bedier-Engels, Der Roman von Tristan und Isolde. Reich illust. Ausgabe. Geb. M. 18.—. Textausgabe br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Hans Bèlart, Richard Wagner in Zürich. 2 Bde. Preis je M. 2.—, in 1 Band gebunden M. 5.—.

Ludwig Karpath, Siegfried Wagner als Mensch und Künstler. Mit 6 Bildern. Preis M. 1.—.

Hans Merian, Illustrierte Geschichte der Musik im 19. Jahrhundert. Mit ca. 200 Abbild. Preis geb. M. 15.—.

— Richard Wagners „Tannhäuser“. (Erläuterung.) Preis M. 1.—.

— Siegfried Wagners „Bärenhäuter“. (Erläuterung.) Preis 50 Pfg.

Serdinand Pfohl, Richard Wagners „Fliegender Holländer“. (Erläuterung.) Preis 50 Pfg.

— Richard Wagners „Lohengrin“. (Erläuterung.) Preis 50 Pfg.

Serdinand Pfohl, Richard Wagners „Parsifal“. (Erläuterung.) Preis M. 1.—.

Adolph Pochhammer, Richard Wagners „Ring des Nibelungen“. (Populäre Erläuterungen.) Preis gebunden M. 2.—.

Prof. Hugo Riemann, Erläuterungen zum Huldigungsmarsch und Kaisermarsch. Preis je 50 Pfg.

Dr. Paul Sakolowski, Kollwenzerei und Eremitage. Bayreuther Stimmungen. Preis br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

— Bayreuther Nächte. Gedanken eines Nibelungen. Preis br. M. 1.80, geb. M. 2.50.

— Herzog Wildfang. (Erläuterung.) Preis 40 Pfg.

Eugen Segnitz, Richard Wagner und Leipzig. Preis M. 2.—.

Arthur Smolian, Vademecum durch Richard Wagners Ring des Nibelungen. Preis M. 3.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes!

~~44~~
f



